This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Das Leben

des württembergischen Pfarrers

Johannes Denner,

ehemaligen Schülers des Falk'schen Instituts zu Weimar,

von ihm selbst beschrieben.

Herausgegeben

von

Dr. Heinrich Merz.

Hamburg.
Agentur des Rauhen Hauses.
1860.

418

HARVARD
DIVINITY
SCHOOL
Andover-Harvard
Theological Library

J. Schneider, Basel 1861.

Lebensbilder

aus der

Geschichte der inneren Mission.

XIII.

Das Leben

des württembergischen Pfarrers

Johannes Denner,

ehemaligen Schülers des Falk'schen Instituts zu Weimar.

Hamburg, 1860.

Agentur des Rauhen Hauses.

Das Leben

des württembergiſchen Pfarrers

Johannes Denner,

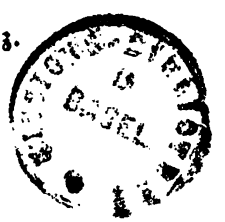
ehemaligen Schülers des Falk'ſchen Inſtituts zu Weimar,

von ihm ſelbſt beſchrieben.

Herausgegeben

von

Dr. Heinrich Merz.



Hamburg, 1860.

Agentur des Rauhen Hauſes.

BX
8080
.D46

Vorwort des Herausgebers.

Mit wehmüthiger Freude übergebe ich hiemit die Lebensbeschreibung meines lieben, viel zu früh dahingeschiedenen Freundes dem christlichen Publikum. Ich bin gewiß, wie sie mich selbst vom erstmaligen Lesen bis zur letzten Durchsicht erquickt und erbaut hat, so wird sie auch den übrigen alten Freunden des Entschlafenen in Nord und Süd und West ein theuerwerthes Vermächtniß sein und dazu auch noch im Tode ihm neue Freunde gewinnen.

„Auf vieles Dringen und Drängen" seiner geliebten Gattin hat er noch in gesunden Tagen ihre Bitte um Aufzeichnung seines so ungewöhnlichen Lebensganges erfüllt. „Meinen lieben Kindern," schreibt er, „will ich hiemit ein Denkmal der Liebe hinterlassen, aus welchem sie ersehen, wie der Herr ihren Vater so treulich und wunderbar geleitet und aus einem Dorfknaben zu einem Pfarrer gemacht hat; auf daß sie dadurch angetrieben werden, ihren Gott und Heiland schon in der Jugend zu lieben, sich ihm zu übergeben und immer von ihm leiten zu lassen."

Es konnte nicht fehlen, daß Freunde, denen das Geschriebene mitgetheilt wurde, ihr Interesse und ihre Theilnahme dafür bezeugten und wünschten, es möchte die Beschreibung eines Lebens, das so voll besonderster Führungen des Herrn sich darstellt, auch weiteren befreundeten Kreisen zugänglich werden. Daß auch der Selige recht gerne damit seinen vielen Freunden ein Andenken

und ein Gedächtnißmal der an ihm so reichlich offenbar gewordenen Treue Gottes gewährt hätte, das sprach er selbst einigemal gegen seine Gattin aus. Nur glaubte er zu diesem Behuf das Ganze nochmals umarbeiten zu sollen. Dazu aber ließ ihn, da er ohnehin „so schwer zum Schreiben kam," sein Beruf und nachher in der Zeit unfreiwilliger Muße sein Leiden nicht kommen.

Schade, daß es ihm nicht vergönnt war, wie er und nur er es vermochte, die nöthigen Aenderungen zu treffen, Einzelnes mehr auszuführen und so das Ganze mit noch mehr Farbe und Gestalt zu durchwirken. Uebrigens hätte bei einem förmlichen Umguß die Unmittelbarkeit des freien Ergusses, der kostbare Duft unbefangener Natürlichkeit leicht ein Opfer der Kunst und Absicht werden können. Freuen wir uns denn allweg dessen, was nun in ungebrochener Ursprünglichkeit uns hinterlassen ist. In seiner schmucklosen Darstellung ist wahrlich „die Einfalt zur Kunst geworden" und spricht eben so sehr zum Herzen als sie die Phantasie zur lebendigen Mitarbeit anregt.

Weil indessen der ursprüngliche Gedanke nicht auf den Druck ging, so mußte eine andere Hand sich herbeilassen, das Werk dafür zuzubereiten. Es waren Erläuterungen und Zusätze zu machen, Weitläufigkeiten zu kürzen und insbesondere solches Persönliches, das nicht vor das Publikum gehört, zu tilgen. Zu allem diesem wäre freilich ein älterer Freund des Seligen mit dem Schatze eigener Erinnerungen eher der Mann gewesen. Dennoch wollte ich mich der Bitte nicht entziehen, womit die Wittwe das Vermächtniß ihres Gatten meiner Hand anvertrauet hat. War ich mit den Einzelnheiten seines Lebens weniger bekannt, so habe ich immerhin die funfzehn Jahre her seiner Liebe mich erfreuet, seitdem ich ihn zuerst in A... als Amtsbruder begrüßte. Innerhalb eines kleinern Freundeskreises aus der Nachbarschaft von Lauterburg habe ich ihn bei unsern Zusammenkünften so lieb gewonnen, als Jeder ihn lieb haben mußte, welcher dem frischen, freien, frommen Mann mit dem gerad' gescheitelten blonden Haar

ins helle, blaue Auge blicken, ins heiter offene, kräftig ausgeprägte Antlitz schauen, seine lebhafte, durch und durch ehrliche, herzliche, wohltönend über die vollen sangesfreudigen Lippen strömende Rede hören, seinen frohen Humor theilen und seinen glaubensfesten, bußfertigen und demüthigen Sinn verstehen konnte. Auch als wir in andere Diöcesen gewandert waren, blieb die freundliche Verbindung, zumal seit er seinen Kindern zu lieb das für sie wichtige Haller Bürgerrecht erworben hatte und ich ihn einigemal zu Besuch hier haben, auch ihm hin und wieder kleine Freundesdienste leisten durfte. Seinen letzten Brief hieher schrieb er und erhielt ich „als ein Genosse am Reich und an der Trübsal" ein halb Jahr vor seinem Tode.

So sei es ein letzter Liebesdienst, den ich ihm, so zu sagen, persönlich leiste, indem ich sein Manuscript mit vorsichtig sichtender Hand durchgehe und abschneide oder zusetze, was der Druck mir zu erheischen scheint. Aufs gewissenhafteste wollte ich lieber zu wenig als zu viel, und nur das thun, was ich schlechthin vor der Sache geboten und vom seligen Freunde mir erlaubt weiß. Die getroffenen Aenderungen betreffen nirgends etwas Wesentliches, weder am Inhalt noch an der Form.

Wie das Gedruckte nun in die Welt geht, darf es als treuer Seelenausdruck unseres lieben Denner, als klares Spiegelbild eines Menschenlebens voll eigenthümlicher Gottesführungen durch Hunger und Kummer, Feuer und Wasser, Leiden und Freuden, als Bild eines Christenlebens voll kindlichen Glaubens und reicher, ungefärbter Liebe, als Bild eines evangelischen Pfarrlebens voll Sorge und Segen zu Lehre und Trost ausgehen zu Freunden und Fremden, zu welchen beiden der Vollendete noch von Gottes Gnaden redet, obwohl er todt ist, nach dem Spruche: „Was ist der Mensch, daß Du Seiner gedenkest und das Menschenkind, daß Du Dich Seiner annimmst!"

Der demüthige Mann würde es nach seiner lebhaften Weise eifrig abwehren, wenn man seine Lebensbeschreibung, wie ein ver-

ehrter Freund that, „ein Seitenstück zu Jung Stilling's Leben“ nennen wollte. Gewiß hat auch letzteres die größere Bedeutung für das Reich Gottes und die größere schriftstellerische Durchbildung voraus. Aber dennoch wird der Leser unwillkührlich die Parallele ziehen und von des lieben Denners merkwürdigem Ergehen und treuherzigem Erzählen sich angezogen und bis ans Ende in Spannung erhalten finden, wie es nur irgend von Stilling geschehen kann. Darf das behauptet werden, so sei es im Sinne des Vollendeten nur zum Preise Gottes, des Gebers aller guten und vollkommenen Gaben, und seiner Wunderwege gesagt, deren ganze Reichthums- und Erkenntnißtiefe uns erst im Lichte der Ewigkeit aufgehen wird. Dort soll uns Antwort werden auch auf die Fragen um das frühe Hinscheiden des in so reichem Segen hier Gestandenen.

Für die Zeit unserer Wallfahrt zum gemeinsamen Glaubensziele genügt es, zu wissen und zu erfahren das Wort, womit der theure Denner diese seine Lebensbeschreibung zunächst seinen Kindern gewidmet und überschrieben hat:

„Des Herrn Rath ist wunderbar, aber er führet es herrlich hinaus. Wohl dem, der auf ihn trauet!“

Schwäbisch-Hall, den 27. Januar 1860.

Heinrich Merz.

I.

Meine Jugendjahre.

Ich, Johannes Denner, bin im Jahr 1806 den 29. November in dem Neu-Weimariſchen Dorfe Brunnhardshauſen, nahe an der Bayriſchen Grenze, ſieben Stunden von Eiſenach und etliche Stunden von Möhra, wo früher Luthers Eltern wohnten, zwiſchen dem Röhngebirge und Thüringer Wald, geboren, als der mittlere unter drei Brüdern. Meine Eltern waren unvermögliche Leute, erzogen uns nach ihrer Art, ſo weit ſie es verſtanden, chriſtlich, hielten uns zum Guten an, und Einfachheit und Entbehrungen mancherlei Art gaben ſich von ſelber. Mein Vater, Johann Georg Denner, war Leinenweber und zu Zeiten auch Taglöhner, meine Mutter, Anna Barbara, eine geborene Lindemann, war im Worte Gottes ſehr bewandert, obwohl ſie nicht einmal ihren Namen ſchreiben konnte. Dieſe gute und zärtliche Mutter ſagte mir manches Lied, manchen Pſalm, manchen ſchönen Bibelſpruch vor, und ich lernte ihr zur Freude alles

eben so schnell auswendig, als sie in ihrer Jugend. Sie konnte aus ihrem Schatz Altes und Neues hervorholen und es fehlte ihr bei Gelegenheiten an keinem passenden Spruch von Salomo oder Sirach. Ihr verdanke ich, was meine Erziehung betrifft, am meisten, schon deßwegen, weil mein lieber Vater, dem das Sitzen nicht behagte und das Weben von Leinwand und Wollenzeug nicht zusagte, oft in anderweitigen Geschäften, wozu bisweilen auch eine kleine Handelschaft gehörte, abwesend war. Er war ein freundlicher, treuherziger und heiterer Mann, mit großen blauen Augen, und ein großer Liebhaber von Musik. Wir hatten viel Freiheit bei ihm; wenn ihm aber einmal die Geduld ausging, so wußte er sich Gehorsam zu verschaffen, und wir nahmen uns ordentlich zusammen. Er war eben so schlecht geschult als meine Mutter, die aber dafür ein so herrliches Gedächtniß hatte, daß sie noch den ganzen kleinen Katechismus Luthers mit Fragen und Antworten im einundsiebenzigsten Lebensjahr auswendig hersagen und sich in vielen schlaflosen Nächten daran erbauen konnte, was meinem Vater nicht so gegeben war.

Von meiner früheren Kindheit weiß ich weiter nicht viel zu erwähnen, als daß ich einmal in einem mit Wasser gefüllten Krautständer, in welchen ich kopfüber gefallen war, beinahe ertrunken wäre, da ich mit den Füßen nach oben im Wasser lag und kein Bewußtsein mehr hatte. Ein andermal wäre ich

beinahe vor Schrecken geſtorben, da man mir etwas von einem Otternkönig weiß gemacht hatte, der mit einer Schelle begabt ſei, auf deren Laut alle Ottern von allen Ecken und Enden herbeigeeilt kämen. Nun ging ich mit einer kleinen Kameradſchaft einmal in einen nahen Wald, um Vogelneſter zu ſuchen. Da erblickten wir auf einmal an einem Abhang unter einer kleinen Buche eine Otter oder Blindſchleiche. Wir konnten es uns nicht verſagen, aus einiger Entfernung mit vereinten Kräften nach dem Thier zu werfen. Vermuthlich getroffen, rollte es ſich zuſammen und die Anhöhe herab. Jetzt ſprang ein jeder davon. Ich war der letzte. Als ich nun den Vorangeeilten nachzukommen ſuchte, hörte ich immer etwas klingeln; ich glaubte den Otternkönig mit einem großen Otternheer hinter mir zu haben, und es wollte mir, bis ich an's Dorf kam, faſt Hören und Sehen vergehen. Da wurde ich endlich gewahr, daß einiges Spielzeug in meiner Weſtentaſche mich in ſo große Noth gebracht hatte.

Im ſechsten Lebensjahr beſuchte ich die Dorfſchule, wo Herr Schulmeiſter Günther, dem ich in mancher Beziehung zu Dank verpflichtet bin, unbeſchränkter und gewaltiger Herrſcher war. Seine Lehrzeit hatte er als Bedienter eines adeligen Herrn in Eiſenach durchgemacht. Er hatte beſonders in der Muſik ſchöne Kenntniſſe und ſonſt viel Gutes, war aber ſo hitzig, daß nicht gut bei ihm zu lernen war.

Hauptsache war das Auswendiglernen, aber ohne alle Methode und Erklärung. Wenn es nun nicht, so zu sagen, von selber ging, so setzte der Herr Schulmeister seinen Stock, den er Bakel nannte, auf's eifrigste in Bewegung, und er hätte nicht immer, wie Jener sagen können: „Hilfts nichts, so schadets nichts;“ denn obgenannter Bakel richtete oft groß Unheil an. Als auserlesene pädagogische und didaktische Hülfsmittel kamen noch hinzu Scheiter- und Erbsenknieen, Armaufheben und Wachestehen mit einem Knittel vor der Schul- oder Kirchthüre; oder das Aufheben eines Federwisches von einem Gänseflügel. Ich für meine Person kam sehr gut weg, da mir das Lernen leicht wurde, und ich dadurch die Ehre hatte, um die mich wohl Mancher beneidete, der Liebling meines Schulmeisters und der Oberste und Aufseher der ganzen Schule zu sein. Als solcher hatte ich auch das besondere Vorrecht, jene gefürchteten Stöckchen, Bakel genannt, von Zeit zu Zeit trachtenweise mit einigen Andern suchen zu dürfen, ein Geschäft, das wir pünktlich, zu völliger Zufriedenheit des Schulmeisters und zum allgemeinen Wohl der Schule in Sturm und Regen bereitwillig und nicht ohne einiges Selbstgefühl zu verrichten pflegten.

Immer hatte der Herr Schulmeister gesagt, Denner müsse Etwas werden, und man solle darnach trachten, daß er ein Schulmeister oder gar Cantor werde. Als ich nun 11 Jahre alt war und auch an der

Muſik viel Freude hatte, drang er in meine Eltern mir vorderhand eine Violine anzuſchaffen. Mein Vater, wie ich eben ſagte, ein großer Liebhaber der Muſik war ſogleich bereit dazu, aber meine Mutter heftig dagegen. Sie hielt es für eine Verſuchung zum Nichtsthun, und fürchtete, ich möchte zuletzt gar ein Muſikant werden, was ihr in der Seele zuwider geweſen wäre. Da mußte mein Vater einen harten Kampf beſtehen, und allerlei Gründe aufbieten. Er ſtellte ihr vor, ſie wiſſe ja, daß ich von Klein auf ein Schulmeiſter oder Cantor (dieß galt in unſrem Dorfe für eine höhere Ehrenſtufe!) habe werden wollen; es ſei ſchon mancher aus niederem Stande etwas geworden, und wenn etwas aus mir werden ſolle, ſo müſſe ich Etwas lernen. Kurz, er brachte es dahin, daß ich eine Violine bekam.

Dieß war der Anfang einer neuen Periode in meinen Jugendjahren. Die Violin-Noten gingen mir Nacht und Tag im Kopfe herum, lebhaft ſtand das Notenſyſtem vor mir und bald kam ich zum Ziele. Kaum war mein Arm lang genug, die Violine zu halten, doch ging ich getroſt an's Werk. Schulmeiſter Günther gab mir Unterricht, und durch den größten Eifer brachte ich es bald dahin, daß ich bei der nächſten Feſtmuſik in der Kirche die zweite Violine mitſpielen konnte, was für meinen Vater eine große Freude war. Ein Stockblinder mit äußerſt feinem Gehör ſpielte die erſte Violine. Das war nun für meine

Mutter zwar auch eine Freude, aber im Hintergrunde lagerte immer noch die Furcht vor einem Muſikanten. Ich hatte unterdeſſen in manchen ſauren Apfel beißen müſſen. Mit dem größten Eifer betrieb ich das Violinſpiel, und mein guter Vater, der ſeine Kreuzer zu zählen hatte, mußte mir viele Saiten kaufen; eine gute und dauerhafte Quinte war mir ein großes Geſchenk. Ich geigte ganze halbe Tage, beſonders an Sonntagen, wenn ich ſchwere Stücke hatte, ſo an Einem fort, daß meiner Mutter die Geduld ausging, und ſie mich auf die oberſte Bühne unter das Dach ſchickte, wo ich mich ſatt geigen ſollte. So gings zu Hauſe; aber, wie gings bei meinem Herrn Schulmeiſter, der ein ſolcher Hitzkopf war und bei dem noch Keiner, der die Muſik lernen wollte, ausgehalten hatte? Nun, da gings auch durch manches Gedränge. Ich mußte immer in Aengſten leben, und konnte nicht wiſſen, wann ich Eins an den Kopf bekomme; dazu that mir mein noch zu kurzer Arm oft entſetzlich weh, und als ich einmal den kleinen Finger in die Höhe ſtreckte, klopfte Herr Schulmeiſter mich mit dem Violinbogen ſo darauf, daß ich ihn nicht mehr rühren konnte. Manchmal kam ich des Abends betrübt und verſtimmt nach Hauſe, doch was ſollte ich machen? Meine Mutter merkte es wohl, aber ſagte und fragte kein Wörtchen; ſtill ſetzte ich mich in eine Ecke. Es war ja Alles nach meinem Willen gegangen, ich ſelber hatte es mit Bitten und Flehen bei meinem Vater, wider

den Willen der Mutter, durchgesetzt. So mußte ich also auch alles still hinnehmen und zufrieden sein. Doch, es ging bald immer besser. Ich war beinahe den ganzen Tag bei meinem Schulmeister, und wenn ich auch manche trübe Stunde bei ihm verlebte, so hatte ich ihn doch sehr lieb und wäre ihm durch ein Feuer gegangen. Er unterrichtete mich unentgeltlich, wofür ich ihm allerlei Dienste verrichtete, als: Meßnersdienst, Botendienst, auch Hirtendienst, denn er hatte Vieh.

In der großen Theurung und Hungersnoth der Jahre 1816 und 1817, von welcher jene Gegend hart gedrückt wurde, hatte ich es in der Schule besser, als zu Hause, da mein Schulmeister Brodes die Fülle hatte. Meinen guten Eltern ging es in dieser Zeit sehr schwer; gar oft war kein Bissen Brod und kein Stäubchen Mehl im Hause, und war die einzige Nahrung Grünes aus Feld und Wald in Milch und Wasser gekocht; bisweilen schwammen einige Brodschnitten in der Schüssel herum, welche als seltene Fische aufgefischt wurden; auch Kleienbrod wurde nicht verschmäht, wiewohl es einem im Halse stecken blieb. Viele Leute kamen an den Kräften sehr herunter und wandelten wie Schatten umher. Da wurde viel gebetet; die Menschen waren gedemüthigt, an Aufruhr und Empörung war kein Gedanke, man gab Gott die Ehre. Auch meine Mutter, welcher ich oft von dem in der Schule erhaltenen Stückchen Brod einen Theil mit

nach Hauſe brachte, jammerte und betete viel. Als im Jahre 1817 oder 18 der erſte Wagen Korn vor die Kirche geführt wurde und Herr Pfarrer Theuer vor derſelben eine Rede über die Pſalmworte hielt: „Die mit Thränen ſäen, werden mit Freuden ernd-ten ꝛc., da wurden Thränen der Freude und des Dankes gegen Gott genug geweint. Meine Eltern hatten ein Stück Land um's andere, eine Wieſe um die andere verpfänden oder verkaufen müſſen. Auch mit dem baaren Geld in den Händen wußte man oft viele Stunden weit weder Frucht noch Brod aufzu-treiben. Einmal brachte mein Vater, nach langem Herumreiſen, Brod, und als man davon in die Milch brockte, war Sand unten in der Schüſſel, oft war Tollhaber darunter und die Leute bekamen Kopfweh. Man fuhr nach Eiſenach und fand dort bisweilen auch nichts. Wie froh war man, wenn man nur Etwas erlangte, obgleich man um viele Thaler blutwenig be-kam. Unverlöſchlich hat ſich jene ſchwere Zeit meinem Gedächtniß eingeprägt. Wer Nahrung und Kleidung hat, ſoll zufrieden ſein und Gott täglich von Herzen dafür danken!

Nach dieſer Zeit trieb Schulmeiſter Günther mit lobenswerthem Eifer daran, daß ich nun auch ein Clavier bekäme; ich ſelber hatte wieder neuen Muth gefaßt, und wünſchte es eben ſo ſehr, als ich früher eine Violine gewünſcht hatte. Meine Mutter war wegen der großen Koſten wieder dagegen, mein Vater

aber nicht abgeneigt, wiewohl ihm ſolche Ausgaben äußerſt ſchwer fallen mußten. Endlich ſetzte er es durch; er brachte ſeine wenigen Schafe zum Opfer, und endlich erhielt ich ein mittelmäßiges Inſtrument, das ſogleich in die Schule gebracht wurde, die ich nun vollends gar nicht mehr verließ. Manchmal ſah es mir meine Mutter des Abends an, wenn es den Tag über in der Schule nicht gar wohl gegangen war; ſie ſagte aber wieder keine Sylbe und ich ſchwieg auch ganz ſtill. Um ſo eifriger betrieb ich die Sache; faſt den ganzen Tag ſaß ich hinter meinem Clavier und ſchon nach vier Wochen ſpielte ich den erſten Choral auf der Orgel während des Gottesdienſtes: „Herr Jeſu Chriſt Dich zu uns wend" ꝛc. Es ging aber nicht ohne Zittern und Zagen. Am Samſtag mußte ich die Probe machen, wozu mir mein Herr Schulmeiſter den Blasbalg trat. Aber des Dings auf der Orgel ungewohnt, wo alles gleich Laut giebt, wenn man ein wenig mit den Fingern neben aus kommt, wurde ich ganz ſcheu und confus, und es wollte nicht recht thun. Da kam mein Herr Schulmeiſter im höchſten Zorn dahergefahren und ſchlug mich ſo kräftig hinter die Ohren, daß ich faſt nicht mehr wußte, wo mir der Kopf ſtand. Auf eine ſo handgreifliche Inſtruktion mußte ich hinter meiner Orgel immer gefaßt ſein. Zum Glück hatte ich eine ſolche bald nicht mehr nöthig und war meiner Sache gewiß; ich mußte mich aber ſpäter immer hüten, es meinem Meiſter, der nicht

wenig Staat mit ſeinem Schüler trieb, an ſchönen Läufen, Schnörkeln und Trillern nachmachen oder gar zuvor thun zu wollen. Er gab mir nämlich fleißig Unterricht, bis ich alle Choräle ſpielen und ihn, ſo oft er wollte, beim Gottesdienſte vertreten konnte, dann hatte es ein Ende. Ich hatte ſpäter mein Clavier nach Hauſe genommen und ſaß auch hier immer dahinter; meine Mutter aber pflegte in der plattdeutſchen Sprache, wie ſie in Brunnhardshauſen geſprochen wird, zu ſagen: „Dau klaiampſerſt de ganze Toag un bans fertig is, ſo wird doch nüſcht rus.“ Anfangs ſchrieb mir Schulmeiſter Günther immer den Choral mit den Zwiſchenſpielen ab, der am Sonntag geſungen werden ſollte und ich übte ihn vorher ein; ſpäter that ich es ſelber. An einem Freitag gab mir der Schulmeiſter den Choral auf den Sonntag mit den kurzen Worten: „Da lerne ihn auf den Sonntag; er geht aus Demoll.“ Er hatte mir aber noch nie geſagt, was denn das ſei und was man da beobachten müſſe; auch hatte ich das Herz nicht, ihn zu fragen, indem ich eine harte Antwort fürchtete. Zu Hauſe fing ich nun an, mich zu exerciren; allein ich merkte bald, daß es nicht recht ſtimme und die Accorde nicht harmonirten. Ich zerbrach mir den Kopf, ſpielte aber immer nach D-dur und nahm das vorgezeichnete b dazu. Das klang erbärmlich zuſammen und zuletzt weinte ich bitterlich. Meine Mutter beeilte ſich nicht ſehr, mich zu tröſten und aufzurichten. Da kam zufällig ein altes Weib

aus dem Dorfe und fragte meine Mutter, was denn der Junge da weine? Ach, sagte sie, da hat ihm der Schulmeister wieder ein Lied zum Spielen aufgegeben, das kann er nicht herausbringen. Nun, sagte das Weib, was ist's denn für eins? Es war aber das für die Umstände sehr passende Lied aus dem Schmalkaldischen Gesangbuch:

„In dem Leben hier auf Erden
Ist doch Nichts als Eitelkeit;
Bös Exempel, viel Beschwerden,
Plage, Klage, Müh und Streit,
Kummer, Sorge, Angst und Noth,
Krankheit, und zuletzt der Tod."

Ei, sagte das alte Weib, das, wie meine Landsleute es fast alle sind, sehr musikalisch war, das kann ich gut, ich will dir's einmal vorsingen. Sie that es und sang die Mollmelodie so rein, daß ich meinen Fehler alsobald bemerkte, und den Choral ohne Anstoß spielen konnte. Während ich mich im Clavierspielen übte, ließ ich darum die Violine nicht liegen. Wenn meine Kameraden am Sonntag herumschwärmten, geigte ich oft meiner Mutter die Ohren voll. Nicht nur bei Kirchenmusiken, wo ich wegen meiner Kleinheit auf einen großen Block stehen mußte, wirkte ich mit; sondern ich hätte beinahe mich auch um des Geldes willen zu Tanzmusiken brauchen lassen. Ich fühlte mich sogar geehrt, als ich einmal bei einer großen Hochzeit dazu gezogen wurde, zuerst in der Kirche, dann zum Tanz, der mehrere Tage und Nächte dauerte und wo-

bei unsere Instrumente mit farbigen Bändern geschmückt waren. Das waren gefährliche Versuchungen für einen noch unerfahrenen Knaben von zwölf oder dreizehn Jahren, der weder rechts noch links wußte. Der Herr in seiner großen Barmherzigkeit und Treue allein hat es verhütet, daß ich an dieser Klippe nicht gänzlich scheiterte. Wenn aber mein Vater im Frühjahr Holz machte, mußten wir Knaben mit angreifen; da hatte ich große Sorge für meine Finger, daß sie mir zum Spielen nicht zu steif würden. Ueberhaupt war ich wenig zu brauchen, weil ich bald in der Schule, bald hinter meinem Instrument war.

Mittlerweile war die Zeit gekommen, wo ich confirmirt werden sollte. Sechs oder acht Wochen vor der Confirmation gingen wir zu unserm guten und freundlichen Herrn Pfarrer Theuer, der in Neidhardshausen wohnte, einem eine halbe Stunde entfernten Dorfe. Diese Frühlingswanderungen waren für uns sehr angenehm, aber wenig erbaulich und schlecht geeignet, uns in die rechte Stimmung zu versetzen. Auch wurden wir nicht genug innerlich angeregt, da unser lieber Herr Pfarrer gar sänftiglich zu Werke ging. Er war ein guter und frommer Mann, der sich zur Brüdergemeinde hielt. Er unterrichtete nach geschriebenen Heften, wo Fragen und Antworten bei einander stunden. Die gab er mir zum Abschreiben, ich lernte die Antworten mechanisch auswendig und wurde immer gelobt! Tiefere christliche Eindrücke

verdanke ich meines Wissens hauptsächlich meiner Mutter und der freien und ungehinderten Wirksamkeit des Wortes und Geistes Gottes. Im Uebrigen wuchs ich unter dem Haufen der Dorfjugend in all ihren Sünden und Unarten auf, die ich damals nicht einmal dafür erkannte. Am Confirmationstage mußten wir alle in die Schule kommen und dort dem Lehrer und den Eltern danken und sie um Verzeihung bitten. Da gab es immer Thränen die Menge; ob sie aber von großer Bedeutung gewesen seien, möchte ich fast bezweifeln. Bei solchen Formen kommt es darauf an, in welchem Geiste sie fortgeführt werden. Leider kann ich mich nicht erinnern, einen besondern Segen für mein Herz gehabt zu haben. Daß aber alle Menschen fromm und mit Gottesfurcht beseelt sein müßten, erschien uns als etwas, das sich von selber versteht. Von einer Liebes- und Lebensgemeinschaft mit Gott durch Christum wußten wir alle mit einander Nichts.

Jetzt aber handelte es sich darum, was ich nun weiter anfangen sollte. Es war gerade Kirchen- und Schulvisitation, wo Herr Pfarrer Theuer mein Anliegen dem Herrn Superintendenten Dr. Schreiber von Lengsfeld auf's Dringendste vorstellte. Er prüfte mich und hatte besonders Freude an meinem Orgelspiel. Da Herr Doktor Schreiber selber ein hülfloser Knabe gewesen war, so versprach er, sich wegen meiner an den Herrn Legationsrath Falk zu Weimar zu wenden. Dieser edle Mann, auch durch geistreiche Schriften

berühmt, Sohn eines Perückenmachers zu Danzig, in dessen Geschäft auch er in seiner Jugend eingeleitet worden war, hatte nach der Leipziger Schlacht 1813 und 1814 eine Anstalt gegründet, in welche arme und verlassene oder verwahrloste Kinder aufgenommen und zu einem ihren Neigungen und Fähigkeiten angemessenen Beruf gebildet wurden. So kam es, daß mancher Arme studirte, Schullehrer wurde, ein Handwerk oder eine Kunst erlernte. Ihm wollte mich nun Herr Dr. Schreiber auch empfehlen und für mich um Aufnahme bitten. Die Sache verzögerte sich aber wieder und ich trat den Sommer über als Hirtenknabe in Dienste, obgleich es immer mein sehnliches Verlangen war, fortzukommen. Auf der Weide hatte ich nicht selten eine alte Generalbaßschule, eine alte lateinische Grammatik, die ein Beamter mir einst zum Geschenk gemacht hatte, oder auch ein anderes Buch bei mir. Da ich aber einen so unvollkommenen Unterricht genossen hatte, so war der Gewinn eben nicht sehr groß. Oft machte ich mir auch andere Unterhaltung. Ich hatte ein besonderes Wohlgefallen an Pferden und am Reiten und machte mir leider kein Gewissen daraus, hie und da eine halbe Stunde auf der Hut herumzujagen, womit freilich die armen Thiere nicht gesättigt wurden. Von jeher war ich so leidenschaftlich auf's Reiten versessen, daß ich keine Gefahr, Unlust oder Strapazen scheute. In meinen letzten Schuljahren wurde ein großer Schmuggelhandel mit Salz in's

Bayriſche getrieben. Es fiel Niemanden ein, dieß für eine Sünde zu halten, nur erwiſchen laſſen durfte man ſich nicht. Auch mein Vater ließ wegen Mangel an ſonſtigem Verdienſt ſich verleiten, Pferde anzuſchaffen. Er brachte jedoch das Salz nur bis an die Grenze, wo dann die Bayern ſelber es holten. Da ging ich nun oft mit über das Röhngebirge, um auf dem Rückwege reiten zu können, obgleich ich mehr als einmal vor Froſt und Regen in finſt'rer Nacht faſt erſtarrte. Nur einmal begleitete ich meinen Vater, ſo viel ich weiß, auch über die Grenze. Es war ein unheimliches, unſauberes Handwerk. Eine kleine Geſellſchaft hatte einen wegkundigen Führer. Um Mitternacht ungefähr wurde aufgebrochen. Es ging die Kreuz und die Quere über Stock und Stein, durch Feld und Wieſen etliche Stunden weit. Als der Vorrath gut verkauft war, ſchickte mich mein Vater allein mit dem Pferde voraus, und ich ſprengte, ſo viel es das Thier vermochte, im Galopp über die Grenze, ohne irgendwo angehalten worden zu ſein, wo ich dann im erſten Weimar'ſchen Dorfe meinen Vater erwartete.

Aus dem Bisherigen geht hervor, daß meine Jugend eben nicht ſehr erbaulich war, und ich eine ängſtliche Erziehung nicht genoſſen habe. Indeſſen wollte ich, wie geſagt, immer fort, und wußte doch nicht, wohin. Herr Dr. Schreiber, der lange keine Antwort von Weimar bekam, weil ſich damals Herr Le-

gationsrath Falk in Würzburg aufhielt, hatte faſt keine Ruhe mehr vor mir, ſo oft machte ich den drei Stunden weiten Weg zu ihm immer mit der Frage, ob noch kein Brief gekommen ſei? Endlich kam ein langes Schreiben, das aber meinen Wünſchen nicht ganz entſprach. Unter anderem hieß es in demſelben: „Wollte Denner ſich entſchließen ein Handwerk zu lernen, oder in eine ſolide Handlung zu treten, ſo könnte ich eher die Hand dazu bieten, ja ich biete ſie ſchon, indem ich hierdurch ſage: er komme ſogleich. Anders iſt es aber mit dem Vorſatze, ein Cantor zu werden, oder der Schule zu folgen. Hierzu iſt eine Reihe von Jahren nöthig und die Koſten ſind ſo bedeutend, daß ein einziger ſolcher Burſche zwölf andern, die Handwerke lernen wollen, den Weg verſperrt. Viele kamen zu uns in derſelben Abſicht, und da wir jahrelang Mühe und Geld an ihnen verſchwendet hatten, wurden ſie uns untreu. Anſtatt ihre Schuld einigermaßen durch Unterricht an der Anſtalt abzutragen, unterrichteten ſie fremde Kinder in der Stadt, und wenn wir ihnen dies verwieſen, traten ſie aus der Anſtalt, meinten, ſie könnten ſich nun ſelber helfen, gingen hin, wurden Pfeifer, Geiger und Comödianten und wir erlebten wenig Freude an ihnen. Nach ſolchen traurigen Erfahrungen iſt es unſere Pflicht in dieſem Punkt behutſam zu Werke zu gehen. Deßhalb muß ein Jeder, der in ſolcher Abſicht zu uns kommt, ein Probejahr beſtehen, von dem es abhängt, ob wir ihn abweiſen,

oder uns ſeiner annehmen. Bleibt nun Denner bei ſeinem Vorſatz, ſo kann er zwar auch kommen; doch muß er ein Bett mitbringen und zuſehen, ob Freunde und Verwandte das Koſtgeld ein Jahr lang für ihn decken wollen. Können wir ihm nach überſtandenem Probejahr ein ehrenvolles Zeugniß geben, ſo darf er auf unſere weitere väterliche Fürſorge rechnen u. ſ. w.“ Dieß war ungefähr wörtlich der Inhalt des ſo lang und ſehnlich erwarteten Schreibens. Auf ein Probejahr hätte ich es nun zwar gerne ankommen laſſen, aber — woher ſollte ich das Koſtgeld nehmen? Ich hatte keine Verwandte, die es beſtreiten konnten, und meine Eltern hätten Haus und Hof zum Pfand ſetzen müſſen, wenn ſie es übernehmen ſollten. Zwar wäre jetzt auch meine Mutter zu jeglichem Opfer bereit geweſen, allein, dort bei uns zu Land am Thüringer Wald, gab es wohl viele Steine, aber wenig Geld. Nur ſchwer konnte ich mich dazu entſchließen, im äußerſten Fall auch Kaufmann zu werden; zu Hauſe aber bleiben, das wollte ich ſchlechterdings nicht, und ein Handwerk wollte ich auch nicht lernen, lieber wäre ich ein Kutſcher oder Fuhrmann geworden, um mit Pferden umgehen zu dürfen. In einem abgelegenen Dörfchen zwiſchen dem Röhngebirge und Thüringer Wald aufgewachſen, ſchwebten mir Schulmeiſter und Pfarrer als Ideale vor. Letzteres ſchien mir für meine Verhältniſſe viel zu hoch, und ich wollte höchſtens ein Cantor oder Organiſt werden. Hierbei aber, das war

mein Entſchluß und Gebet, wollte ich Alles dem Willen Gottes überlaſſen. So viel Chriſtenthum hatte ich ſchon von meiner Mutter gelernt, daß ich lebendig überzeugt war, es ſtehe Alles in einer höhern Hand. Dieſe meine Geſinnung theilte ich auch dem Herrn Doktor Schreiber mit und er vermochte nicht, mich anders zu ſtimmen. Er war freundlich gegen mich und verſprach, mir ein Schreiben mitzugeben, wenn ich dem ungeachtet nach Weimar wolle. Meine Eltern machten denn ein Bettlein für mich zurecht, d. h. ein Kiſſen, eine kurze und ſchmale Decke und einen Strohſack, was alles mein lieber Vater in einen Querſack einpackte. Auf gut Glück wollten wir einmal zum Herrn Legationsrath Falk nach Weimar.

Die Stunde des Abſchieds aus dem Lindemänniſchen Haus (ſo hieß unſer Haus von Groß- und Urgroßvater her) nahte, und ich machte mich, beſchenkt von Freunden und Verwandten, mit kleinen Münzen, geräucherten Würſten und Fleiſch auf den Weg, um einmal aus Brunnhardshauſen fortzukommen. Meine gute Mutter, welche ich gebeten hatte, mir nicht mit Weinen das Herz ſchwer zu machen, ſuchte alle ihre Schätze hervor, um mir mein Vorhaben zu erleichtern. Durch Eier- und Federn-Verkauf hatte ſie etliche Gulden zurückgelegt, die ſie mir in die Hand drückte, und gab ſich viele Mühe, die Thränen nach meinem Wunſche zurückzuhalten. So machte ich noch ganz ungewiß, wie ich in Weimar ankommen würde, mich

an einem ſchönen Frühlingsmorgen mit meinem Vater auf den ungefähr vierundzwanzig bis dreißig Stunden weiten Weg. Daß ich in dieſer Zeit ernſt geſtimmt war, und in meinem Innern Gott kindlich um das Gelingen meines Vorhabens gebeten habe, iſt mir noch erinnerlich. Der nächſte Weg führte uns über Schmalkalden, den Thüringer Wald und Erfurt, wo ich nicht wenig erſtaunte über die Größe der Stadt und die Höhe ihrer Häuſer. Unterwegs ſetzten wir uns hie und da unter einen Baum nieder, um unſere Vorräthe zu verzehren, und langten nach zwei ſtarken Tagemärſchen, die unſern Füßen tüchtig zugeſetzt hatten, am erſten Mai 1822 glücklich und wohlbehalten in Sachſen-Weimar an, wo wir in der Sonne übernachteten. Am folgenden Tage ſuchten wir das Falk'ſche Inſtitut auf, und wurden freundlich aufgenommen. Beim Herrn Legationsrath beſtand ich ein kleines Examen, in welchem dieſer theure Mann hauptſächlich nach dem 139ſten Pſalm fragte, (Herr du erforſcheſt mich ꝛc.) wobei er mir immer das Haupthaar ſtreichelte. Ein Freund wollte wiſſen, daß Herr Legationsrath Falk nach den Haaren den Charakter eines Jeden beurtheile. Sein Schreiber mußte mir auch Etwas diktiren, was mir in meinem Leben noch nicht leicht begegnet war, wiewohl ich ſchon im ſechszehnten Jahre ſtand. Ich wollte es auch fein hochdeutſch nach der Bücherſprache ſchreiben, und ſetzte: „ich ſpiele die Violina, auch ein wenig Claviere," worüber Herr Le-

gationsrath Falk ganz mild lächelte und dem Schreiber sagte, das habe Nichts zu bedeuten; ich habe meine Sache ordentlich gemacht, und ich werde es schon besser lernen. Meinem Vater ertheilte er hierauf die Weisung, er solle in Gottes Namen wieder nach Hause reisen, ich aber solle vorderhand bei ihm bleiben, und er wolle einmal sehen, was sich aus mir machen lasse. Meine Freude war sehr groß. Ich begleitete meinen Vater eine Stunde, nahm dann ohne Thränen von ihm Abschied, während es ihm jetzt erst schwer wurde, lief stracks nach Weimar und sah gar nicht mehr zurück, was meinem guten Vater, wie ich nach etlichen Jahren hörte, gar wehe gethan hatte. So war ich denn doch noch fort gekommen, obgleich so lange jeder Weg verschlossen schien. Hoffnungs- und erwartungsvoll, auch mit guten Vorsätzen, kam ich in's „Luthergäßchen" wo die Anstalt lag, zurück. Meine Ausrüstung war, wie sich denken läßt, sehr einfach. Doch hatten meine Eltern bei meiner Confirmation mir eine sogenannte Herrenkleidung angeschafft, bestehend aus einem runden Hut (meine Kameraden hatten dreieckige) blauen Rock, kurzen grauen Hosen mit Schnallen, blauen Strümpfen mit stattlichen Zwickeln und Römerschuhen. Dieß war mein einziger Anzug, da ich meine alten Kleider zu Hause gelassen und nur den Staat mitgenommen hatte.

II.

Mein Aufenthalt im Falk'ſchen Inſtitut zu Weimar.

Eine neue Welt war mir aufgegangen, in welcher mir Alles ſo ſpaniſch vorkam, als einſt den Spaniern die neu entdeckte Welt. Alles war anders, die Häuſer, die Kleider, die Lebensweiſe, die Sprache, denn ich war bis dahin das Plattdeutſche gewohnt. Sonderbar kamen mir vor die Begrüßungen, die „ſchön guten Morgen," und „ſchön guten Abend," die Höflichkeitsbezeugungen, die Bücklinge, die Knicklinge, wobei ich mir trotz meiner Herrenkleidung in den kurzen Hoſen auch ſelber noch ſonderbar vorkam. Doch lernte ich mich auch in dieſe neue Weiſe ſchicken. Ein Landsmann von mir, der vor etlichen Jahren, um das Schuhmacherhandwerk zu lernen, in's Falck'ſche Inſtitut gekommen, aber wegen ſeiner ſchönen Gaben vom ſelligen Falk zu etwas Höherem beſtimmt worden war und in ſeiner Nähe ſich aufhielt, war mein nächſter Inſtructeur in der ſtädtiſchen Lebensart und im guten

Anstande. (Er studirte später in Königsberg und wurde mein Schwager.) Er, einer Namens Luther aus meiner Heimath gebürtig, und ich, wohnten gleich neben dem Zimmer Falks, wo ich mich meist mit Bröders kleiner Grammatik beschäftigte. Ein Zögling, der das Gymnasium besuchte, eben so klein als ich, aber mir gegenüber wie ein Professor, war mein ungeduldiges Lehrmeisterlein. Auch noch etliche andere Unterrichtsstunden hatte ich, größtentheils aber war ich zur Selbstbeschäftigung angewiesen, und mußte mir bei meinen Freunden Raths erholen. In der ersten Zeit kam Herr Legationsrath Falk oft zu mir, fragte mich, wie es mit dem Heimweh stehe, wie mir das Lateinlernen gefalle und ließ sich in manches freundliche Gespräch mit mir ein. Das that mir wohl und ich faßte allmählig ein Herz zu ihm, merkte bald, daß er mir wohl erlaube, ihn zu lieben, zu fragen, zu bitten. Manchmal gab er mir auch Etwas zum Abschreiben, im Uebrigen aber war ich, wie gesagt, mir meist selbst überlassen, denn im Hause war blos eine gewöhnliche Elementarschule, während die nicht zu Handwerkern bestimmten Zöglinge in Kosthäusern untergebracht waren, das Gymnasium oder Schullehrer-Seminar besuchten, und sich nur in den Singstunden in der Anstalt, welche eine Art liturgischer Erbauungsstunde waren, jedoch ohne Eingangs- und Ausgangsgebet, einfanden. Gemeinschaftliche eigentliche Morgen- und Abendandachten gab es zu meiner Zeit nicht, an Ermunterungen zur

Gottesfurcht ließ es darum der sel. Falk nicht fehlen, wie sich im fernern Verlauf meiner Erzählung herausstellen wird.

Die Anstalt war damals in einer Uebergangsperiode. Herr Legationsrath Falk hatte ein großes, klosterartiges Gebäude angekauft, um es für die Anstalt durch die eigenen Zöglinge umzubauen. Es mußte aber fast Alles neu gebaut werden und war daher überall ein reges Treiben, ein Hämmern und Klopfen, Einreißen und Wiederaufbauen, Arbeiten und Singen, Laufen und Springen. Bei den Maurern und Zimmerleuten waren ehemalige Zöglinge; und solche, die erst kamen, um Handwerke zu lernen, mußten auch längere Zeit auf dem Hofe arbeiten, Steine und Schutt, Holz und Kalk tragen und herbeischaffen, was fehlte, auch Backsteine machen, die an der Sonne getrocknet wurden. Auf einem kleinen Wagen holte so eine kleine Schaar bedeutende Lasten, wobei L. R. Falk oft selber gegenwärtig war, damit kein Unglück geschehe. Häufig aber führte mein Landsmann Kirchner, der immer mehr die Stelle eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten versah, die Aufsicht, während ich bald das Departement des Innern übernehmen mußte. Wegen einer Veruntreuung mußte nämlich der bisherige Sekretär des L. R. Falk fort, und dafür zog er nun mich in seine Nähe, daß ich so zu sagen Tag und Nacht um ihn war. Es gab natürlich bei dem bedeutenden Bauwesen, den vielen Kostleuten und

Lehrmeistern, bei den mehr als hundert Zöglingen, den vielen Freunden der Anstalt, welche dieselbe aus der Ferne, namentlich aus Preußen und Sachsen unterstützten, bei den vielen verschiedenen Klagen und Anfragen, viel zu besorgen, zu schreiben, zu notiren, zu beantworten, kurz an Beschäftigung fehlte es hier so wenig, daß ich selten auf einen Spaziergang, selten in die Kirche, selten auch nur vor das Thor kam und mehrere Jahre ein wahres Klosterleben führte. Anfangs mußte ich abschreiben; Falk diktirte mir und corrigirte es hernach, da ich noch Fehler machte, bis er mein Geschriebenes so ziemlich zu jedem Zweck brauchen konnte. Er diktirte bei weitem mehr, als er selber schrieb. Ich fertigte Leute ab, hörte Bitten und Wünsche an, erstattete Bericht und zahlte Geld aus, schrieb Rechnungen und Quittungen, führte die Anstaltsbücher fort und ließ mich zu allen möglichen Dienstleistungen von meinem väterlichen Freunde brauchen. Bisweilen hatte ich mit groben und unverschämten Leuten zu thun, deren Forderungen man nicht gleich befriedigen konnte, weil es nicht selten an Geld fehlte, da hatte der kleine Minister des Innern oft einen harten Stand, und wünschte sich einen großen Bart, wie ihn heutzutage unsere Republikaner tragen. Wurde es mir bisweilen schwer, meine Autorität zu behaupten, und ich klagte dem seligen Falk meine Noth, so nannte er dieß Alles eine gute Schule für mich. An jedem Abend gab es noch viel zu schreiben. Mor-

gens vier Uhr ſtand ich auf und ſpielte auf einem alten Flügel, da ein abgeſetzter branntweinburſtiger Cantor, der die ſchönen von ihm ſelbſt componirten Walzer mit mir einübte, mir eine Zeit lang Stunden gab.

Unermüdlich thätig war der edle Falk für ſeine Mitmenſchen; alle ſeine Arbeit und Sorge war für Arme und Verlaſſene. Er war, wie ich oben ſagte, eines Perückenmachers Sohn, eines ehrſamen Bürgers zu Danzig, und hatte noch ſechs Brüder. Seine Mutter war (ich halte mich hier meiſt an ſeine eigenen Erzählungen) eine Herrnhuterin, die ihn ſo ernſt und chriſtlich erzog, daß er nur in der Bibel leſen ſollte. Johann Daniel aber (ſpäter nannte er ſich Johannes) hätte gar zu gerne ſtudirt. Die Mutter ſagte: „Was! du thuſt ſchon jetzt nicht das Gute, was du weißt, und wenn du gar ſtudiren würdeſt, kämeſt du vollends in die tiefſte Hölle hinein!“ Der Vater war auch nicht im Stande, die Koſten aufzutreiben. Der junge Falk aber hatte einen unwiderſtehlichen Trieb zum Studiren, und weil er zu Hauſe keine andere Bücher leſen durfte, ſo bekam er für ſein Taſchengeld Bücher aus der Leihbibliothek und las z. B. Wielands Schriften unter der Straßenlaterne. Aber je mehr er las, je unerträglicher wurde ihm die Werkſtatt, und beinahe wäre er zu Schiff gegangen und in die Hände der Seelenverkäufer gerathen. Da endlich erlaubten es die Eltern, daß er vom Handwerk

loskam, und ein alter Rektor nahm sich liebend seiner an. Falk machte reißende Fortschritte im Lateinischen, kam in die entsprechende Classe auf's Gymnasium, wurde hier von den reichen Kaufmanns- und Patriziersöhnen anfangs gar verächtlich angesehen, kam aber bei jeder Prüfung höher hinauf; bald war er unter den Ersten, geliebt und hervorgezogen von seinen Lehrern, und die reichen jungen Leute bemühten sich um seine Gunst und Freundschaft. Der Rath war für die Kosten auf der Universität behülflich; ein alter Rathsherr gab ihm noch die Weisung: „Du weißt, wir haben uns Deiner angenommen. Wenn nun einmal ein armer Knabe an Deine Thüre klopft, so nimm Dich seiner auch an." Falk bezog die Universität Halle. Hier arbeitete er wieder so anstrengend, daß er Blutspeien bekam. Obgleich er Jura studirte und überall sich auszeichnete, wollte er doch lieber eine freie und unabhängige Stellung behaupten und von Göthe, Wieland, Schiller, Herder im deutschen Athen angezogen, begab er sich nach Vollendung der Universitätsstudien nach Weimar, verheirathete sich mit einer edlen und vermöglichen Jungfrau Rosenfeld, und lebte als Literat in genauer Verbindung mit den genannten berühmten Männern. Mitterweile kam die Jenaer Schlacht 1806, die so unglücklich für Preußen ausfiel, und Falk bekam Gelegenheit, sich auch im Praktischen zu zeigen. Unter großen Gefahren ritt er mitten in's feindliche Heerlager der Franzosen bis zum

commandirenden General und ſuchte Plünderung und Raub zu verhüten. In Weimar, wohin ſich alles geflüchtet hatte, weil der damalige Herzog Karl Auguſt preußiſcher General war, wurde er Sekretär des franzöſiſchen Commandanten, wo er wieder unter mancherlei Gefahren für Stadt und Land Gutes wirkte. Dafür machte ihn der Herzog, nachdem er wieder zurückgekehrt war, zum Legationsrath mit unabhängiger Stellung und einem jährlichen Gehalt, ſowie zum Ritter des weißen Falken-Ordens, der ihm zu Ehren erneuert wurde. So kamen die Jahre 1813 und 14, wo es durch Krieg und Krankheit viele verlaſſene und hiedurch verwahrloſte Kinder gab, die man alsdann in die Zuchthäuſer ſteckte. Dieß fiel dem menſchenfreundlichen Mann auf. Er machte Vorſtellungen, daß man vielmehr dieſe jungen Leute erziehen und unterrichten müſſe, errichtete, von der edlen Herzogin unterſtützt, „die Geſellſchaft der Freunde in der Noth," und ſo entſtand in Deutſchland die erſte Anſtalt für arme und verwahrloſte Kinder. Während dieſer edlen Wirkſamkeit ſtarben ihm vier eigene Kinder in einem Monat, was dem zärtlichen Vaterherzen nur neuer Antrieb war zur Verſorgung anderer. In den Theurungsjahren hatte er mehrere hundert zu verſorgen, verlor ſpäter wieder eine blühende Tochter von ſechszehn Jahren und einen Sohn, der eben die Univerſität beziehen ſollte. Ich traf noch vier Kinder an, zwei Söhne und zwei Töchter. Er war ſeinem

Aeuſſern nach ein kräftiger, unterſetzter, ſehr ſchöner Mann, mit blonden Haaren, lebhaften blauen Augen, voll Geiſt, Liebe und Milde. In ſeiner großen Lebhaftigkeit lief er hie und da halbraſirt dem Barbier davon, und konnte zu Zeiten recht hitzig und ſchnell ſein, was ich ſelber einmal, wo ich überdieß völlig unſchuldig war, erfahren mußte. Auf einem Fuß, den er einmal gebrochen, war er ſchwach. Ging er mit einem, ſo machte er gern Ständerlinge, wobei er ſich gewöhnlich auf meine Schulter ſtützte. Faſt immer trug er eine Brille. Mein theurer, väterlicher Freund pflegte noch lange aufzubleiben, wenn andere Leute ſchliefen. Dieſe Gewohnheit mußte ich nun auch mitmachen. Blieb er frei vom Schlaf, wenn er mir diktirte, ſo ſchrieb ich ſehr gern, und es überraſchte uns manchmal der Tag. Hierbei hatte er die Gewohnheit, die Füße, vermuthlich wegen Unterleibsleiden, auf dem Sopha liegend auszuſtrecken. Gewöhnlich pflegte er des Nachts grünen Thee zu trinken, den ich in der Regel einſchenkte. Sehr ſelten durfte ich mir auch einſchenken, denn er hatte den ſehr vernünftigen Grundſatz: „junge Leute ſolle man ja nicht verwöhnen.“ „Könnt ihr einmal,“ pflegte er zu ſagen, „Zuckergebackenes u. ſ. w. eſſen, ſo bleibt euch dieß unverwehrt. Für jetzt iſt es euch viel beſſer, ihr gewöhnet euch an Schwarzbrod und an das Allereinfachſte.“ Eben ſo ſehr war es ihm zu wider, wenn einer der neugebackenen Herrlein ſich irgend vor einer Arbeit ſcheute, Oel

und Lichter beim Kaufmann nicht holen, oder überall Pech fürchten wollte. Wenn ich nun so bis um Mitternacht oder gegen den Morgen am Schreibtisch saß, verlangte bisweilen die Natur ihre Rechte und der Fluß des Diktirens gerieth in's Stocken. „Weiter, rief ich, Herr Legationsrath!" Gewöhnlich rief er: „So lese noch einmal!" Bisweilen floß es, bisweilen stockte es wieder. Hatte ich nun so etliche male erinnert, so legte ich die Feder hin und schlief augenblicklich so sanft als er. Vielleicht nach einer Stunde klopfte er mir auf die Schulter und sagte: „Jetzt Denner, wir wollen schlafen gehen." Schlaf und Müdigkeit überwältigten mich bisweilen so, daß ich mein eigenes Geschriebene nicht mehr herausbrachte und von neuem schreiben mußte.

An weiteren Unterricht, so sehr ich ihn auch gewünscht hätte, war gar nicht mehr zu denken. Ich schrieb theils Briefe, theils Aufsätze, die nachmals in Druck gekommen sind; z. B. Gartengespräche mit Göthe, wovon ich jedoch einen guten Theil nicht recht verstand, weil auch viele Ausdrücke darin vorkamen, die ich nie gehört hatte. Letztere ließ ich mir aber erklären, und legte eine kleine Fremdwörter-Sammlung an. Alles, was ich hatte, war der liebende Umgang mit einem edlen, geistreichen, wahrhaft menschenfreundlichen, für Volkswohl begeisterten, witzsprudelndem und welterfahrenen Manne, der durch seine ernsten Bestrebungen mich ernst machte und durch Witz und Heiterkeit mich auf-

heiterte. Oft erzählte er mir eine aufheiternde, mich wieder aufweckende Geschichte, wenn unsere Augen in gleichem Grade sich verdunkeln wollten, als das auf dem Tisch stehende, nicht gepflegte Licht. Immer mehr lebte und liebte ich mich in ihn hinein und wurde von seinen menschenfreundlichen Ideen ergriffen. Einst redete er unter der Kirche an einem Sonntage so ergreifend von der Menschenliebe und von der Freundlichkeit Gottes gegen das geringste Geschöpf, daß ich hinaus mußte und mein Herz im Gebet vor Gott ausschüttete. Mehr als einmal wurde so mein Inneres entflammt. Sehr oft kamen auch fremde Besuche von berühmten und vornehmen Männern, deren Gespräch auch manchmal der Art war, daß ich nicht Alles verstand; das hat jedoch meinen Geist immer mehr angespornt, auch war es mir unverwehrt, zu fragen. So wurden seine Gedanken immer mehr meine Gedanken, und seine Wege meine Wege, und ich vergaß beinahe, warum ich nach Weimar gekommen sei. Ich wurde immer mehr auch begeistert für den Plan, welchen er verfolgte, eine Anstalt zu gründen, in welcher noch in fernen Geschlechtern eine hülflose oder verwahrloste Jugend Erziehung und Unterricht finden sollte. Fühlte ich bisweilen meinen Mangel an Schulkenntnissen und dachte an die, welche das Glück hatten, das Seminar oder Gymnasium zu besuchen und regelmäßigen Unterricht zu empfangen, und sagte etwa zu ihm: „Aber, Herr Legationsrath, ich lerne Nichts!“ war die Antwort: „Du

lernst genug bei mir für's Leben, erwirbst Dir Menschenkenntniß und Lebenserfahrung, die den Meisten abgeht; was Dir dann noch fehlt, kannst Du leicht nachholen; ich selbst fing erst spät an zu studiren ꝛc. Kurz, er suchte mich immer wieder zu beruhigen, weil er theils mich für seinen Plan brauchen konnte, theils fürchtete, ich möchte ihm in einer nicht nach seinem Geist geleiteten Anstalt verdorben werden, wovon er betrübende Erfahrungen gemacht hatte. Einst sagte ich halb scherzend zu ihm: „Es wird mir wohl noch so gehen, wie ich schon längst befürchtet habe!“ „Wie?“ sagte er. „Daß ich Bröders Grammatik unter den Arm und das Gewehr auf die Schulter nehmen muß!“ „Das wird wohl nicht nöthig sein bei Dir,“ war die Antwort.

Vor meinen spätern Reisen für die Falk'sche Anstalt kam ich zweimal auf kurzen Besuch zu meinen Eltern. Das erstemal machte ich zugleich den Cassirer für die Anstalt bei solchen, die im Fürstenthum Eisenach regelmäßige Beiträge unterzeichnet hatten; auch in Gotha beim Generalsuperintendenten Bretschneider. Da kam ich zu Adeligen, Pfarrern, Förstern, Amtleuten, bei Schultheißen, Gutsbesitzern und Pächtern herum, und konnte, als ich der dürren heimathlichen Berge am Thüringer-Wald ansichtig wurde, mich kaum der Thränen erwehren. Der Brief, den ich da erhielt, lautet im Auszug:

Weimar, den 12. April 1824.

Liebes Dennerchen!

Ich habe alle Deine Briefe, auch Deinen letzten richtig erhalten. Ich freue mich herzlich Deines Wohlseins; fahre so fort, und grüße die Deinigen. Ich war in Leipzig und habe ein Bändchen mit Charakteren an einen Buchhändler für dreihundert Thaler in Gold verkauft. — Nun Gott führe Dich gesund in unsere Mitte. Es grüßen Dich alle herzlich, mein gutes Kind, besonders dann, so lange Du brav bleibst.

Dein mit wahrer Liebe ergebener
väterlich gesinnter Freund
Johannes Falk.

Später machte ich mich einmal mit einem Landsmann, Kirchner auf den Weg, um Pfingsten in Brunnhardshausen zu halten. Es war aber schon Freitag Nachmittag, als wir den Entschluß faßten. Der Muth war größer als die Kraft. Bis Erfurt, ja bis Gotha machte sich die Sache ordentlich. Da uns unser Reisegeld kurz zugemessen war, und wir keine Zeit zu verlieren hatten, wollten wir die ganze Nacht durchreisen. Auf einem Berge bei Gotha legten wir uns müde ein wenig in's Korn und schliefen sogleich ein. Als ich aber ein wenig geschlummert hatte, erwachte ich an einem Geräusche, und siehe da! eine große Nachteule, oder ein anderer Raubvogel wollte

eben über uns herfallen. Bis wir nach Eisenach kamen, waren unsere Füße jämmerlich zugerichtet. Wir konnten uns nur noch fortschleppen, und es gereichte uns zu geringem Troste, daß wir in der Nähe der Wartburg unsere heimathlichen Berge erblickten; denn wir hatten noch volle sieben Stunden Wegs. Mit unserem Ränzchen wechselten wir ab und hatten endlich nur etwa noch eine halbe Stunde, als in einem benachbarten Ort die Mitternachtsstunde schlug. Ich hatte nun meine letzte Kraft zusammen genommen und schritt ziemlich lebhaft und gesprächig voraus, da das Tragen jetzt an meinem Freunde war. Ich sagte dieß und sagte jenes und drückte meine Freude darüber aus, daß wir nun doch bald das Ziel erreicht hätten. Da ich aber nie eine Erwiederung bekam und hinter mich sah, war nirgends ein Begleiter. Ich rief wiederholt, aber da war keine Antwort. Ganz erschreckt lief ich zurück und rief immer den Namen. Endlich vernahm ich ein Schnarchen, und siehe da! der müde Begleiter hatte sich der Länge nach auf den breiten Weg gelegt und schlief so fest, daß ich ihn nur mit Mühe zum Aufstehen brachte. Wir schlurften langsam am Kirchhofe von Brunnhardshausen vorüber und wurden dann von den Unsrigen mit hoher Freude aufgenommen und mit Kuchen reichlich regalirt, obwohl uns Schlaf und Ruhe noch lieber waren.

In Weimar ging es auf die oben beschriebene Weise fort; doch wurde, je länger das Bauen dauerte,

der Geldmangel immer fühlbarer und die Beiträge wollten nicht zureichen. Die Verlegenheit war oft groß; Leg.-Rath Falk aber bewies unter solchen Umständen große Ruhe und starkes Vertrauen auf Gott, wobei er sich oft an Franke erinnerte. Mehr als einmal reiste er nach Leipzig, wo er viele Freunde hatte, machte dort reich honorirte Aufsätze in Zeitungen, gewann durch seinen geistreichen und anziehenden Umgang viele Freunde, erhielt neue Beiträge, und kam gewöhnlich nach etlichen Wochen reich gesegnet zurück. Jetzt kam ihm ein neuer Gedanke, um neue Hülfsquellen zum Bau eines Betsaales zu eröffnen. Er wollte ein Werk herausgeben zum Besten der Anstalt und einige seiner vertrautesten Schüler aussenden, um theils Subscribenten und Pränumeranten zu sammeln, theils durch Schilderungen neue Freunde und Beförderer zu erwecken; theils hoffte er, es solle dadurch die Idee, solche Anstalten auch an andern Orten zu gründen, verbreitet und allgemeiner gemacht werden; eine Hoffnung, die auch wirklich in Erfüllung gegangen ist. Zur Ausführung dieses Planes hatte er seine beiden vertrautesten damaligen Jünger bestimmt, mich und meinen Freund Kirchner, und wir beide waren dazu bereit. Oft ja hatte ich ihn erzählen hören von großen Städten, Strömen, Meeren und allerlei Wundern, und hätte gar zu gerne noch etwas weiter von der Welt gesehen, gehört, gelernt. Zuerst diktirte er mir meines Freundes Empfehlungsbriefe, und so kam

dieſer acht Tage früher fort als ich. Seitdem ſah ich ihn nie wieder. Er iſt aber ſo viel ich weiß, ein anſäßiger und wohlhabender Kunſtgärtner in Lübeck geworden. Sein Weg ging zunächſt nach Magdeburg und Bremen, der meinige nach Berlin. Falk diktirte mir eine gute Anzahl Empfehlungsbriefe und folgendes Zeugniß zur Reiſe:

Geſellſchaft der Freunde in der Noth auf's Jahr 1824.

Weimar, den 19. Oktober.

Vorzeiger dieſes, Johannes Denner, iſt einer der frömmſten und geſittetſten Schüler unſerer Anſtalt. Da derſelbe dermalen auf einer weiten Reiſe begriffen iſt, ſo erſuche ich alle Menſchenfreunde, denen dieß Papier mit meinem Siegel und Unterſchrift zu Geſichte kommt, wofern obbeſagtem Denner etwas Menſchliches begegnen ſollte, ſich ſeiner liebreich anzunehmen, nach den Vorſchriften Jeſu Chriſti, ihn zu ſchützen, und zu pflegen, und verſichert zu ſein, daß ich jede Auslage für dieſen guten Jüngling als meine eigene Schuld betrachten und gewiſſenhaft berichtigen werde.

So geſchrieben zu Weimar im Weinmonat.

Johannes Falk,

Großherzoglich Sachſen-Weimariſcher Legationsrath und Ritter, als Vorſteher.

III.

Meine erste Falk'sche Reise.

Den 20. Oktober 1824 reiste ich von Weimar ab, theils betrübt über den Abschied, theils hoffnungsvoll wartend der Dinge, die da kommen sollten. Die ersten vierzehn Tage, wo es über Naumburg, Weißenfels, Halle und die kleinen Anhalt'schen Residenzen ging, brachten mir manches Ungewohnte und Unangenehme. Ich litt sehr an den Füßen, und bekam bald starkes Heimweh nach dem Luthergäßchen. Ein besonderes Abenteuer erlebte ich in der Nähe von Wittenberg. Ich wünschte mir sehr einen treuen Menschen zum Begleiter. Da traf ich an der Brücke vor Dessau einen wohlgekleideten jungen Menschen, der sich sehr freundlich zu mir gesellte und mich in meiner Unerfahrenheit und Unbefangenheit leicht auskundschaftete. Er wollte, wie er sagte, die nämliche Tour nach Potsdam und Berlin machen, sich bei einem Onkel, Kaufmann Mende in Wittenberg, wo ich gleichfalls verweilen mußte, einige Tage aufhalten, und freute

ſich eben ſo ſehr als ich, einen ſo guten Reiſegefährten bekommen zu haben. Arglos offenbarte ich ihm mein ganzes Innere; überall ſtimmte er bei und voller Liſt und Kniffe holte er mich aus und redete dann immer nach meinem Sinne, ſo daß ich Gott für dieſe Fügung dankte, durch die mir, wie ich meinte, ein ſo vortrefflicher Reiſegefährte geworden war. Voll anſcheinender Begeiſterung ſprach er von Luther und Melanchthon, auf deren und der edlen ſächſiſchen Churfürſten Gräber nun bald ſtehen zu dürfen, ich mich auſſerordentlich freute. Sein Onkel, der Kaufmann Mende werde uns dann gern alle Merkwürdigkeiten zeigen, ſagte er; denn mit immer neuer Bewunderung müſſe man ſolcher Glaubenshelden gedenken. In ſolchen Unterhaltungen waren wir durch einen Wald, in welchem uns glücklicher Weiſe viele Marktleute begegneten in die Nähe von Coswig gekommen, wo wir über die Elbe ſchiffen ſollten. Da auf einmal fiel es meinem Begleiter ein, daß er nur noch mit einem Louisdor verſehen ſei, von dem die dummen Schiffsleute Nichts verſtünden. Da ich immer Geld einnahm und Gold mir recht war, wechſelte ich aus und wir fuhren hinüber.. In Coswig angekommen, wurde der Gaſthof beſtimmt, das Abendeſſen beſtellt; mein Begleiter wollte einen Bekannten aufſuchen, und ich ſah mich unterdeſſen ein wenig um. Lange wartete ich, er kam nicht. Zuletzt dachte ich, der Freund hat ihn nicht fortgelaſſen, er wird ſich Morgen früh ein-

ſtellen. Allein auch da kam er nicht, und ich, des Wartens müde, wanderte nach Wittenberg, in der Meinung, beim Kaufmann Mende daſelbſt werden wir uns ſchon treffen. An meinen Louisdor dachte ich nicht. In Wittenberg angekommen fragte ich zum erſten, zweiten und dritten mal, und Niemand wollte einen Kaufmann dieſes Namens kennen. Zuletzt traf ich einen Ablader, der gab zur Antwort: Mende, Mende? So gibts keinen in ganz Wittenberg; ich kenne alle Kaufleute. Jetzt erſt ſchöpfte ich Verdacht, ließ meinen Louisdor unterſuchen, und hörte bald, es ſei ein Zahlpfennig. Er hatte ihn mir aus Vorſicht in einem Papier eingewickelt gegeben, und ich hatte ſo viel Zutrauen, daß ich ihm meinen Beutel ſammt dem Geld anvertraut hätte. Wie mit kaltem Waſſer begoſſen ſtand ich da, ſah, mit was für einem verſchmitzten Menſchen ich gegangen ſei, und war tief gekränkt und beleidigt über den ſchändlichen Mißbrauch meines Vertrauens. Verſtimmt und angegriffen langte ich im Gaſthof zur Sonne an, wo eine freundliche Wittwe mit ihren Töchtern ſich theilnehmend erkundigten, ob ich etwa krank ſei; ich aber ſchämte mich nun, Jemandem meine Thorheit zu bekennen, bis ich am folgenden Tag von der Schweſter des dortigen Polizei-Direktors zum Mittageſſen eingeladen wurde. Die guten Leute, die aus meiner kleinen Perſon den richtigen Schluß machten, ich ſei wohl noch wenig mit den Gefahren der Landſtraße bekannt, ermunterten mich zur Vorſicht,

besonders weil ich oft Geld bei mir habe und warnten mich besonders vor unvorsichtigem Geldwechsel, erzählten auch etliche ganz ähnliche Geschichten, wie ich eine erlebt hatte. Da bekam ich Muth, auch meine Thorheit zu bekennen und der Herr Polizei-Direktor ließ sich den Dieb beschreiben, um ihm vielleicht noch auf die Spur zu kommen; ich aber war um eine für mich ausserordentlich wichtige Erfahrung reicher geworden, ohne welche ich vielleicht noch weit schlimmer hätte angehen können. Von da an war ich sehr zurückhaltend, verlangte nach keinem Begleiter und wanderte am liebsten meine Straße allein. Hof-Apotheker Frank in Potsdam, bei welchem ich zunächst vierzehn Tage verweilte, ein Swedenborgianer, der das Falk'sche Institut fleißig unterstützte, sagte auch: „das ist recht, das ist Ihnen gut, Sie hätten sich sonst noch ärger anführen lassen," und lachte mich rechtschaffen aus. Ein Brief, den ich in seinem Hause erhielt, lautet im Auszug:

Weimar, den 3. November 1824.

Mein lieber, guter Denner!

Deinen Brief habe ich gestern den 2. November, frühmorgens, an demselben Tage erhalten, wo das Haus aufgerichtet und die Kranzrede vom Zimmermann gehalten wurde. Es ist mir derselbe ein gottgefälliges und freundliches Zeichen gewesen, daß der Herr

mit unserem Werke ist, und mit seiner Gnade nicht von uns weichen will. Ebenso hat sich an demselben Tage in dem Brunnen, den wir auf dem Hofe graben, eine schöne reich strömende Quelle eingefunden. Aus der Kranzrede des Zimmermanns will ich Dir den Hausſegen mittheilen, welchen der Zimmermann in meinem Namen ausgesprochen hat. Es heißt derselbe also: „Dieses uralte, ehemalige Freihaus soll auf's neue ein Freihaus werden, und so lange die Bewohner desselben sich armer und verlassener Kinder annehmen, wird es durch Gottes gnadenvolle Schickung, mitten in Kriegsnoth und Pest, von solchen Uebeln frei bleiben; sobald man aber armen Kindern Thür und Thor in diesem Hause unbarmherzig verschließen wird, so wird auch Gottes Gnade von demselben und von seinen Bewohnern weichen. Voll Inbrunst danken wir Gott besonders dafür, daß bei diesem so gefährlichen Bau nicht ein einziges Unglück sich ereignet hat." —

Es freut mich, daß sich unsere christlich gesinnten Freunde, mein guter Denner, Deiner allenthalben so freundlich und so liebreich annehmen. Ich schicke Dir hierdurch eine ganze Remonte von Pferden mit der Post. (Ein Kupferstich von A. Dürer, vorstellend einen geharnischten Reiter, der nach einer Burg hinaufreitet.) Sie sind aus dem A. Dürer'schen Gestüte, und für Futter brauchst Du auch nicht bange zu sein. Nun schreite muthig zu! Herauf herab, heran, herein!

Dort oben ſteht die Burg im Frei'n! — Kommſt Du an die Oſtſee und hörſt Du ihre Wellen rauſchen, ſo grüße ſie von mir, und erzähle ihr, daß der arme Johannes, der ihr angehört, zwar viele Thränen und Seufzer geſtillt, aber auch ſehr viele ſelbſt geſeufzt und vergoſſen hat. Du haſt einen langen und großen Brief gewollt und biſt doch ſelbſt ſo klein. Ich durfte es Dir aber nicht abſchlagen. Gottes Segen mit Dir, mein lieber Junge, auf jedem Deiner Tritte und Schritte. Sein unſichtbares Engelgeleit umſchwebe und umgebe Dich, und bewahre Deinen Fuß, daß Du Dich an keinen Stein ſtößeſt. Ich umarme Dich herzlich, als Dein treuliebender und väterlich geſinnter Freund

Johannes Falk.

Du Goldjunge bekommſt nun gar aus Verſehen einen Brief mit goldnem Schnitt! Werde nur nicht ſtolz darauf! und wenn Dir das Geld in der Taſche ausgeht, ſo ſchneide Dir den Rand ab; wenigſtens kannſt Du ſagen, daß Du nie ohne Gold biſt. Hätt' ich nur Goldſand, ſo wollt ich auch den ganzen Brief damit überſtreuen!" —

In Berlin hatte ich mehrere Briefe abzugeben; auch einen an den Herrn Staatsminiſter von Altenſtein; ſowie auch an ſeine Fräulein Schweſter. Zu letzterer kam ich zuerſt, und mußte ihr viel vom Falk'ſchen Inſtitut und von meiner Reiſe erzählen. Da ich

nun schon mehrmals mit der Polizei in unangenehme Berührung gekommen war, indem man mich entweder für einen Bücherspeculanten, fremden Collectanten oder für etwas noch Schlimmeres hielt, so klagte ich auch diese meine Noth, und Fräulein von Altenstein versprach, dem Herrn Staatsminister hierüber Mittheilung zu machen. Gleich darauf wurde ich vom Herrn Minister zu einer Audienz eingeladen. Er unterhielt sich außerordentlich freundlich mit mir, und ich merkte wohl, daß ein Lächeln um seine Lippen spielte, wenn ich seine Fragen auf die unbefangenste Weise beantwortete und alle Titulaturen, wie Euer Excellenz u. s. w. bei Seite setzte. Richtig erkundigte er sich auch, wie es mir mit der Preußischen Polizei ergangen war, und lud mich ein zu einer zweiten Audienz. Als ich zum zweitenmal erschien, traf ich beim Herrn Minister einen stattlichen Herrn mit silbernen Haaren, der mich bisweilen auch etwas fragte, und dann manchmal etwas mit dem Herrn Minister redete, das ich nicht verstand. Als ich später eine Beschreibung König Wilhelms III. las, kam mir der nicht ganz unwahrscheinliche Gedanke, der große Herr mit den weißen Haaren sei der König gewesen. Beide Herren waren sehr freundlich, und der Herr Minister sagte, ich könne morgen um die und die Zeit auf der Canzlei ein Schreiben abholen, wodurch ich, wie er hoffe, den Unannehmlichkeiten mit der Polizei in Zukunft überhoben sein werde, und

wünſchte mir noch guten Fortgang meines Geſchäfts. Er ſelber hatte der Falk'ſchen Anſtalt einen Beitrag zugedacht, und fragte, ob ich denſelben einnehmen wolle, oder ob er ihn direkt nach Weimar ſchicken ſolle, worauf ich um Letzteres bat, einfach dankte, und mich verabſchiedete. Das Schreiben lag zur beſtimmten Stunde bereit, war unverſiegelt von auſſen, um es vorweiſen zu können, und ich bewahre es noch auf mit den von Falk, während meiner Reiſen erhaltenen Briefen. Das Schreiben lautet:

An den Zögling des Falk'ſchen Inſtituts zu Weimar

Denner

dermalen hier.

„Auf Ihr mündliches Vorſtellen eröffne ich Ihnen, wie ich meinerſeits kein Bedenken finde, daß Sie ſich an die Orte des preußiſchen Staats hinbegeben, in denen Sie Briefe des Falk'ſchen Inſtituts zu Weimar, welchem Sie ſelbſt als Zögling angehören, abzugeben beauftragt ſind, oder von Männern, welche ſich in dieſen Orten für das gedachte Inſtitut intereſſiren, abzugeben etwa noch den Auftrag erhalten möchten. Ich verbinde mit dieſer Eröffnung den aufrichtigen Wunſch, daß die Abſicht, welche der Herr Legationsrath Falk bei Ihrer Sendung hegt, vollkommen erreicht werden, und deſſen Inſtitut, welches einem ſo allgemein wohl-

thätigen und menschenfreundlichen Zwecke gewidmet ist, sich einer solchen förderlichen Theilnahme erfreuen möge.

Berlin, 2. Dezember 1824.

Der Minister der Geistlichen-, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten.

Altenstein."

Dieses Schreiben des edlen Ministers Freiherrn von Altenstein war für mich von großem Werthe und hielt die bisweilen nicht ganz feine Zudringlichkeit mancher Officianten von mir zurück. In Berlin hielt ich mich vierzehn Tage auf und suchte für meinen Zweck zu wirken. Man darf sich jedoch mein Geschäft nicht als etwas Leichtes vorstellen. Ich hatte in den entferntesten Straßen eine Menge Männer aufzusuchen, deren Wohnungen ich mühsam erfragte, und denen mußte ich erst den Zweck meiner Reise auseinandersetzen, da ich immer nur an einige, oder an eine gewisse Anzahl Empfehlungsbriefe hatte und von diesen Beförderern der guten Sache an viele Andere gewiesen wurde. Da traf ich natürlich allerlei Leute: Uebelgesinnte und Wohlgesinnte, Freundliche und Unfreundliche, Freigebige und Karge, Bereitwillige und Zögernde, wobei ich oft allerlei Einwürfe hören und zurückweisen mußte, manchmal aber auch mit der zuvorkommendsten Liebe aufgenommen und weiter gefördert wurde. Natürlich hatte ich es hier fast immer mit vornehmen,

reichen und angeſehenen Leuten zu thun, die bald mehr, bald weniger Intereſſe für meine Sache hatten. Kam ich dann des Abends in mein Logis, ſo war ich gewöhnlich ſehr müde geworden. Bei meiner angebornen Schüchternheit und Beſcheidenheit konnte mich nur die Liebe zur Sache ſtark machen, mich dieſem Allem auszuſetzen. Faſt immer logirte ich bei edlen Menſchenfreunden, die ſich lebhaft für die Falk'ſche Anſtalt intereſſirten und an welche ich empfohlen worden war. Nur in wenigen Fällen, wie z. B. in Berlin, wohnte ich in einem Gaſthauſe, oder miethete bei längerem Aufenthalt ein Logis. Da ich hierbei immer möglichſt ſparte, ſo lebte ich ſehr gering und gerieth mitunter in nicht gar noble Geſellſchaft, ſo, daß ich ſo ziemlich mit allen Claſſen der menſchlichen Geſellſchaft auf meinen Wanderungen verkehren mußte; vom Staatsminiſter bis zum Proletarier, vom tugendhaften und frommen Mann bis zum gottloſeſten Wüſtling.

Ein Freund von Falk, Oberſchulrath v. Türk in Potsdam verſuchte es, mir die Benützung des Poſtwagens im ganzen preußiſchen Staat auszuwirken; ich erhielt aber vom General-Poſtmeiſter blos die Freipoſt bis Stettin in Pommern, wohin von Berlin aus meine Reiſe gehen ſollte. Es war im Spätjahr und ſehr unfreundliche Witterung zu den damals noch überaus ſchlechten Wegen. Etliche mitreiſende Herren ſcheuten ſich nicht, die abſcheulichſten Erzählungen und Thaten Preis zu geben, als verſtänden ſich ſolche Dinge von

ſelber. In finſterer Nacht gerieth der Poſtwagen oft in ſolche Löcher, daß wir jeden Augenblick uns auf's Umwerfen gefaßt halten mußten. Einmal ſtreifte er ſo nahe an einem Baume hin, daß der dicke Schirrmeiſter, dem die Pommeriſchen Stickgänſe und fette geräucherte Aale vortrefflich ſchmeckten, beinahe den Kopf verloren hätte. In Stettin angekommen, gab ich dort mein Schreiben an Herrn Kirchen- und Schulrath Bernhardt ab, nachdem ich mich in einem Gaſthofe ein wenig reſtaurirt und anſtändig angekleidet hatte. Auf's Freundlichſte wurde ich, wie gewöhnlich überall, wohin ich vom ſel. Falk Briefe hatte, von dieſem lieben Mann aufgenommen, und mußte bei ihm logiren. Er war ſo väterlich und herzlich, daß er mir einmal einen Vorwurf darüber machte, daß ich ihm nicht herzhaft genug die Hand drückte, was ich aber nur aus Schüchternheit nicht gewagt hatte. Er iſt vielleicht Schuld daran, daß ſpäter meine beiden Schwägerinnen ſo lang ich im Brautſtand war, ſich über meinen Händedruck beſchwerten und behaupteten, ſo im Stillen ſei es ihnen eigentlich bange, ſo oft ich käme; denn ſie meinten beinahe, die Haut könne am Fingerring bleiben. Nun, bei dieſem lieben Manne, der kürzlich eine junge Frau geheirathet hatte, blieb ich wochenlang und wurde wie ein Kind des Hauſes behandelt. Meine Wirkſamkeit für das Falk'ſche Inſtitut hatte auch hier den gewünſchten Erfolg. Viele edle Menſchen, die für die Noth ihrer Brüder ein Herz

hatten, traf ich hier, wie überall in den höhern und höchsten Ständen in Preußen. Weihnachten 1825 feierte ich in diesem Hause, und wunderte mich nicht wenig, da ich bei den Schwiegereltern am heiligen Abend auch eingeladen worden war, daß sich bei der Christbescheerung des Hauses auch spanische Trauben befanden. Der im Alter mir ungefähr gleiche Schwager des Herrn Schulraths Bernhardt (Stosch) machte mir die Freude, oft mit mir auf der Oder herum zu rudern und mich die großen Seeschiffe, die ein neues Wunder für mich waren, genau betrachten zu lassen. Die christliche Frömmigkeit, die mir hier und überhaupt bis dahin auf meiner Reise entgegentrat, war, so viel ich es jetzt noch zu beurtheilen vermag, ungefähr die gleiche, wie ich sie von Falk mir angeeignet hatte. Nur hie und da fand ich mit meinen Falk'schen Ideen Widerspruch, was mich anfangs befremdete und kränkte. Das „Er hat's gesagt," war mir Beweis genug und erst allmälig wurde ich über dieses und Jenes zweifelhaft und gewann ein selbständiges Urtheil.

Nach den Christfeiertagen reiste ich, theils mit der Post, theils zu Fuß weiter nach Stralsund zu, nachdem ich einen lieben Brief von Weimar erhalten hatte. Gerade am Neujahrsfest 1825 wanderte ich gen Greifswalde. Ein furchtbarer Sturm wüthete, so, daß ich alle Kraft aufbieten mußte, um nicht mit fortgerissen zu werden, und eine halbe Stunde vor Greifs-

walde nicht anders dachte, als daß die Oſtſee daher gebraust käme, wie es denn auch noch am Abend in der Stadt hieß, es ſei das Waſſer vor den Thoren, und man immer Ueberſchwemmung befürchtete. Ueberhaupt war es eben kein Vergnügen, mitten im Winter in den Pommeriſchen Wäldern herum zu wandern, und vielleicht Abends auf einer Streu in einer mit Backſteinen belegten Stube vorlieb zu nehmen. Mit der Poſt konnte ich nicht, weil ich immer ſeitwärts bei Gutsbeſitzern, Pfarrern u. ſ. w. Abſtecher machen mußte. In Greifswalde durfte ich bei Herrn Rektor Breithaupt wohnen. Ich kam ſo ziemlich bei allen Profeſſoren und Doktoren herum. Einer dieſer Herren hatte eine Frau, die, ſobald ſie den Zweck meiner Reiſe in dem Hauſe, wo ich logirte, erfahren hatte, den Herrn Gemahl auf's Sorgfältigſte bewachte, damit ihm von mir kein Schaden zugefügt werde. Sie verſtand, wie ich erfuhr, den Spruch: „Ihr Weiber ſeid unterthan“ ꝛc. umgekehrt, und der gelehrte Herr mußte es ſich gefallen laſſen, wenn es die ſtrenge Gebieterin alſo verlangte, die Milch zum Caffee holen zu müſſen. Falk hatte mir die Regel mit auf den Weg gegeben, ich ſolle es ja nirgends mit den Frauen verderben; aber in dieſem Falle war ich nicht Schuld, daß der Herr nicht zu Hauſe war. Der jüngere etwa zwölf Jahre alte Sohn Breithaupts brachte mir von der Frau folgende Antwort: „Der junge Menſch von Weimar braucht nicht wieder zu kommen, denn mein

Mann pränumerirt nicht. Es ist auch einmal einer in Weimar gewesen, der hat ein Buch herausgegeben und sich hernach ein großes Landgut gekauft. Da wird man auch noch andere Leute reich machen helfen."

Der junge Breithaupt hatte geantwortet: „Aber so ist es hier nicht. Der Herr Falk hat schon einen Theil seines eigenen Vermögens zugesetzt." „J, warum thut er das," versetzte die Edle, „das geht uns nichts an hier in Pommern; er soll den andern auch vollends zusetzen." Auch ein Professor kanngießerte einige Zeit mit mir und fragte nach Falk, unterzeichnete aber nicht, sondern sagte: „Ich bin ein armer Teufel, die andern können es alle eher als ich." Mein Breithaupt lächelte darüber und sagte: „Ja, er ist ein armer Teufel, hat nicht mehr, als ungefähr 30—40,000 Thaler. Ein gewisser Landrath hatte schon die Feder angesetzt, als ihn wieder die Reue ankam; dagegen kam ich zu einem andern Herrn, der sagte, als ich ihm die Sache vortrug: „Ich kenne Sie zwar nicht, weiß auch nicht viel um's Falk'sche Institut, aber Sie haben ein ehrlich Gesicht, ich glaube es Ihnen," und pränumerirte mit einem Thaler. Professor Muhrbeck, ein gar lieber Mann, gab mir einen Brief an mehrere Studenten (einer hieß Klöpper) mit der dringenden Bitte, ihn an sie abzugeben. Es sei nicht, daß sie pränumeriren sollten, denn sie seien arm und haben Nichts übrig. Ich möchte ihm die Liebe erweisen, ihnen vom Falk'schen Institut zu erzählen, von dem er schon in

seinen Collegien manchmal gesprochen, und ihnen bei dieser Gelegenheit gesagt habe, daß es mit all unserer Weisheit Nichts sei, wenn wir nicht zugleich fromm und einfältig wären und ein Herz für unsere Mitmenschen hätten. —

Jetzt gings weiter nach Stralsund. Als die Stadt mit ihren erhabenen Thürmen, von welchen aus ich in die Ostsee hinaus schauen wollte, vor meinen Augen lag, wurde ich sehr freudig, denn es war schon längst mein Wunsch gewesen, das Meer einmal sehen zu können. Einen Brief hatte ich hier nur an den trefflichen Consistorialrath Mohnike, dagegen vom Schulrath Bernhard in Stettin ein Verzeichniß von Namen, unter welchen mehrere unterstrichen waren. Da ich den Herrn Consistorialrath nicht gleich antraf, so ging ich, auf eine kalte Aufnahme gefaßt, zu einem Prediger Koch. Ich fand aber die freundlichste Aufnahme, ja mußte später hier logiren. Sobald man nur den Namen Falk hörte, war ich schon empfohlen, und auf allen Seiten kam man mir mit der größten Liebe zuvor. Man hatte den „Johannes Falk von der Ostsee" gelesen, worin er seine Jugendjahre beschreibt, und wußte auch schon von der Anstalt. Ich wurde eingeladen, mußte viel erzählen und man suchte meine Angelegenheit auf alle Weise zu fördern.

Meine Freunde munterten mich auch auf, nach der Insel Rügen überzusetzen, was ungefähr in einer starken halben Stunde geschehen kann. Da ich ohne-

hin diese herrliche und merkwürdige Insel gern gesehen hätte, auch den lieben Pastor Rosenkranz im ersten Dorfe Altefähr schon kennen gelernt hatte, so war ich von selber hiezu geneigt und der vierzehn Tage lange Aufenthalt auf dieser Insel ist eine der lieblichsten Erinnerungen meiner ersten Falk'schen Reise. Empfehlende Botschaft war mir vorausgegangen; mit unbeschreiblicher Liebe und Herzlichkeit wurde ich überall aufgenommen. Da hier viele Geistliche Pferde haben, weil ihre Besoldung in großen Gütern besteht, so wurde ich immer von einem zum andern geführt und bisweilen lief man mir mit den Worten entgegen: „O wir wissen schon, wer Sie sind; sein Sie uns herzlich willkommen!" Da man dachte, Seefische seien in Thüringen etwas Rares, so bewirthete man mich mit den Besten, und ich ließ es mir die vierzehn Tage, in welchen ich auf der ganzen Insel ungefähr bei allen Geistlichen und Gutsbesitzern herumkam, immer gern gefallen. Ich besuchte natürlich auch alle die merkwürdigen Punkte der Insel; Arcona, die nördlichste Spitze von Deutschland, da man rechts und links das offene Meer hat, merkwürdig auch dadurch, daß hier ein heidnischer Götzentempel stand, von welchem noch ein Wall übrig ist. Hier wurde der Götze Svan thevit verehrt, bis ein christlich gewordner König ihn zerstörte, und die wilden Rugianer mit Gewalt zur Taufe trieb. In der Nähe ist das Bethaus zu Vitte, wo noch jährlich am Meeresufer acht

Predigten gehalten werden. Auf dem Gute Polkwitz erhielt ich vom Herrn von Olthof ein Pferd und einen Begleiter, und ritt auch nach Stubbenkammer, wo hohe, steile Kreidefelsen bis vierhundert Fuß hoch, die im Sommer schneeweiß sind, und aus welchen hie und da Bäume heraus gerade über das Meer hängen, einen malerischen Anblick gewähren, während unten die Meereswellen brausen und schäumen. In der Nähe sah ich den düster umschatteten ungemein tiefen Herthasee, an welchen sich die alte deutsche Sage knüpft, daß hier die Göttin Hertha zu baden pflegte; im düstern heilgen Hain aber, der den See umgiebt, stand der heilige Wagen, auf welchem sie fuhr. Nicht selten erblickt man sogenannte Hünengräber, deren man schon viele geöffnet hat. Sie sind im Dreieck mit Stein umgeben, enthalten eine Urne mit Asche, eine Streitaxt u. dergl. Der alte Pastor Frank auf der Halbinsel Jasmund hatte eine kleine Sammlung von Alterthümern, z. B. Opfermesser und Streitäxte, fein in Stein gearbeitet, alte Urnen mit Asche und ein sonderbares großes Schloß. In Rambin, wo der alte siebenundsiebenzigjährige Pastor Scheer, Schwiegervater des lieben Pastors Koch in Stralsund war, sprach ich zweimal ein und blieb über Nacht. Er hatte eine herzliche Freude über die Anstalt, unterhielt sich sehr lebhaft mit mir, und wünschte, wie auch mehrere andere Pastoren, z. B. v. Schubert, Schwarz, der Pädagog, Frank u. s. w., daß doch Falk selber

einmal auf Rügen kommen möchte. Aus seiner Jugend erzählte man mir mehrere Anekdoten, z. B. er hatte auf Hüttensee, auf Rügen, wo meist arme Fischer wohnen, eine sehr geringe Pfarrei und ging zum Gouverneur nach Stralsund, das damals, wie ganz Pommern noch Schwedisch war, um sich um eine Pfarrei in Pommern zu bewerben. Der Gouverneur fragte, warum er denn Hüttensee verlassen wolle? Der damals noch junge Scheer antwortete, Die Stelle sei gar zu gering. „Ei," war die Antwort, „da müssen Sie fischen, die Apostel waren auch Fischer." Scheer versetzte: „Allerdings, es war eine Zeit, wo die Apostel fischten, und eine Zeit, wo die Generale pflügten, jetzt aber sind diese Zeiten nicht mehr." Der Gouverneur war nämlich selber General. Besonders derben und witzigen Bescheid gab er den Religionsverächtern und Bibelspöttern, so daß sie den gefährlichen Landpastor gerne in Ruhe ließen. Weil er dafür bekannt war, so lief auch Manches in der Leute Mund herum, wozu er nur den Namen geben mußte. So erzählte man mir auch von ihm, er sei einst von seinem Dorfe auf ein anderes geritten, da sei ihm ein bekannter Bibel- und Religionsverächter, ein Hofrath des Gouverneurs begegnet, und habe, um an ihm sein Müthchen zu kühlen, gesagt: „Ei, ei, Herr Pastor! So auf einem stattlichen Roß daherreiten! Wissen Sie nicht, daß Ihr Herr auf einem Esel ritt?" — „Das weiß ich

wohl," sei die Antwort gewesen, „aber hier zu Land kann man keine mehr bekommen, denn der Fürst macht sie alle zu Hofräthen," und so sei er weiter geritten.

Bei der Rückfahrt von der schönen Insel nach Stralsund war ein heftiger Sturm; da setzte ich mich auf die Seite, woher der Sturm kam und ließ, in meinen Mantel gehüllt, mich vom Seewasser aus lauter Vergnügen vollspülen. Nach etlichen Tagen trat ich aber auf einem andern Wege, und mit mehreren Empfehlungsbriefen versehen, die Rückreise nach Stettin an. Obgleich hier in Pommern das Plattdeutsche etwas verständlicher ist, als auf Rügen, wo ich mich mit dem Volke schlechterdings nicht hatte unterhalten können, so ging es doch auch hier nur schwer, ich verstand häufig Nichts und wurde eben so wenig verstanden. Einmal verirrte ich mich, da man mir auf einem einsamen Hofe keinen Bescheid zu geben wußte, und ging quer über durch Wald und Feld, in der Richtung zu, die ich für die rechte hielt, kam aber Abends spät in einen andern Ort, als wohin ich eigentlich wollte. (Wildberg, zu Pastor Schütz.) Da ich nicht mehr weiter konnte und schon wußte, wie es in einem sogenannten Kruge zu herbergen sei, fragte ich nach dem Herrn Pfarrer und hörte, daß er Piper heiße; (das Dorf hieß Reckwitz). Da ich nun mehrere Piper auf Rügen und in Stralsund, lauter sehr liebe Männer, hatte kennen gelernt, suchte ich ihn auf und stellte mich als einen Verirrten dar, der nicht

gerne im Kruge übernachten wolle. Ich wurde beherbergt und als ich nach und nach mit meinen schriftlichen Sachen und vielen Unterschriften herausrückte, war eine wahre Freude im Hause, daß ich mich so glücklich verirrt habe. Solche Gastfreundschaft fand ich in Pommern in allen Pfarrhäusern. Ueber Friedland ging ich zum Grafen von Schwerin in Puzar und übernachtete im Schloß. Der Herr Graf wunderte sich sehr, daß ich mir getraute, so allein in einem fremden Lande herum zu wandern, war gar freundlich, ich mußte Klavier spielen, und am Abend sang die ganze Familie ein geistliches Lied, wozu ich spielte. Des andern Tages stellte es mir der freundliche und heitere Mann frei, ob ich fahren oder reiten wollte, und da ich letzteres, wie immer vorzog, kam ich mit Empfehlungsbriefen, indem ein Reitknecht mich begleitete, zuerst zur alten Frau Gräfin in Schwerinsburg, erbaut vom Grafen v. Schwerin, Feldmarschall Friedrichs II., der als Held bei Prag fiel, und dem zu Ehren dort in Schwerinsburg ein Monument steht. Ein junger lieber Pastor Jonas, vielleicht der nämliche, der später in Berlin war, begleitete mich zur Gräfin, da blieb ich einige Stunden, und fuhr dann zur Schwester des Grafen mit einer gegenwärtigen Frau Obristlieutenant v. Platen nach Busow, wo ich über Mittag war. Die edle Frau stellte es mir abermals frei, ob ich fahren oder reiten wollte, worauf ich wieder Letzteres vorzog. Der Hauslehrer warnte

mich freundlich vor dem kleinen jungen Schimmel; ich aber ſagte, ich ſei feſt im Sattel, wenn der Schimmel nur recht ſpringen könne. Ein Reitknecht begleitete mich wieder und als wir im Schloßhof die Roſſe beſtiegen, hatte ſich die ganze edle Tiſchgeſellſchaft auf dem Balcon des Schloſſes aufgeſtellt. Ich verneigte und verabſchiedete mich nochmals auf meinem Schimmel und wir ritten zum Thore hinaus. Anfangs ging der Ritt meiſt im Sand und nur im ſchnellen Schritt. Später wünſchte ich ſchneller zu reiten, da ich noch nach Ukermünde wollte, etwa fünf bis ſechs Stunden weit, und trieb den Schimmel ein wenig an. Der aber verſtand mich gleich, ſchlug einen ſchnellen Trapp, bald darauf einen immer flüchtigeren Galopp an, und jemehr ich anhielt, jemehr gings, als flögen wir davon. Ums Herunterfallen war mirs nun gerade nicht, aber der Bediente, der mein Ränzchen hatte, kam nicht nach, und auf einmal ſchlug mein muthiger Schimmel einen Weg ein, den ich für den rechten nicht hielt; bald merkte ich, daß er mit ſeinem Reiter wieder hin wolle, wo wir hergekommen waren. Da ich meine Kopfbedeckung verloren hatte, vom Bedienten Nichts mehr ſah, ins Schloß, wo mir der Hauslehrer, der den Schimmel nicht mehr reiten wollte, von ſo Etwas geſprochen hatte, nicht wieder wollte, faßte ich mich kurz, that auf einer raſigen Stelle die Füße aus den Steigbügeln, machte unter dem Galopp eine ſchnelle Wendung zum Herabſpringen und auf

einmal ſtand mein hiezu einſtudirter Schimmel ſtill. In weiter Ferne erblickte ich den Bedienten, der meine Kappe aufgeleſen hatte. Er nahm nun den Jungen, ich ſeinen Alten, und wir kamen glücklich an Ort und Stelle. Am 19. Februar 1825 traf ich wieder in Stettin ein, wo ich abermals aufs Liebreichſte aufgenommen wurde, doch von dem theuren Schulrath Bernhard Vorwürfe bekam, daß ich ihm nicht geſchrieben, weil er meinetwegen immer in Sorgen gelebt hatte.

Meine Einnahme für eine kleine Schrift, welche Falk für die Anſtalt herausgeben wollte: „Der allgemeine chriſtliche Glaube," ſchickte ich von Zeit zu Zeit nach Weimar. Bis dahin hatte ich achtundvierzig Thaler von Halle, ſechzig Thaler von Potsdam, dreißig Thaler von Berlin, fünfundvierzig von Stettin. Am Schluß meiner drei Reiſen betrug die ganze für die Anſtalt erworbene Summe zwiſchen zwei bis dreitauſend Thaler. In Stettin fand ich zu meiner großen Freude einen Brief Falk's von Weimar, datirt vom 2. Februar 1825, der alſo lautete:

Dieſe Hand wirſt Du nun wohl erkennen, liebes Dennerchen und nicht davor erſchrecken, wie neulich, als ich durch Timer ſchrieb. Es iſt meiner Tochter, es iſt Roſaliens Hand, und die Gedanken der Worte und die Seele darin ſind von Deinem alten väterlich geſinnten Freunde, Johannes Falk, der nicht aufhört für Deine Wohlfahrt zu beten. Dann ſchreibt er, was

unterdessen Alles gebaut worden sei, worauf es weiter heißt: „Denke Dir aber nur liebes Dennerchen, von unsern angeblich 30,000 Backsteinen ist kein einziger mehr übrig. Wir werden uns den Sommer wohl rühren und tummeln müssen, um neuen Vorrath zu bekommen. Die Ansprüche sind noch immer wie sonst; das Stürmen hat nicht aufgehört, denn je wohlfeiler hier das Korn wird, je größer wird die Noth. . . . Kürzlich fuhr ich mit Rosalie in einem Einspänner nach Leipzig, wo wir mehrere Tage hindurch sehr vergnügt in Leipzig selbst und auf dem benachbarten Landgute des Herrn Grafen von Mengersen zubrachten. Zuweilen ist mir ein solcher Ausflug wohlthätig, sonst müßte ich unter der Last von Aergerniß und Geschäften erliegen. Es ist so fast ein Wunder zu nennen, daß ich es so lange ausgehalten habe. Nochmals meinen herzlichen Segen! Dank, Liebe, Freude, Fürbitte und Gebet an alle Freunde und Freundinnen, die es wohl mit uns meinen, von Deinem dich herzlich liebenden

Johannes Falk.

Ein zweiter Brief, datirt vom 12. Februar 1825, kam erst nach meiner Abreise von Stettin an, und wurde mir von da nach Frankfurt a. d. Oder an Herrn Superintendenten Dr. Spieker nachgeschickt. Er lautet also:

Mein lieber getreuer Eliſa!

2. Buch der Könige II. Cap., 12.

Während ich hier auf dem Berge Carmel ſitze und zum Herrn emporſchaue, biſt Du gen Rügen gezogen, und haſt ihn in den Wellen der Oſtſee brauſen hören! Gott führe Dich ferner glücklich und geſund, und erwecke Dir Herzen, die, wie die unſern heiß für die Menſchheit ſchlagen, und nicht dem Tag, der Stunde, dem Jahr, ſondern der Ewigkeit angehören. Kann ich Dir einmal, wenn mich der Herr ruft, im Donner, oder im ſanften Säuſeln, ein Stücklein von meinem Mantel zurück laſſen, ſo ſoll es mit tauſend Freuden geſchehen. Schlage dann damit die Fluthen und gehe trockenen Fußes hindurch, durch alle die Meere des Trübſals, die den Menſchen hier auf Erden erwarten! Wie Du denn Eins gewiß von Deinem Meiſter nicht nur geſehen, ſondern auch gelernt haſt; nämlich feſt an Gott glauben und ihm allein unter allen Umſtänden, ſauern oder ſüßen, vertrauen. Es freut mich, mein guter lieber Denner, daß Du ihm ſchon in der Jugend ein reines Herz gelobſt; denn die reines Herzens ſind, werden Gott ſchauen. Der fromme Spener ſagt: Das Gebet iſt der Athem der Seele. Ohn ihn verſcheiden die Seelen, wie die Körper verſcheiden, wenn ihnen der irdiſche Athem ausgeht. Was aber eigentlich in uns betet, iſt das Herz mit unausſprechlichem

Seufzen, nicht der Mund, der Worte plappert, oder die Hand, die sich faltet und den Rosenkranz dreht. Wir können ganz stumm sein und kein Wort, keinen Laut sprechen, und doch inbrünstig beten, und zwar Gott recht wohlgefällig. Merke Dir das, mein lieber Denner! Aber das Herz ist ein Tempel Gottes und der heilige Geist, als Kirchner, schließt es sogleich, wenn wir Hunde und anderes wildes Gethierigt, das unsere Nebenmenschen anbellt oder zerreißt, in dasselbe hereinlassen wollen! Darum wach und bete, mein Sohn! Denn aus der Freudigkeit des Gebets zu Gott wirst Du jedesmal erkennen, wie Du mit Gott stehst. Je freier Deine Sache aufathmet, je näher ist sie Gott. Kannst Du überall nicht beten, so ist es sehr schlimm mit Dir bestellt. Da hat der Feind aus dem Gotteshaus Deines Herzens irgend ein Magazin für die rohen Lüste und Begierden dieser Welt gemacht; wie die Franzosen auch zwischen den Jahren 1806 u. 1813, wo sie ihr Wesen im nördlichen Deutschland trieben, Kirchen sehr oft zu Brantweinbrennereien, Schenk- und Spielhäusern einrichteten. Davor behüte dich Gott! Denn die Furcht Gottes ist, wie Salomo sagt: „Aller Weisheit Anfang.“ Dein Freund Kirchner ist in dem wüsten Hamburg; es kommt ihm wüst vor. Oftmals faßt ihn die Sehnsucht nach dem stillen Luthergäßchen zu Weimar. Er sammelt, wie Du, unschätzbare Erfahrungen, die wollen wir dann, wann ihr wieder zu

Hauſe ſeid, gemeinſchaftlich zu Gottes Ehren verarbeiten und durchſprechen. Gern möchte auch ich den alten frommen Simeon (Paſtor Scheer) auf der Inſel Rügen kennen lernen. Du ſchreibſt mir, daß Du oft gelehrten Männern ſtundenlang von unſerer Anſtalt erzählen müßteſt. Sei des nur getroſt und voll guten Muthes mein lieber Denner. Dein Herz iſt voll Einfalt, Wahrheit und Natur, und dabei Gott getreu. Sie werden es Dir wohl anmerken, wie wir es hier im Luthergäßchen mit der Volkserziehung meinen, und daß wir keine pfiffige verſchmitzte Schalksknechte und hoffärtige, aufgeblaſene Narren, ſondern ehrliche und treue Menſchen zu andern guten und treuen Menſchen in die Welt ausſchicken, deren Beruf es iſt, Gutes mit Einfalt zu reden, und noch viel lieber Gutes mit Einfalt des Herzens zu thun. Man muß ſich voll Demuth in Alles ergeben, was der Herr zu ſeinen ſtrengen Dienſten von uns in dieſer Welt fordert! Nun, mein guter und lieber Denner, ſegne und behüte der lebendige Gott wie bisher Deinen Ausgang und Deinen Eingang! Er verbreite ſein Gnadenlicht auch durch Dein armes Wort, und mache Dich, mich und uns Alle zum Segen für Viele! Er, der den Fiſchern und Hirten ſo gnädig war, kann auch wohl durch arme Knaben aus dem Luthergäßchen ſein Reich, das Reich ſeiner Liebe, verbreiten, wenn es anders ſein gnädiger Wille iſt. Mögen die Gottloſen doch ziſchen

und ihren Mund aufsperren wieder uns; der Herr läßt uns doch nicht zu Schanden werden!

Nochmals und zum Schluß tausend Lebewohl, von Deinem väterlich gesinnten Freunde

Johannes Falk.

Wie sehr mich solche Briefe jedesmal erfreuten, auffrischten und zum Eifer in der Sache ermunterten, läßt sich leicht denken. Ich las sie auch so oft, daß ich sie in der Regel auswendig wußte.

Am 26. Februar 1825 verließ ich Stettin. Herr Schulrath Bernhard begleitete mich in einem Wagen bis Damm, wo er zärtlichen Abschied von mir nahm, und mir den Segen des Herrn wünschte, indem ihm fast die Thränen in den Augen standen. Meinem Freund Julius Stosch, seinem Schwager, hatte ich versprochen, zu schreiben, was ich leider nicht gehalten habe. In Pyritz, wo ich übernachtete, sah ich den Otto-Brunnen, wo der fromme Bischof Otto von Bamberg um 1124 die Erstlinge der Pommern 7000 Heiden taufte, und ein Denkmal vom damaligen Kronprinzen errichtet ist. In Frankfurt a. d. Oder, wohin ich nun kam, nahm sich meiner aufs Liebreichste an Herr Superintendent Dr. Spieker, der, was mir mehrmals begegnete, seine Kinder veranlaßte, für das Falksche Institut ihren Sparhafen zu öffnen. Einen edlen Geist, zu Aufopferun-

gen für die Brüder bereit, habe ich in Preußen getroffen, und war Zeuge, wie man ihn den Kindern einzupflanzen ſuchte. Es fehlt mir an Raum, alle Beiſpiele dieſer Art im Einzelnen aufzuführen; nur Eins will ich noch von Stralſund her erzählen. Der dortige Lehrer Piper an einer Induſtrieſchule hatte den Kindern vom Falkſchen Inſtitut erzählt, und geſagt: „Wenn eure Eltern reich wären, und ein jedes würde einen Thaler bringen, ſo gäbe dieß eine hübſche Summe; da ſie es aber nicht ſind, ſo wäre es an einem Schilling auch genug, und ihr bekämet noch ein ſchönes Buch dafür.“ Da brachte ein jedes wenigſtens einen oder zwei Schillinge. Ein ganz armer Knabe brachte auch einen, und als ihn der Lehrer fragt, woher er ihn bringe, antwortete der Knabe: „Es iſt hier eine alte gute Frau, (Aebtiſſin G.), zu welcher ich alle Samſtag gehe, um ihr einen Spruch zu beten, worauf ich jedesmal einen Schilling bekomme; und dieß iſt der Schilling vom letzten Samſtag.“ — Von Frankfurt a. d. Oder reiste ich der Oder entlang nach Schleſien. In der Stadt Croſſen war ich an den Superintendenten Schulz empfohlen, bei dem ich noch mehrere chriſtliche Freunde traf, z. B. Gerbermeiſter Gruppe von der Brüdergemeinde Neuſalza, und einen ſtattlichen Officier Blumenthal. Letzterer kam von Glogau und wollte nach Berlin reiſen. Da er von meiner Sache hörte, ſchrieb er ſchnell einen Empfehlungsbrief an ſeinen lieben Freund Hauptmann

von Plehve (aus Liefland) in Glogau, einer ſchleſiſchen Feſtung, bei welchem ich, wie er ſagte, logiren müſſe. Sodann fuhr er im Eilwagen weiter; ich aber fuhr mit Gerbermeiſter Gruppe nach Neuſalza zu und hielt mich etliche Tage in dieſer Brüdergemeinde auf, der erſten in meinem Leben, mit der ich bekannt wurde. Der Empfehlungsbrief war unverſiegelt und ich war ſo neugierig, ihn zu leſen. Er zog mich ſo an, daß ich eine Abſchrift in meinem Tagebuch aufbewahrt habe. Er lautet:

Mein herzlichſt geliebter Rudolph!

Ich möchte Dir einen ſehr langen Brief ſchreiben, um Dir einigermaßen für's Herz faßlich die Segnungen zu beſchreiben, welche mir die Kreuzesliebe unſeres barmherzigen Gottes bereits in dieſer kurzen Trennungszeit hat angedeihen laſſen. Es iſt dieß aber unmöglich, da ich nur einige Augenblicke habe, indem ich mit der Schnellpoſt ſofort weiter zu reiſen gedenke. Ich ſchreibe Dir dieſe Zeilen bei Schulz, deſſen Geburtstag heute iſt, und komme ſo eben aus der Predigt vom Gekreuzigten, welche der liebe Schulz vom heiligen Geiſt empfangen und unſern Herzen mitgetheilt hat. Ein ſolches ſalbungsreiches Wort für mein ſündiges Herz habe ich wohl kaum noch gehört. Mir war Alles wieder neu, und die erſte Liebe zu dem erbarmungsreichen Sünder- und Seelenfreunde, zu dem unbeſchreiblich treuen Jeſusherzen überſtrömte mich mit allen ihren

Segnungen. Ich weiß und will und kann und bete um Nichts, als um Liebe zu meinem Jeſus und um einen heiligen Eifer für den Troſt in ſeinen Wunden. Suche nach Corinther 5, Gott war in Chriſto und verſöhnete u. ſ. w. Darin iſt erſchienen die Liebe Gottes u. ſ. w. Den Ueberbringer dieſer Zeilen nehme in meiner Abweſenheit auf, als wäre ich es ſelbſt. Du wirſt bald fühlen, welch ein Jüngling dieß iſt. Befördere ſeine Geſchäfte, als die des Herrn, und alſo auch als die unſrigen. Nehme ihn nur auf zur Herberge, wie Du mich aufnehmen würdeſt und führe ihn bei Klopſch, Köhler, Berge u. ſ. w. ein.

Ich grüße und küſſe Dich in der Liebe, die uns verbunden hat, als Dein der Liebe ſehr bedürftiger Bruder

Carl Blumenthal.

Croſſen d. 9. März 1825.

Den 13. März 1825 verließ ich die Brüdergemeinde Neuſalza, wo ich mich ſehr erbaut hatte, und reiste auf einem Wagen unter heftigem Schneegeſtöber nach Glogau zu, wo ich an einem Sonnabend Abends bei Hauptmann von Plehve die brüderlichſte Aufnahme fand. Bei ihm blieb ich bei 4 Wochen, und der Aufenthalt war für mein Inneres ſehr geſegnet, da mir täglich das lebendigſte Chriſtenthum im Typus der Brüdergemeinde entgegentrat, was, den letzten kurzen Aufenthalt in einer Brüdergemeinde

abgerechnet, mir Etwas Neues war. Plehve war unverheirathet, Blumenthal, der mit ihm im gleichen Hause wohnte, auch, warb aber damals, glaube ich, um die Schwester von Plehve in Berlin. Blumenthal war auch Adjutant, und unter ihm stand ein christlicher ganz junger Regimentsschreiber und Unterofficier Künze, der oft auch kam und den ich sehr lieb hatte als einen edlen Jüngling. Als Blumenthal wieder zurück gekehrt war, sah ich, wie hier in aller kindlichen Einfalt und Fröhlichkeit, ein inniges und lebendiges Christenthum, eine feurige Liebe zum Heilande und zu all den Seinigen, ob vornehm oder gering, herrschte, und wir stimmten oft das Bruderlied mit einander an: „Die wir uns allhier beisammen finden, schlagen unsre Hände ein, Uns auf Deine Marter zu verbinden, Dir auf ewig treu zu sein. u. s. w.“ Daneben war Capitän von Plehve von seinen Collegen sehr geliebt, und es kamen fortwährend viele Kameraden zu ihm, die von göttlichen und weltlichen Dingen sprachen. Nie hörte ich hier eine gemeine Rede. In den Kreis der Officiere eingeführt, erfuhr ich, daß es in Preußen unter diesem Stande viele wahrhaft fromme und gebildete Männer giebt. Ich sahe eine Menge Officiere, die kaum das Gewehr hatten tragen können, als sie die Feldzüge gegen Napoleon mitmachten. Zu ihnen gehörte auch Blumenthal, der Freund von Plehve, und sein Bruder der Hauptmann. Fast alle Officiere sah man auf der

Parade mit dem eiſernen Kreuz und andern Ehrenzeichen geſchmückt; manche des dort ſtehenden 6. Infanterie Regiments hatten die Bruſt voll Decorationen, was immer einen impoſanten Anblick gewährte. Ich kann jetzt, nach 24 Jahren, natürlich nur die Eindrücke wieder geben, welche ich damals als ein junger Menſch von noch nicht 19 Jahren hatte. Wie ſehr ich damals in meinem Innern in chriſtlicher Beziehung angeregt wurde, und was für Gedanken mich hauptſächlich bewegten, ſchließe ich aus einer Aeußerung, die ſich in meinem Tagebuch befindet, das ich auf Zurathen guter Freunde führte. Da heißt es: „Wir haben uns recht chriſtlich miteinander erbaut und ich habe Manches da gehört und geſehen, (in Glogau) was mich innerlich antrieb meinen Herrn Jeſum recht herzlich zu lieben und an ihn von ganzem Herzen zu glauben. Dieſen Hauptartikel des chriſtlichen Glaubens hebt auch Luther heraus, als den allerwichtigſten. Es iſt eine große Gnade, wenn der Herr einem die Kraft des feſten Glaubens an das Verdienſt Jeſu Chriſti durch ſeinen bittern Tod verleiht. Jetzt wollen die Weiſen und Gelehrten das Geheimniß, daß Chriſtus wahrer Gott und Menſch zugleich ſei, daß er für unſere Sünden geſtorben ſei, und wir nur durch ihn vor Gott gerecht werden, mit ihrer Vernunft und Weisheit ausgrübeln, und merken nicht, wie ſie auf falſche und krumme Wege kommen, und daß der heilige Geiſt zu dieſem Glauben und Vertrauen uns erleuchten und

führen müſſe; wie denn der Herr zu Petro ſagt: „Fleiſch und Blut haben Dir das nicht geoffenbaret, ſondern mein Vater im Himmel.“ Darum will ich gläubig und inbrünſtig zu Gott beten, daß er mich erleuchten und heiligen möge zu einem wackern Werkzeug der Arbeit in ſeinem Weinberge. Ach, mein Gott, gieb mir Gnad', mich ernſtlich zu befleißen ꝛc. Glauben wir recht an Jeſum, ſo wird unſer Glaube auch durch Liebe und gute Werke ſich offenbaren. Der Herr Jeſus ſagt auch nirgends: „Glaubet nur an mich, daß ich für eure Sünde am Kreuze geſtorben bin, und Gottheit und Menſchheit in mir vereiniget ſind, im Uebrigen aber könnet ihr thun und treiben, was ihr wollt, ſondern das Gegentheil, daß wir ihm ſollen nachfolgen, der da ſagt: „Segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch haſſen, bittet für die, die euch beleidigen und verfolgen. Wer keine Liebe übt, kann wohl ſchwerlich an den Herrn Jeſum glauben.“

Auf den Rath meiner lieben Freunde, worunter auch der reformirte Prediger Venatier gehörte, zu welchem ich oft kam, reiste ich von Glogau nach Poſen. Plehve und Blumenthal begleiteten mich bis Gulau zu Pferd; ich aber und der junge Regimentsſchreiber fuhren in einem Wagen. Blumenthal ließ mich auch eine Strecke reiten. Allein ein raſches und dreſſirtes Adjutanten-Pferd hätte mich falſch verſtehen können, und der liebe Freund hatte große Sorge für mich. Von Liſſa aus fuhr ich auf ſandigem Wege mit

dürren aber doch ſchnellen polniſchen Pferden nach Poſen. Hier hatte ich vom lieben Plehve einen Brief abzugeben an Herrn Aſſeſſor von Behm. Er und ſeine liebe Gattin nahmen mich ſehr liebreich auf, als ſie den Namen Plehve hörten; ich ruhte die Oſterfeiertage, und dann ſuchte ich für meinen Zweck zu wirken. Von Behm, bei dem ich logirte that Alles für die gute Sache. Der alte würdige Conſiſtorialrath Bornemann gab mir ein offenes Empfehlungsſchreiben an alle chriſtliche Menſchenfreunde in der Stadt Poſen. Ich beſuchte Deutſche, aber auch eigentliche Polen, und die Sache ging ſo gut, daß ich von da aus ſogleich über 100 Thaler nach Weimar ſchicken konnte. Da ich langes Haar und einen altdeutſchen Rock trug, fiel ich der Polizei auf, daher ließ ich die langen Locken abſchneiden. In dem edlen Hauſe, wo ich hier wohnte, war es mir auch überaus wohl geweſen und mit Dank gegen Gott und Menſchen trat ich am 16. April 1825 wieder die Rückreiſe an und zwar zu Fuß, kam aber in äußerſt ſtürmiſches Wetter und ermüdete ſehr im Sande. Das Nöthigſte konnte ich polniſch ſagen, wie z. B.: Wo geht der Weg hin? oder: bitte um Etwas zu eſſen oder zu trinken u. dergl. Es war aber immerhin widerwärtig genug, und in den ſogenannten Wirthshäuſern ſah es oft wenig appetitlich aus. Ein deutſches Wirthshaus fand ich unterdeſſen abgebrannt und mußte mit den jammernden Wirthsleuten im Hirtenhauſe vorlieb nehmen.

Sehr ermüdet kam ich an einem Sonntagabend spät wieder in Glogau an, und wurde mit offenen Armen und Herzen aufgenommen. Der liebe Künze war mir bis Fraustadt entgegengegangen, aber zu bald wieder umgekehrt, und so kam ich hinter ihm her. Noch einmal verweilte ich in der mir so theuer gewordenen Umgebung vierzehn Tage und konnte mich beinahe nicht mehr los machen.

Unter diesen Officieren hatte ich in meinem Innern die tiefsten Eindrücke von der Liebe Christi bekommen, wovon noch jetzt mein Tagebuch Zeuge ist. Der Abschied am 30. April 1825 wurde uns allen schwer und ging mir noch lange nach, wie ich denn überhaupt auf meinen Reisen oft, wenn ich länger unter edlen und christlichen Menschen gelebt, viele Liebe und Freundschaft genossen hatte, und nun wieder weiter sollte, sehr wehmüthig und ernst gestimmt wurde.

Meine Reise ging jetzt nach Breslau. Hier war ich von dem l. v. Plehve wieder an einen Officier, Herrn Major von Lindeiner, empfohlen, bei dem ich sechs volle Wochen logirte und abermal die größte Liebe und Theilnahme genießen durfte. Die edle Frau Majorin selber, die ich anfangs allein traf, hatte mich sogleich in ihr Haus aufgenommen. Von Falk hatte ich einen Brief an Frau Geheim-Räthin Gerhard, eine Jugendfreundin, die mich auch öfter einlud, und von welcher ich noch ein Andenken besitze, nämlich einen Thaler, zu Anfang des dreißigjährigen Krieges

1618 geſchlagen. Meine Uhr, ein Andenken der Frau Majorin von Lindeiner hat leider mein Wilhelm verloren. Auch im Hauſe des Oberlandes-Gerichtsraths v. Winterfeld und Wenzel erwies man mir viel Freundſchaft. Mit meiner Sache nahm es darum einen weniger ſchnellen Fortgang, weil kurz vorher Graf von der Reke bedeutende Summen für ſeine Anſtalt in Düſſelthal geſammelt hatte; doch durfte ich nicht leer ausgehen, und machte auch hier die Erfahrung, daß in vielen vornehmen Familien ein edler chriſtlicher Geiſt herrſchte, der gerne alles Gute fördern wollte. Mehr als einmal wurde ich in dieſer Beziehung angenehm überraſcht und könnte auffallende Beiſpiele anführen, wie man ſich auch in Schleſien für die Falk'ſche Anſtalt in Weimar intereſſirte. Wie in andern Städten, ſo fand ich in Breslau, wo ich von dem ſtreng lutheriſchen Profeſſor Dr. Schübel, ſo wie von dem rationaliſtiſchen Profeſſor Schulze eingeladen und freundlich gefördert wurde, diejenigen nicht immer ſehr mit einander befreundet, die ſich meiner Angelegenheit annahmen. Bei den Einen ging nämlich dieſe Theilnahme aus bloßer edler Menſchenfreundlichkeit hervor, bei den Andern dagegen aus entſchiedener chriſtlicher Ueberzeugung, aus einem lebendigen Glauben an den Herrn, der um unſertwillen arm geworden iſt, daß wir durch ſeine Armuth reich würden, ſie trieb die Liebe Chriſti, der gekommen iſt, zu ſuchen und ſelig zu machen, was verloren iſt.

Die Beſten aus der erſten Claſſe von Beförderern waren offenbar dem Geiſte des Falk'ſchen Inſtituts mehr verwandt, als die andern, denen das Evangelium nicht in Menſchenliebe aufging, ſondern bei welchen letztere die Bethätigung der Liebe zu Chriſtus war, der uns zuerſt geliebet hat. So viele edle, aufopferungsvolle und in ihrer Art fromme Philantropen ich aber auch kennen lernte, ſo machte ich doch vielfach die Erfahrung, daß ich von jener Claſſe von Männern und Frauen, die innerlich dem Geiſte des Falk'ſchen Inſtituts ferne ſtunden, ja ſich gegen mich über das, was dem lieben Falk und ſeinem Inſtitut mangle, offen ausſprachen, mit der größten Hingabe und Selbſtverläugnung gefördert wurde. Mit Entſchiedenheit kann ich es ausſprechen, daß ich auf meinen übrigen Reiſen meiſt nur von ſolchen Männern und Frauen gefördert wurde, die als Orthodoxe, Fromme, Herrnhuter, Pietiſten u. dergl. galten, was nicht ohne einigen Einfluß auf mein eigenes Innere ſein konnte, jemehr ich allmählig ein ſelbſtſtändiges Urtheil gewann.

Nun will ich aber den theuren Vater Falk wieder ſelber reden laſſen. In einem Briefe vom 7. April 1825 Abends 10 Uhr, welchen ich noch in Glogau erhielt, heißt es:

Mein geliebter Denner!

So zieht Dich denn das Schickſal immer weiter von uns fort! folge ihm! Es erleuchte Deine Wege, die Du im Namen des Herrn durchwandelſt; er wird ſeinen Engeln Befehl thun, daß ſie Dich behüten, damit Du Deinen Fuß an keinen Stein ſtoßeſt. Denen, die Gott lieben, muß Alles zum Beſten dienen. Auf Ottern und Schlangen werden ſie treten und ſie ſollen ihnen Nichts ſchaden. Das iſt die Verheißung, an dieſe wollen wir uns halten. Die edeln Freunde und Freundinnen, die Du in ſo weiter Ferne beſucheſt, grüße herzlich und drücke ihnen im Namen Deines Vaters dankbar die Hand. Was können wir, deren Reich nicht von dieſer Welt iſt, ihnen anders für ihre große Liebe, die ſie einem Fremden erzeigen, darbieten, als den Segen des Ewigen? Ich habe alle Deine Briefe erhalten, ſowohl den von Frankfurt a. d. Oder, als den von Glogau. Ich danke Dir, daß Du ſo treu und ſchnell im Schreiben biſt. Ich hebe alle, Deine und Kirchners Briefe ſorgſam auf, und es geht davon kein Blatt verloren. Fahre freudig in Deinem Geſchäft fort, mein guter Denner. Ein Stübchen ſoll Dir und dem guten Kirchner in dem großen Hauſe ſchon irgendwo werden; da ſollt ihr dann Euch in meiner Nähe, ſofern mir Gott das Leben ſchenkt, täglich zu dem ausbilden, was Euer Beruf und Eure Freude iſt. In vergan-

gener Woche wurden wir durch das Läuten aller Glocken, und den Schreckensruf: „Feuer! Feuer!“ plötzlich aus dem ersten Schlaf geweckt. Um ein Uhr ging das Theater, durch Verwahrlosung der unterirdischen Röhren, womit geheizt wurde, in Feuer auf. Alle Kronen der Könige, alle Scepter der Kaiser, so viele Berge, Flüsse, Seen, Städte, Kirchen, Dome sind ein Raub der Flammen geworden; fast Nichts wurde gerettet von der ganzen Garderobe, außer einem großen, mit Schulmeisters-Perücken gefüllten Kasten, der dem Theater-Friseur Lohmann gehörte. Die Prinzen des Hauses sind sehr niedergeschlagen und wandeln auf den rauchenden Ruinen desselben, haben aber bei der Löschung eben keinen großen Heldenmuth an den Tag gelegt. Die Seele dieses Körpers war aber längst schon ausgeflogen, schon damals, als man Göthe durch Kabale dahin brachte, daß er sich von der Leitung desselben lossagte, kann man sagen, daß die eigentliche Kunst und das Theaterwesen abbrannte. Um die Bretter und die bemalte Leinwand war es weit weniger schade ꝛc. Nun leb' wohl und laß bald wieder Etwas von Dir hören. Es umarmt Dich mit zärtlicher Liebe

Dein väterlich gesinnter Freund
Johannes Falk.

Ich füge gleich den nächstfolgenden Brief hinzu, den ich von Breslau nachgeschickt erhielt, als den letzten auf dieser ersten Reise.

Weimar den 1. Juli 1825.

Mein guter Denner!

Mein lieber Herzensjunge, ſei unbeſorgt! Ich habe alle deine Briefe richtig erhalten. Es liegen deren jetzt elf vor mir. Der letzte iſt aus Breslau unter dem 14. Juni abgeſchickt. Wir haben alle eine herzliche Freude daran, daß es Dir wohlgeht und daß Dir Gott Freunde erweckt. Da es ſein Werk iſt und da ich es mit ſo lebendigem Glauben in ſeine Hände niederlege, wie ſollte es auch der barmherzige Vater nicht fördern! Uebereile Dich darum auch nicht mit der Wiederkunft! Ich ſchicke ſo leicht keinen wieder ſo weit aus. Verſchaff' Dir Adreſſen, ſo viel Du kannſt, und gehe ſodann, wohin Dich Gott führt. Du kennſt nun meine Grundſätze. Verfahre und handle darnach, lieber Denner, und laß nicht ab mit inbrünſtigem Gebet und Fürbitte für mich in allerlei Noth und Anfechtung; ſo wie ich auch meinerſeits nicht laß werde, zum Herrn zu rufen und zu ſchreien, daß er Dich und Kirchner bewahre, und Eure jungen, unverdorbenen Seelen in die Hände nehme, und vor der Welt und Sünde behüte!

Denn, was hülfe es dem Menſchen, ſo er die ganze Welt gewönne und litte doch Schaden an ſeiner Seele! Sei nirgends vorlaut, abſprechend, ſondern betrage Dich ſtill, voll Demuth und Ehrerbietung gegen ältere Perſonen, ſelbſt da, wo Du glaubſt, daß

ſie von irgend einer falſchen und einſeitigen Anſicht befangen ſind. Enthalte Dich aller marktſchreieriſchen Anpreiſungen, die Sache ſpricht genug für ſich ſelber; wer ein Herz in ſeiner Bruſt hat, wird ſie wohl hören. Denke, und vergiß nicht, lieber Denner, daß Du kein Kaufmann biſt, der Weinproben zu verkaufen im Lande herumträgt, ſondern, wer Dich ſieht und wer Dich hört, der macht an Dir ſelbſt die Probe und denkt: Wie der Baum, ſo die Früchte; wie der Weinſtock, ſo die Reben! Gottlob, liebes Kind, daß wir keinen Schalk im Herzen tragen, ſondern offen, frei und in kindlicher Unſchuld mit Dem, was wir ſind und wollen, vor aller Welt auftreten können. In den Briefen meiner Freunde ſteht Nichts als Gutes von Dir. Das freut mich! Der Herr ſegne Dich für jeden Kummer, den Du mir erſparſt. Es werden mir ja täglich Dornen genug auf meinen Weg gepflanzt, die mein Herz blutig ritzen, ohne daß Ihr auch noch, als meine Jünger, die Hände dazu herzugeben brauchet.

Graf von der Recke hat mich beſucht und mir ausnehmend wohl gefallen. Sprich, wo Du von ihm ſprechen mußt, mit Liebe und frommer Anerkennung deſſen, was ſein ſo edles Beſtreben verdient. Die Liebe überwindet Alles, und da ſie nur eins, nämlich Gott ſelbſt iſt, ſo braucht ſie nur recht und ächt zu ſein, um ſich zuletzt doch wieder in dem göttlichen Brennpunkt, wovon Alles ausging, zu vereinigen.

Hier haſt Du ein Beiſpiel, guter Tenner, daß die Abweichungen der Menſchen, auf noch ſo verſchiedenen Standpunkten, doch nicht ſo verſchieden ſind, wie wir glauben, oder wie es uns ſcheint, ſondern, wenn ſie nur, jeder an ſeinem Theile redlich fortſchreiten, doch in der Hauptſache wieder zuſammentreffen. Du weißt, die Erde iſt rund; nun denke Dir zwei Wanderer, wovon der Eine nach Norden, der Andere nach Süden ſeinen Weg antritt, und alſo dem äußern Anſcheine nach immer weiter auseinander kommen. Sobald ſie indeſſen muthig fortwandern, ſo kommt doch ein Tag und eine Stunde, wo ſie beide wieder vor einander ſtehen und ſich freundlich die Hand reichen. So weiſe hat Gott Alles geordnet. Nur müſſen ſie ſich unterwegs vor dem wilden Rauſchen der Meere und dem Heulen der Sturmwinde nicht erſchrecken laſſen. Sie müſſen ſich nicht in die Fläche hin und her verlaufen, ſondern jeder von einem feſten und beſtimmten Standpunkt aus ſeinen Weg verfolgen; das führt ſicher zum Ziele. Das Ende aber jeder Straße iſt Gott. In ihm, der unſer aller Anfang war, laß uns auch am Ende unſerer Wallfahrt ausruhen! Kirchner iſt jetzt in Kopenhagen. Es geht ihm ſehr wohl und er erkundigt ſich ebenſo angelegentlich nach Dir, wie Du nach ihm. Alles im Hauſe iſt wohl. Nimm Du Dich auch nur in der hitzigen Jahreszeit vor Erkältung, kalten Getränken und unreifem Obſt, beſonders in Gebirgen in Acht. Folge meinen Lehren, gutes

Kind, so wirst Du die zwei größten Künste, die es in der Welt giebt, nämlich die Kunst ruhig zu leben und zu sterben, von mir erlernen. Das Fortschreiten des Baues wird Dich freudig überraschen. An einem Stübchen für Dich und Kirchner soll es bei Eurer Wiederkunft nicht fehlen.

Mit herzlicher Liebe
Dein väterlich gesinnter Freund
Johannes Falk.

Von Breslau, wo ich namentlich im Hause des Herrn Major von Lindeiner (der Sohn, Officier, war auch da) viele, mir unvergeßliche Liebe erfahren hatte, (was auch noch ein vorhandener Brief beweist, den der theure Major nach dem Tode des theuren Vater Falk an mich schrieb, und worin er mich einlud, um dort für mich zu sorgen,) setzte ich meine Reise über Schweidnitz und Schmiedberg nach dem Riesengebirge fort. Unterwegs hatte ich, und bekam wieder Adressen, bald an Gutsbesitzer, bald an Geistliche. Da ich einmal so nahe war, so wollte ich auch die Riesenkoppe besteigen. Ein Bote führte mich hinan der Hammelsbände zu. Schon unterwegs donnerte und blitzte es. Kaum waren wir Abends halb zehn Uhr den 28. Juni angekommen, so brach ein fürchterliches Gewitter los. Es schien, der Sturm wolle die Sennhütte in den Abgrund hinunterschleudern. Die Riesenberge zitterten und Blitze durch-

leuchteten die Nacht. Morgens, acht Uhr, brach ich mit meinem Führer nach der Schneekoppe auf. In der auf der Spitze stehenden, nur im Sommer bewohnten Kapelle, fand ich Obdach und Erquickung, wofür man dem Rübezahl ein Opfer bringen mußte. Hier hat man eine herrliche Aussicht; auf der einen Seite bis Prag, auf der andern bis Breslau. Ich ging auf dem Kamm des Gebirges hin, wo Preußen und Oesterreich sich scheiden, sah rechts und links die Abgründe, die Schluchten, den sogenannten großen und kleinen Teich, bestieg den Radkamm, fast eben so hoch als die Koppe, und kehrte durchnäßt in einer böhmischen Baude ein. Dann gab es wunderliche einzelnstehende Felsen, z. B. die Rübenzahlskanzel u. s. w. In dem Dorfe Schreiberhau blieben wir über Nacht. Hierauf ging's an den schönen Kochelfall und auf die merkwürdige alte Burg Kynast, eine herrliche Ruine, deren Thurm an einem ungeheuren Abgrunde steht. Man erstaunt vor dem Gemäuer, das in die Wolken hinauf gethürmt ist. Eine alte Sage muß ich hier einflechten von dem schönen Burgfräulein Kunigunde. Vorher bemerke ich noch, daß Graf Schaffgottsch, dem die Burg zuletzt gehörte, ein alter Ritter war, der im sechzehnten Jahrhundert durch Verrätherei der Jesuiten, als Protestant, unschuldig hingerichtet wurde. Die Jesuiten gaben ihm Schuld, mit dem König von Schweden eine geheime Correspondenz gehabt zu haben. Die schöne Kunigunde aber lebte im 14. Jahrhundert.

Ihr Vater, der Graf Schaffgottsch oder Gotts-Schoff wünschte, daß seine Tochter einem tapfern und treuen Ritter die Hand gäbe. Das Burgfräulein wollte eine Liebesprobe erstanden haben, nämlich: Der Ritter, der ihrer würdig sein wolle, müsse auf der äußersten Mauer am Abgrunde hin, mit seinem Turnierrosse reiten, während die Knappen vom Thurme herabblieſen. Viele edle Ritter wollten Hand und Herz des schönen und reichen Burgfräuleins verdienen und das gräßliche Abenteuer für den herrlichen Preis bestehen. Der erste stattliche Ritter stieg mit seinem Dänenrosse von der Zugbrücke auf die Mauer und das edle Thier kletterte munter vorwärts. Aber wehe! Am schrecklichen Abgrund grauſt's dem edlen Ritter vor dem offnen Höllenrachen. Mit ihm zittert das treue fromme Rösslein. Noch ein paar kurze Schritte wankt es weiter, dann stürzen beide unaufhaltsam in den Abgrund und liegen zerschmettert an einem Granitfelsen; aber das harte Herz des Burgfräuleins war durch dieß gefährliche Schauspiel noch nicht erweicht. Noch mehrere edle Ritter hatten dasselbe Schicksal. Da ergrimmt ein edler Ritter, Herrmann, Landgraf zu Thüringen. Nachdem er sein Roß fleißig in allen Künsten und kühnen Gängen geübt hat, reitet er gepanzert mit einigen Knappen vor das Thor der Burg Kynast. Die Knappen melden ihren Herrn an. Graf Schaffgottsch erscheint, mit ihm die schöne Kunigunde. Ritter Herrmann giebt sein Begehren

kund. Das Burgfräulein aber lispelt dem Vater ins Ohr: „Vater, der gefällt mir, und ich möchte ihm ohne das Abenteuer die Hand geben.“ Ritter Herrmann aber will dieſe Liebesprobe durchaus beſtehen, die Knappen eilen mit ihren Waldhörnern auf den Thurm, er ſchwingt ſich auf ſein Roß und es geht die Zugbrücke hinauf auf die ſchmale Mauer. Er kommt bis zum Abgrund, da wird's ihm ſchwindelnd und der Angſtſchweiß ſteht ihm auf der Stirne. Er trocknet ihn ab, ſieht auf den Thurm hinauf, wo die ſchöne Kunigunde am Fenſter liegt und Ströme von Thränen weint. Da freut ſich Ritter Herrmann, das harte Herz erweicht zu ſehen; er reitet muthig weiter und kommt wohlbehalten um die Burg herum wieder bei der Zugbrücke an. Fräulein Kunigunde hüpft vor Freuden und die Knappen rufen: „Es lebe unſer Ritter Herrmann!“ Kunigunde eilt, ihn als ihren Liebſten zu umarmen; aber mit Ungeſtüm wirft er ſie zurück und ſpricht: „Ich wollte Dich nicht mit Deinem böſen Herzen zu meiner Lebensgefährtin, ſondern nur dem Unfug ein Ende machen,“ und ritt von dannen des Wegs, den er gekommen war. — —

In Warmbronn, Hirſchberg, wo ich ſehr dringend an Herrn Baron v. Stillfried, deſſen Sohn ich im Lindeinerſchen Hauſe ſehr genau kennen gelernt hatte, empfohlen war, ebenſo in Liegnitz, verweilte ich nicht lange. In Bunzlau blieb ich acht Tage und wohnte bei Herrn Direktor Hoffmann im Waiſenhauſe, das

mit einem Schullehrer-Seminar verbunden ist, freundlich auch gefördert von dem Oberlehrer Dreist. In dieser großen mit einem Seminar verbundenen Staats-Anstalt herrschte ein edler, gläubiger Geist, und bei aller Anerkennung des theuren seligen Falk merkte ich doch, daß man noch Etwas bei ihm vermisse. Ich wurde nach Kräften unterstützt, fühlte aber beim Superintendenten in der Stadt, daß ein gewisser Gegensatz hier obwalten müsse gegen den Geist des Waisenhauses. In Dresden wurde ich freundlich aufgenommen vom Direktor Blochmann, einem ehemaligen Pestalozzischen Lehrer, der sich in den letzten Jahren als ein entschieden gläubiger Mann ausgesprochen hat. Damals mochte er ungefähr in der Hauptsache mit Falk harmoniren, und der eigentlich christliche Glaube mehr in den Hintergrund treten. Bei ihm traf ich auch den Hofprediger Ammon, der sich gleichfalls sehr zuvorkommend gegen mich benahm. Mit dem damals flüchtigen Gossner traf ich bei einem Grafen Dohna zusammen, an den ich empfohlen war. Wir redeten, im Garten auf und ab wandelnd, viel mit einander, und zuletzt fragte mich Gossner sehr liebreich und eindringlich, ob ich also wirklich den Heiland liebe? Ich bejahte es nach einigem Zögern. Mit seinem Schatzkästlein war Blochmann, mehr aber in Beziehung auf die Form, nicht ganz zufrieden, namentlich mit den, wie es mir später selber vorkam, hie und da etwas holperigen Versen; im Uebrigen

ſprach er mit Liebe von ihm. Uebelberührt, gekränkt und zurückgeſtoßen fühlte ich mich von dem damals noch geehrten, nachmals übelberüchtigten Prediger Stephan. Der warf die ganze Falkſche Wirkſamkeit über den Haufen, weil Falk den Verſöhnungstod Chriſti und die Rechtfertigung durch den Glauben nicht lehre, ſondern durch Werke ſelig werden wolle. Nun hatte ich zwar öfter ſolche Einwendungen hören und widerlegen müſſen, allein ſo ſchroff und hart hatte noch Niemand geurtheilt. Dieſes Betragen war ſo wenig geeignet, mich für ein mehr poſitives und gläubiges Chriſtenthum zu gewinnen, daß es der gerade Weg geweſen wäre, mich zurückzuſtoßen, wenn ich es nicht ſchon in einer milderen und freundlicheren Geſtalt geſehen hätte.

Ich eilte nun Weimar zu. In Jena traf ich einen alten Freund Birnſtiel, einen Falk'ſchen Schüler als Studirenden der Theologie und blieb bei ihm über Nacht. Er führte mich in eine Studentenkneipe, wo ich auch aus mir einen Studenten forciren mußte. In Weimar wurde ich mit der zärtlichſten Liebe empfangen. Ich war zehn Monate aus geweſen.

Nun ging's an's Erzählen, Fragen und Antworten. Der theure Vater Falk war in der letzten Woche krank geweſen, und ſah noch etwas übel aus. Kindlich offenbarte ich ihm mein ganzes Inneres, auch die Zweifel und Anſtände, die über unſer Chriſtenthum bei mir geweckt worden waren, theilte ich ihm mit. Er nahm mich auf die Seite und ſchlug mir

in seiner Bibel die Stellen auf: Jacobi 2, 21—24: Ist nicht Abraham unser Vater durch die Werke gerecht geworden? u. s. w. dann 1. Joh. 3, 10: Wer nicht recht thut, der ist nicht von Gott geboren und wer nicht seinen Bruder lieb hat, 14: Wer den Bruder nicht liebet, der bleibet im Tode. Cap. 4, 7: Geliebte, lasset uns einander lieben, denn die Liebe ist von Gott und wer liebet, der ist von Gott geboren. Merkwürdiger Weise übersah er Verse; wie z. B. Cap. 4, 10: „Darinnen stehet die Liebe, nicht daß wir Gott geliebet haben, sondern daß er uns geliebet hat und gesandt seinen Sohn zur Versöhnung für unsere Sünde.“ Um die Versöhnung und Rechtfertigung hatte ich ihn eigentlich gefragt. Da aber mein Vertrauen gegen den theuren Mann noch in jeder Beziehung ungeschwächt war und meine Bibelkenntniß gering, so ließ ich mich beruhigen und ging nach wie vor in alle seine Ideen und Pläne ein. Die Gottheit Christi schien er zwar nicht leugnen zu wollen, allein im Grunde konnte er doch nur die Göttlichkeit Christi nach seiner sonstigen Denkweise behaupten. Alles andere war mehr dichterische Verherrlichung. Er erblickte, soviel ich ihn jetzt beurtheilen kann, in Christo einen Menschen, in welchem sich Gott als die Liebe auf die höchste Weise geoffenbaret hat; also gewissermaßen Swedenborgisch. Nie aber hatte ich ein Wort aus seinem Munde vernommen, womit er mich im kindlichen Glauben an

Christi Gottheit, den ich von Brunnhardshausen mitgebracht hatte, hätte irre machen wollen; im Gegentheil wies er einmal seine gelehrte Tochter Rosalie zurück, als sie Christum für einen bloßen gewöhnlichen Menschen halten wollte. In Christo sah er die Gottes- und Menschenliebe verwirklicht, ich möchte sagen: verwesentlicht. Der kalte, trockene Röhrsche Rationalismus war ihm in der Seele zuwider; er schickte uns auch nicht gern zum Generalsuperintendenten, dessen Persönlichkeit ihm schon nicht entsprach, in die Kirche. Eben so wenig aber gefiel ihm Dr. de Valenti's Dringen auf die Versöhnungs- und Rechtfertigungslehre. Was der Bildungsgang und der Zeitgeist über einen sonst so selbstständigen, kräftigen, tiefen und edlen Geist vermag, zeigt sich auch darin, daß er, dem das Verderben der menschlichen Natur auf allen Seiten so stark und handgreiflich entgegentrat, der oft genug, auch in seinen Briefen an mich, bitter Klage darüber führte, dennoch die pelagianische Vorstellung von der Güte der menschlichen Natur nicht los werden konnte. Dagegen scheint er doch wieder beim Einzelnen ein unbegreifliches Geschick zum Bösen, oder zum Guten angenommen zu haben. Ich erinnere mich noch, wie er sich einmal unwillig über die Behauptung eines jungen rationalistischen reisenden Pädagogen, der ihn besuchte, ausließ, der behauptet hatte, es liege blos an der Erziehung, alle Menschen gut und brav zu machen;

wie er auch auf der andern Seite einmal sich äußerte, einen wahrhaft tugendhaften Menschen könne man in ein Lasterhaus schicken, und er werde dennoch keusch und rein bleiben. Er war in der reformirten Kirche erzogen worden, und man sollte fast meinen, nach obiger Aeußerung sei ihm etwas von Prädestination geblieben. In Weimar übrigens mußte er sich's natürlich gefallen lassen, für einen Mystiker oder doch für einen ganz seltsamen Mann gehalten zu werden, obwohl er in jeder Beziehung, in seinem öffentlichen und in seinem Privatleben, in seiner schriftstellerischen, wie in seiner praktischen Wirksamkeit die höchste Achtung in Anspruch zu nehmen das vollkommenste Recht hatte. Trotz dem, daß die Paulinische Rechtfertigungslehre ihm nicht aufgeschlossen war, hielt er doch Alles für lautere Gnade und Barmherzigkeit von Seiten Gottes. —

Er führte mich nach meiner Zurückkunft überall im Hause und Hofe herum, zeigte, was geschehen sei, und was noch geschehen sollte, setzte mir das noch immer große Geldbedürfniß auseinander und die Nothwendigkeit einer nochmaligen Reise. Indem er mir über meine bisherige Wirksamkeit die vollste Zufriedenheit bezeugte, berieth er sich mit mir, ob ich in die Schweiz oder nach Holland reisen solle. Ich entschied mich für Holland, da mich Schillers „Abfall der Niederlande" für dies Land eingenommen hatte.

IV.

Zweite Falk'sche Reise.

Es war am 19. August 1825, als ich meine zweite größere Reise für das Falk'sche Institut antrat. Beim Abschied herzte und küßte mich der theure Vater Falk aufs zärtlichste: wir waren beide sehr ergriffen, wie wenn wir es geahnet hätten, es sei dieß ein Abschied nicht blos auf ein halbes oder ganzes Jahr, sondern auf die Ewigkeit. O wie viel birgt oft ein Augenblick in seinem Schooße und wir arme kurzsichtige Menschenkinder haben nichts Besseres zu thun, als uns mit unbedingtem kindlichem Vertrauen in die treuen Vaterarme Gottes zu werfen! Dieß war auch ungefähr mein Sinn. Zudem kannte ich die große Schwierigkeit meines Geschäfts und wußte nicht, wie es mir dießmal gehen würde, da ich einem Lande zusteuern wollte, dessen Sprache ich nicht einmal verstand, und wo man vom Falk'schen Institut in Weimar keine Sylbe wußte.

Das Zeugniß, welches der selige Falk mir auf diese zweite Reise zu meiner Legitimation mitgab, ist von ihm selber geschrieben und lautet: „Daß Johannes Denner, ein frommer, treuer und völlig unbescholtener Schüler unserer Anstalt, mein ganzes unbeschränktes Vertrauen besitzt, und deßhalb von mir beauftragt worden ist, die Freunde unserer Anstalt an den Orten zu besuchen, wohin er mit Empfehlungen und Briefen versehen ist: solches bezeuge ich hierdurch der Wahrheit gemäß durch diese eigenhändig von mir geschriebenen und besiegelten Zeilen.

Weimar den 26. August,
1825.

Johannes Falk.

Ernst, wehmüthig, ja oft schwermüthig war ich auf meinen fernern Reisen gestimmt, und es konnte mich nichts aufrichten, als das feste Vertrauen, daß meine Sache des Herrn und mein Amt meines Gottes sei, wenn sich mir im Verlauf dieser Reise weit größere Hindernisse entgegenstellten, als auf der ersten. Ueber Erfurt langte ich in Eisenach, beim Generalsuperintendenten Nebe an, wo ich freundliche Aufnahme fand. Ich fühlte, vielleicht vom Abschied und von der Anstrengung, ein Unwohlsein, und bekam fast eine Ohnmacht. Dennoch setzte ich meine Reise fort, wiewohl öfter sehr angegriffen, so daß ich den Ausbruch einer Krankheit fürchtete. Als ein einsamer Wanderer pflegte

ich Falk'ſche Lieder (z. B. über die Reformationsgeſchichte) zu memoriren, wodurch ich einen hübſchen Vorrath in mein Gedächtniß bekam; auch fielen mir die vielen Bibelſprüche, Lieder und Pſalmen (der einzige nicht unerhebliche Schatz, den ich aus meiner Dorfſchule mitgenommen hatte,) wieder ein und mein Geiſt war mit ernſten Gegenſtänden beſchäftigt. Das war ganz anders, als auf meiner erſten Reiſe, beſonders auf der Rückreiſe nach Weimar, wo ich mich des glücklichen Erfolgs meiner Bemühungen für die Anſtalt erfreute in meiner meiſt heitern Stimmung. Damals war es mir nicht genug geweſen, ruhig meine Straße dahin zu ziehen, ſondern ich ließ meine Jugendluſt und Kraft dadurch aus, daß ich mit meinem Wanderſtabe die Steine aus dem Wege ſchlug, oder im lauteren Muthwillen nach rechts und links über die Chauſſeegräben ſetzte und mich, ein Ränzchen auf dem Rücken, im Springen übte. Ein von mir nicht bemerkter Bauer hatte mir einmal erſtaunt zugeſehen und rief aus: „So iſt's recht, da ſehe ich doch einmal einen recht vergnügten Menſchen.“—

In Caſſel nahm mich freundlich auf Herr Pfarrer Collmann, der ein ſchönes Inſtitut vor der Stadt hatte, darin deutſche, franzöſiſche und engliſche Knaben aus den höhern Ständen gebildet wurden. Ich lernte mehrere edle Männer kennen, die damals mehr aus philanthropiſchen Gründen meine Sache förderten, die ich aber nach 10 Jahren als entſchiedene gläubige

Christen und als Gründer, nicht nur einer Armenanstalt, sondern auch eine Missionsgesellschaft wieder fand. Meine Sache nahm einen ordentlichen Fortgang. Der edle Collmann meinte, wenn ich in Holland etwas ausrichten könne, so solle ich auch nach England übersetzen, und er wolle mir an einen Ort, den ich bestimmen würde, gute Empfehlungsbriefe, wahrscheinlich an die Eltern seiner Zöglinge, zusenden. Auf diesen Vorschlag würde ich wahrscheinlich eingegangen sein, ich vermuthe mit gutem Erfolg, wenn nicht unterdessen ein für mich und für die Anstalt schweres und verhängnißvolles Ereigniß eingetreten wäre.

Ehe ich die schöne Stadt Cassel verließ, besah ich auch, wie gewöhnlich, die Merkwürdigkeiten der Stadt und Umgebung. Ich ging nach der von einem Landgrafen im alten Ritterstyl erbauten Löwenburg, wo man sich in's Mittelalter versetzt fühlt, und auch die das Thor bewachenden Ritterknappen nicht fehlen; nach dem großen Riesenschlosse, das wie eine mächtige Felsenmasse aussieht und auf seinem Gipfel einen ungeheuren kupfernen Herkules mit der Keule trägt, in welcher ein Thürchen sich befindet, daß man von innen auf einer Leiter hinaufsteigt, wo sich alsdann eine prächtige Aussicht über die Residenz hinweg darbietet; nach der romantischen Teufelsbrücke und dem hundert funfzehn Fuß hoch senkrecht mit solcher Gewalt in die Höhe steigenden Springbrunnen, daß, wie mein Be-

gleiter erzählte, kein Mann mit dem Säbel den Strahl durchhauen kann. Auch ein Billet in's Theater gab mir Jemand, wo gerade der Freischütz gegeben wurde. So sehr mir das Schauspiel und die Musik gefiel, so sehr nahm ich Anstoß an einem darin vorkommenden Gebete, was ich für einen Frevel hielt. Schon früher in Weimar und Berlin, wo ich mehrmals Freibillete bekam, hatte ich diesen Eindruck gehabt. — Bei meinen Wanderungen in der Stadt, traf ich mitunter auf Herren, die sich mit seltsamen Ausreden loszuschälen suchten. Hatte sich ein gewisser Graf N. in Schlesien einmal vernehmen lassen, er halte es nicht für gut, wenn man das gemeine Volk so bilde und fünfundzwanzig Hämmel seien ihm lieber, als zweihundert Bettelknaben u. dgl., so hieß es hier entweder: „ich habe kein Geld, oder keine Kinder und brauche mich deßwegen um Kinder nichts zu bekümmern," oder: „ich kann den christlichen Glauben nicht brauchen," u. dgl. Ein Lehrer, der eine Zeitlang beim Grafen von der Recke gewesen war, fragte, ob man im Falk'schen Institut auch immer und ewig Bußlieder singe? was ich mit gutem Gewissen verneinen konnte. —

In Marburg, wo ich, wie gewöhnlich in Universitätsstädten, sämmtliche Professoren besuchte, nahm sich meiner gar liebreich Consistorialrath Dr. Creuzer an. Er empfahl mich auch nach Giessen, wo ich gleichfalls die Herren Professoren und Gelehrten aufsuchte. Ein Versuch in Hanau mißlang gänzlich. Ein gewisser

Herr H. gab mir den Beſcheid, er habe gar keine Luſt, etwas zu thun; er ſehe nicht ein, warum ſich Herr Legationsrath Falk ſein Leben ſo verkümmere, er könne es doch nicht hinausführen mit bloßen Privatbeiträgen; einen Betſaal brauche es nicht, dazu wären ja Kirchen da, ein Denkmal der Kriegsjahre könne man errichten, wenn man überflüſſiges Geld habe.

Ein anderer Prediger wunderte ſich darüber, wie ein ehmaliger Satyriker über „den chriſtlichen Glauben“ ſchreiben wolle, und ſagte, ich ſolle mir ja nicht einfallen laſſen, gar nach Holland zu gehen denn auf meinen „chriſtlichen Glauben“ unterzeichne dort Niemand. Je mehr mir ſo Hinderniſſe in den Weg traten, je fleißiger bat ich den Herrn, meine Wege zu ſegnen. Mit einem Offenbacher Marktſchiff fuhr ich nach Frankfurt am Main, wo gerade große Meſſe war. Da ich mich hier nicht aufhalten wollte, weil von hier aus die Anſtalt ſchon längſt reichliche Unterſtützung erhielt, ſo beſuchte ich nur etliche Freunde derſelben und reiste Coblenz zu. Zuvor ließ ich mir beim erſten beſten Kaufmann mein Heſſiſches Geld in Preußiſches umwechſeln und verſprach ein gewiſſes Aufgeld. Als aber der Mann auf der Meſſe etwas von meinem Reiſezweck hörte, ſagte er: „Nein, da nehme ich kein Aufgeld, ich will Ihnen gern ohne Verluſt auswechſeln, ſo viel Sie wollen.“ In Coblenz konnte ich nichts ausrichten, weil mir überall Graf von der Recke aus Düſſelthal zuvor gekommen war.

Ich war ſchon 4 Wochen auf der Reiſe und hatte noch nicht viel erreicht; dazu war das Reiſen in der Rheingegend, bei all' meiner Sparſamkeit, ziemlich theuer und es wurde mir oft ſchwer zu Muthe. Faſt nie hatte ich auf meiner erſten Reiſe ſo große Anſtände und Hinderniſſe gefunden. Die herrliche Rheingegend aber mit ihren Felſenufern, alten Schlöſſern, üppigen Thälern, und Weinbergen konnte ich um ſo beſſer genießen, weil ich ſie zu Fuß durchwanderte. In Bonn nahmen ſich mehrere Profeſſoren gar freundlich meiner an; unter ihnen Profeſſor Delbrück, ein Jugendfreund Falks, und Sack. Nicht nur ſuchten ſie meine Sache zu unterſtützen, ſondern ſie machten mir auch meinen Aufenthalt angenehm und lehrreich. Delbrück ging mit mir und zeigte mir intereſſante Punkte der Umgegend; auch erhielt ich in Bonn weitere Empfehlungsbriefe. Durch Profeſſor Sack wurde ich mit einer Frau Gräfin Styrum aus Holland bekannt, zu welcher ich mehrmals kam, und die mir einen Empfehlungsbrief an ihren Vater General und Kommandant von Haag in Holland verſprach, was für mich von großer Wichtigkeit war. So ſehr ſie die edle Wirkſamkeit des Grafen von der Recke, der kürzlich bei ihr war, zu ſchätzen wußte, ſo war ſie doch nicht ganz mit der Art ſeines, an eine gewiſſe Zeit in der chriſtlichen Entwicklung des ſo ausgezeichneten Grafen Zinzendorf erinnernden Chriſtenthums zufrieden, wovon ſie mir erzählte. Daneben aber redete ſie doch mit der

größten Anerkennung von seiner aufopferungsvollen Wirksamkeit. Von dieser edlen Dame sowie von einer gewissen Frau von Bergheim mit Empfehlungsbriefen nach Holland versehen, ging ich mit der Wasserdiligence nach Cölln. Hier war es mir nicht möglich, etwas auszurichten, da die Stadt größtentheils katholisch ist. Ich besah den Dom und reiste nach Düsseldorf, in dessen Nähe Düsselthal, die Anstalt des Grafen von der Recke ist, welche ich sogleich besuchte. Ich fand freundliche Aufnahme beim Grafen und wurde in der Anstalt herumgeführt. Es ist eine Colonie mit älteren und neueren Gebäuden, deren immer noch neue zu neuen Werkstätten aufgeführt wurden. Am Eingang stand etwas wie eine Hauptwache; dort hingen auch Blasinstrumente, mit welchen Morgens, Mittags und Abends ein Marsch geblasen wurde, damit die Knaben militärisch aufzögen. Es waren deren hundert da, vielleicht halb so viel Mädchen und allerlei Handwerker, welche die christliche Gesinnung des Grafen hieher gezogen hatte, darunter auch Proselyten aus den Juden. Die Schlafsäle waren sehr geordnet und reinlich, überall herrschte reges Leben und Thätigkeit. Die einen wären in der Schule, andere arbeiteten in den Werkstätten, wieder andere waren mit der sehr ausgedehnten Oeconomie beschäftigt. Düsselthal ist nämlich ein großes Gut; auf der einen Seite fließt der Düsselbach, auf der andern ist eine Mauer, welche Gärten und Gebäude umgiebt. In den Ställen befanden sich damals

nicht weniger als vierzehn Pferde, zwölf für die Oeconomie und zwei für den Grafen, wenn er verreiste, um für seine Anstalt Beiträge herbeizuschaffen. In der Stadt nannten einige den Grafen, jedoch nicht in einer bösen Absicht, einen ungeheuren Bettler, der verlange, daß man die Uhr aus der Tasche verkaufe. Er hatte überall die wärmsten Anhänger und Anhängerinnen. Eine Dame, die in Crefeld sehr eifrig für ihn collectirte, sagte: „Blos dem Grafen hab ich es zu verdanken, daß ich jetzt an Jesum Christum glaube.“ Die Anstalt hatte einen von der Falk'schen sehr verschiedenen Charakter, einmal wegen der ungeheuren Ausdehnung, welche der Graf ihr durch die Werkstätten gab, und weil hier alle Zöglinge vereinigt lebten, während in der Falk'schen Anstalt die meisten in der Stadt zerstreut waren und nur zu gewissen Stunden im Anstaltsgebäude sich vereinigten; dann aber auch innerlich dem darin herrschenden Geiste und christlichen Gepräge nach. In letzterer Beziehung bildete sie, durch starke Hervorhebung des Opferblutes des Lammes und der Versöhnungs-Gnade des Heilandes, durch das Dringen auf Buße und Bekehrung, durch strenge Betonung des anererbten Grundverderbens menschlicher Natur u. s. w. gerade zu einen fast überspannten Gegensatz. —

Trotz der vielen Ansprüche, die der Graf in Düsseldorf machte, ging doch auch ich, durch Regierungsrath Sybel freundlich unterstützt, nicht leer aus;

wofür ich Gott herzlich dankte. Wie ſehr mir meine Sache eine Herzensangelegenheit war, ſehe ich in vielen Stellen meiner Tagebücher. Auch hier findet ſich die Bemerkung: „Heute Abend ging ich in die Einſamkeit und bat Gott, meine Sache zu fördern.“ — Bei Paſtor Fliedner in Kaiſerswerth, der zum Zweck eines Kirchenbaues eine reichgeſegnete Collectenreiſe in Holland gemacht hatte und nachher die berühmte Diakoniſſenanſtalt gründete, erbat ich mir einige Auskunft, da er in Holland verſprochen hatte, keine Empfehlungsbriefe zu ſchreiben, und langte in Duisburg an. Hier erhielt ich vom trefflichen Superintendenten Schrieer einen wichtigen Empfehlungsbrief an den Mennonitenprediger Molenaar in Crefeld, der früher in Holland angeſtellt geweſen war und dort noch viele Freunde hatte. Dieſer liebreiche ächt evangeliſche Mann nahm mich ſogleich auf in ſein Haus, und ich hatte in demſelben, ſowohl vor meiner Reiſe nach Holland, als bei meiner Zurückkehr von derſelben, ſo zu ſagen, meine Niederlage. Noch mehrere wackere Männer, darunter auch der Rektor des Gymnaſiums Dr. Vogel in Crefeld nahmen ſich meiner an und ließen es ſich ſehr angelegen ſein, mich weiter zu fördern. Der entſchieden gläubige, dabei jedoch ſehr milde und weitherzige Molenaar aber war mir gerade zu wie ein Vater. Unvergeßlich iſt mir die Liebe, welche mir von ihm und ſeiner ebenſo würdigen Gattin, einer gebornen Holländerin, zu Theil wurde, welche ich auch ſpäter

in der Ferne, da ich mich zum Studium der Theologie vorbereitete, noch erfahren durfte. Er iſt nun, wie ich erfahren habe, ſchon längſt daheim bei dem Herrn, aber einer ſeiner beiden Söhne ſtudirte in Bonn Theologie und ſcheint ſeines edlen Vaters Geiſt ererbt zu haben, da er von Nitzſch ſehr hervorgezogen wurde.

In Abendgeſellſchaften mußte ich oft die Lutherslieder von Falk, die Geſänge von Leydens Belagerung und dem Blutbad zu Haarlem, unter dem grauſamen Alba, ſowie andere Stücke aus Falk'ſchen Schriften, die ich auswendig wußte, zum Beſten geben. Bei Herrn von der Meer traf ich mit einer Fräulein von E. zuſammen, die mit großem Eifer und eben ſo großem Erfolg für die Anſtalt in Düſſelthal collectirte. Sie ſagte, daß ſie für den Grafen leben und ſterben wolle, weil er ſie zu Chriſto geführt habe. Natürlich kam das Geſpräch da auch oft wieder auf den Glauben Falk's, auf die Art ſeines Chriſtenthums. Mit großem Eifer ſuchte ich zu beweiſen, daß er den rechten Glauben habe. Ich weiß, ſagte ich, daß Gott wahrhaft in der Bruſt von Falk wohnt und daß von ihm in Jeſu Chriſto die ewige Liebe geliebt wird. So ſehr ich mich aber auch ſträubte gegen jeden Zweifel, den man in Beziehung auf die Rechtgläubigkeit meines Meiſters laut werden ließ, wurde ich doch allmählich, da mir nun die Sache ſchon ſo oft begegnet war, ein wenig ſtutzig und nachdenklich gemacht. Daß es aber durch einen innern Kampf und Prozeß hindurchging,

ehe ich zu der Einsicht und Ueberzeugung gelangte, daß denn doch meinem theuren Falk etwas mangle, zeigt eine gerade damals (29. Sept. 1825) geschriebene Stelle in meinem Tagebuch, wo es heißt: „Ich weiß, daß mein Vater das wahre evangelische Christenthum hat; der Geist in mir, der eben zu dem allerhöchsten Geist, zu dem lebendigen Gott, gebetet hat, sagt es mir, und so will ich im Namen Gottes, was ich weiß, reden, im Geiste meines Falk handeln und Gott wird es segnen. O Herr Himmels und der Erde, lieber himmlischer Vater, lieber Jesus Christus, bilde uns nach deinem Geiste der Liebe und führe und segne uns alle Morgen!" Am meisten mußten nach und nach so entschiedene, milde, weitherzige und wissenschaftlich durchbildete Männer, wie Molenaar, welche die größte aufopferungsvollste Menschen-Liebe, auf welche mein Falk alles hielt, durch die That bewiesen, und mir ihren Glauben mit ihren Werken zeigten, durch ihr Urtheil Einfluß auf mich gewinnen, während ein kaltes, liebloses Absprechen mich geradezu zurückgestoßen und in meinem Falkianismus bestärkt hätte. Die volle christliche Entschiedenheit, mit christlicher Milde und Weitherzigkeit gepaart, ist durch diesen Entwicklungsgang und die reiche Erfahrung meines Lebens, das mich mit Menschen von den verschiedensten christlichen Richtungen oft in so nahe Berührung brachte, Ziel und Streben meines Geistes geworden und bis diese Stunde geblieben. Nie aber bin ich wieder von irgend

einem Menſchengeiſte ſo ſehr gefeſſelt und innerlich gefangen genommen worden, wie von meinem theuren Falk. Nur durch einen ſchweren Kampf erſt in der Reife des Jünglingsalters konnte ich wieder loskommen und zu meiner perſönlichen Selbſtändigkeit hindurch dringen. Die entſchiedene Ueberzeugung von der wahren Gottheit und Menſchheit des Erlöſers, von der durch ihn vollbrachten Erlöſung und Verſöhnung, wobei mir nur noch einige Zeit die Bedeutung des Blutes Chriſti Scrupel machte, indem noch Falk'ſche Ideen nachwirkten, von der Rechtfertigung durch den Glauben und der damit geſetzten Heiligung, von dem Verderben der menſchlichen Natur, das ich an meinem eigenen Herzen erfuhr, und der Nothwendigkeit der Buße und Wiedergeburt eines Menſchen, wurde immer mehr das glückliche Reſultat dieſes langen Entwicklungsproceſſes. Letzterer aber ließ die Liebe zu meinem Falk und den Eifer für meine Sache nicht erkalten. Von Holland aus hätte ich die vorgegangene Veränderung dem lieben väterlichen Freunde kindlich und offen mitgetheilt, wäre nicht bald die Nachricht von ſeiner Erkrankung an mich gelangt.

In Crefeld gaben ſich indeſſen die lieben Freunde alle Mühe, mich zu fördern. Ich ſchrieb eine kurze Geſchichte des Falk'ſchen Inſtituts, die Freunde feilten noch daran, ließen es drucken, und die edle Frau Paſtor Molenaar überſetzte es auch noch in's Holländiſche, um es auf meiner Weiterreiſe zu gebrauchen. Herr Kauf-

mann Peter Wolf von Barmen, der gerade in Crefeld einen Besuch machte, munterte mich auf, trotzdem, daß der Graf von der Recke dort erst kürzlich reiche Gaben gesammelt hatte, dennoch auch in's Wupperthal zu kommen, wo man auch für meinen Falk noch etwas übrig habe. Er nahm mich in sein Haus auf, während eine Tochter ihm unerwartet am Nervenfieber starb. Am 11. Oktober 1825 war das Begräbniß. Er, seine Freunde, die Pastorin Döring, Wichelhaus und Hülsmann in Elberfeld, nahmen sich meiner treulich an und sowohl in Barmen als in Elberfeld, ging die Sache so gut, daß ich mit einer schönen Nachernte über Düsseldorf wieder zum lieben Vater Molenaar zurückkehren konnte. Die Freunde waren sehr erfreut, und ich sandte einen Brief mit 40 Louisdor nach Weimar. Jetzt rüstete ich mich zur Reise nach Holland, lernte auch bei Herr und Frau Molenaar fleißig das Holländische, indem sie in der Bibel mit mir lasen und mich manche Redensart lehrten. Als ich über Cleve und die Festung Wesel Holland zu wanderte, mußte ich unterwegs einmal in einem Walde, in einem einsamen Jägerhause Nachtherberge suchen, wo meine kleinen Schriften, die ich von Pastor Döring in Elberfeld bekommen hatte, vielen Eingang fanden. Mit der Post kam ich den 30. Oktober früh Morgens in der ersten holländischen Stadt Nymwegen an. Es war Sonntag, und ich hörte die Predigt des deutschlutherischen Predigers Feldhoff, die mich sehr erquickte

und erbaute. Als ich ihn aber in seinem Hause aufsuchen wollte, mußte ich schon erfahren, daß ich in einem Lande sei, wo eine andere Sprache gesprochen werde. Ich mußte mehrere Male fragen, wo denn der Prediger Feldhoff wohne, bis mir's einer sagte. Der liebe Mann bemerkte mir gleich, daß ich für einen solchen Zweck die ungünstigste Zeit getroffen habe und er glaube nicht, daß ich etwas ausrichten könne; es möchte vielleicht besser sein, noch an der Grenze wieder zurückzukehren. Er ist nachmals, nach einem Verlauf von ungefähr zehn Jahren, wo ich ihn als Prediger in Barmen wieder traf, mein herzlich geliebter brüderlicher Freund geworden, für den ich mehrmals predigte. Aber jetzt gleich zurückzuweichen, war nicht nach meinem Sinn; ich wollte wenigstens bis nach Amsterdam vorrücken. Am 31. Oktober fuhr ich mit der Post nach Utrecht. Im Postwagen saßen mehrere honette Leute, aber auch eine liederliche Dirne, die so entsetzliches Zeug schwatzte, daß ich sie anfangs für verrückt hielt. Die fremde Sprache, die ich denn doch nicht verstand, so viel sie auch mit dem Plattdeutschen Aehnlichkeit hat, der mit Backsteinen gepflasterte Damm, auf dem wir fuhren, die Windmühlen und Wasserräder, die das Wasser über den Damm hinwegschöpften, die Wassergräben und Wiesenflächen auf beiden Seiten: dieß alles regte mich gewaltig an und nahm meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. In Utrecht gab ich mehrere Briefe ab, z. B. an

Domine Merens und Professor Schröder, erhielt aber wenig tröstlichen Bescheid. Zudem konnte ich, da ich mir weder mit dem Lateinischen noch Französischen helfen konnte, mich nur äußerst schwer und unvollkommen verständigen, wie denn auch die Herren nur halb verstanden, was ich sagte. Unter diesen Umständen entschloß ich mich, noch in der Nacht mit einem Postschiff nach Amsterdam zu fahren, wo wir gegen Morgen anlangten. Ein neues Schauspiel bot sich meinen Augen dar: die große berühmte Stadt und eine Menge Schiffe mit Segeln und Masten, wie ein Wald. Am 6. November 1825 langte ich beim deutschen Buchhändler Müller, einem edlen christlichen Mennoniten, an, den ich von Crefeld aus, wo er auch einen Bruder hatte, empfohlen worden war, und bei dem ich auch bald darauf ein Stübchen eingeräumt bekam. Ich hatte mich sehr auf einen Brief von Weimar gefreut; es war auch richtig einer da. Allein, kaum hatte ich ihn geöffnet, so mußte ich bitterlich weinen und die guten Leute weinten am Ende auch mit. Der Brief war datirt vom 18. Oktober und lautet:

Mein geliebter Denner!

Wo Dich diese Zeilen treffen: ob auf einem Marktschiff? Ob auf einem Dampfboot? ob in Cölln oder Rotterdam, weiß ich ja noch selbst nicht. Gebe der Herr nur, wo sie Dich auch finden, daß Du Dich

gesund, wohl und freudig in deinem Geschäfte fühlst. Freudigkeit in Gott läßt nirgend verzagen. Ich, mein lieber Denner, bin seit sechs Wochen von einem so heftigen Übel in der Hüfte befallen, daß ich nicht im Stande bin, allein die Stube auf und abzugehen, sondern ich muß mich von einem Knaben, wiewohl mit tausend Schmerzen, führen lassen. Sie sagen: es sei Gicht, die sich in die Hüfte geworfen habe. Des Nachts suche ich lange eine Stelle, wo ich ohne Pein schlafen kann. Da ich keine Bewegung habe, so vergeht mir natürlich auch die Eßlust, und ich trinke mehr, als ich esse. So groß indessen auch dieß Elend ist, so glaube nicht, mein lieber Denner, daß es meinen Geist träge und verzagt macht. Der alte Johannes sitzt noch immer an Bord seines Schiffes, wovon ein Blitz das Ruder abgeschlagen, und wird seinem Herrn und Meister mit einem Fuß, mit keinem Fuß, mit einem Auge und mit keinem Auge, treu zu dienen wissen. Dieß ist der Mantel Elias, ihr guten Jungen, wovon ich euch ein Stück zurück zu lassen wünsche, wenn Gott mich früher oder später von dieser Welt hinwegruft. Mit dieser Gesinnung ist der unsterbliche Geist frei des vergänglichen Leibes, selbst wenn er sich noch in dessen Bande befindet.

Du, mein lieber Denner, erleichtere nun Deinerseits deinem Vater das Kreuz, das er trägt, durch Treue und Eifer in Deinem Beruf. Kannst Du ihm das Leiden selbst nicht abnehmen, was nur Gott kann,

der es auflegte: so kannst Du ihm doch vor einer Menge quälender oder lästiger Sorgen Ruhe verschaffen. Du kennst die Menschen! Wenn der Eigennutz sie thierisch treibt, da hören und sehen sie nicht, sondern rennen blind zu, und bekümmern sich wenig darum, ob sie einen kranken und leidenden Mann in's Grab treten. Wenn sie nur zu ihrem Zwecke gelangen und die Paar armseligen Thaler nach Hause tragen können! Diese Scheußlichkeit der menschlichen Natur hat mich oft mit Entsetzen und Schauder erfüllt; sie erinnert mich an den blutdürstigen Rachen der Hyäne und die erbarmungslos zermalmenden Zähne des Löwen in der Wüste Sahara, der nach seinem Raube brüllt und ihn nicht fahren läßt. In schöne Worte eingewickelt kommt derselbe rohe entsetzliche Trieb auch beim Menschen wieder zum Vorschein und bedeckt die Erde täglich mit tausend stillen Schlachtopfern. Alle Menschen werden so zu sagen, als Heiden geboren. Wir sind von Kindesbeinen an, einer rohen Sinnbegierde gleichsam verkauft. Den Menschen im bessern Sinn, das heißt den Engel in uns, muß erst Christus der Sinnenwelt langsam abkämpfen. Der beste und edelste Mensch weiß wohl, mit welchen schmerzlichen Rückschritten dieser Kampf in uns verknüpft ist.

Das soll uns aber nicht ermüden; sondern nur beschämen und muthig anspornen, mit jedem Tag und Augenblicke besser zu werden. Denn, wird Gott einmal diesen heiligen Ernst in einer frommen Seele ge-

wahr, so trifft auch buchstäblich ein, was David im 103. Psalm so herrlich sagt: Er handelt nicht mit uns nach unsern Sünden, und vergilt uns nicht nach unserer Missethat. So fern der Morgen ist vom Abend, läßt er unsre Uebertretung von uns sein. Wie sich ein Vater über Kinder erbarmet, so erbarmet sich der Herr über die, so ihn fürchten, denn er kennet, was für ein Gemächte wir sind, er gedenket daran, daß wir Staub sind." Deinem Freunde Kirchner geht es wohl, und er findet überall reiche Theilnahme. In Bremen wollen sie die eine Hälfte der Beiträge an uns, und die andere Hälfte an den Grafen von der Recke schicken.

Und so gehab Dich wohl, mein wackerer Denner. Bete für deinen kranken Vater, der manche Stunde auf seinem einsamen Lager wacht und Dich und Deinem Freund dem Schutz des Allerhöchsten inbrünstig empfiehlt. Sieh Dich wacker um, und was Du mit Deiner Hand erreichen kannst, das laß nicht dahinten. So Du solches thust, so ist es ebenso verdienstlich, als säßest Du Tag und Nacht an meinem Krankenbette und wehrtest den rohen nichtswürdigen Ueberfällen, denen ich durch die Verbindung mit der rohesten Menschenklasse nur zu häufig und zu schmerzlich ausgesetzt bin. Gottes Segen mit allen Freunden unserer Anstalt und auch mit Dir, mein Sohn, bis in Dein spätestes Alter!

Dein

treuer

Johannes Falk.

Seit dieſem Brief war ich meiſt traurig und ernſt geſtimmt, obgleich ich körperlich damals, am Ende des neunzehnten Lebensjahres, mich ſchnell entwickelte und zu einer mittelmäßigen Größe gelangte, nachdem ich bisher noch immer einem Knaben gleichgeſehen hatte. Ich fühlte, wie alle meine Glieder ſich ausdehnten, die Bruſt ſich emporhob, und es war mir manchmal ſo muthig zu Muthe, daß ich hätte über Häuſer und Städte, über Flüſſe, Berge und Meere fliegen mögen. Ich wäre gleich zu Schiffe gegangen und durch alle Abenteuer an die äußerſten Enden der Erde gefahren. Allein, zum Fliegen war meine Natur und mein Lebensgang nun einmal doch nicht eingerichtet, und ich mußte daher mich abmühen und abmüden, wie wenn einer in tiefem Sand oder Schnee zu waden hat, und mich ſo fein allgemach auf einer oft recht rauhen und verhängten Bahn fortbewegen. Meine Sache ging außerordentlich ſchwer. Zwar das Hinderniß mit der Sprache war in den ſechs Wochen, die ich in Amſterdam zubrachte, vollſtändig gehoben und ich konnte mit Jedermann reden: aber Niemand wollte mich hören und ich mußte die größten Anſtrengungen machen, um nicht ganz vergeblich hier zu ſein. Der ſeitdem bekannt gewordene Judenchriſt Da Coſta focht den Glauben Falk's an, weil er durch Werke ſelig werden wolle, und machte mir bittere Vorwürfe, daß ich an einem Sonntag Morgen einen Brief geſchrieben hatte. Es war collectirt worden für die

Griechen, die Waldenser, die Ueberschwemmten, für verschiedene Anstalten u. s. w. und nun kam auch noch ein Deutscher, der für eine ganz unbekannte Sache wirken wollte! Die Domine (Geistliche) scheuten sich, ihren Gemeindeangehörigen eine neue Zumuthung zu machen, und oft glaubte ich auch gegen die Deutschen und die deutschen Regierungen eine gewisse Abneigung zu bemerken, abgesehen davon, daß leider eine gewisse Classe unserer Landsleute sich dort durch Schlechtigkeit verächtlich macht. Am meisten that der Domine Müller, Bruder meines Hauswirthes, der eine Ansprache drucken ließ, und so brachte ich doch, nach vielen Bemühungen, hundertsechzig bis hundertsiebenzig Thaler in Amsterdam zusammen. — Bei meinen Ausgängen verirrte ich einmal und gerieth in ein sehr übel berüchtigtes Gäßchen. Alsbald sah ich mich von mehreren liederlichen Weibsbildern umringt, und der goldgelockte Jüngling mußte geradezu gewaltsamen Ausreiß nehmen.

Am 16. Dezember 1825 reiste ich zu Schiff nach Haarlem, (das Land ist mit Canälen durchschnitten, neben welchen ein Pferd auf einem Fußpfade die kleinen Schiffe im Trapp fortzieht, welche daher Treckschuiten heißen. Der Bursche, der das Pferd reitet, heißt: het Jagerche.) Dann fuhr ich nach Leyden, wo ich an mehrere Professoren empfohlen war, und langte am 23. Dezember 1825 in Haag an. Ueberall traten mir die gleichen Schwierigkeiten entgegen.

Mitunter mußte ich von Geistlichen, an die ich empfohlen wurde, beleidigende Aeußerungen hinnehmen und Mägde und Bediente in vornehmen Häusern waren es schon gewohnt, zu sagen: „myn Heer, oder Merou is nit de huis.“ („Mein Herr“ oder „meine Frau ist nicht zu Hause.“) Nachdem sie vorher gefragt hatten: „kan ik ook seggen were uwis?“ (Kann ich auch sagen, wer Sie sind?) Oder wenn ich es bis zum Herrn durchgesetzt hatte, mußte ich etwa hören: „Het heef ik well gedacht, dat het so what was.“ (Das hab' ich mir wohl gedacht, daß er so etwas ist.) — Doch nahm mich der General, Gouverneur Graf Limburg Styrum, freundlich auf, unterzeichnete einen schönen Beitrag, versprach, die Sache an den Hof zu bringen, setzte aber auch hinzu, es werde in Haag wohl nicht viel zu machen sein. Dieß war die allgemeine Rede. Nur die Leute, die etwa waren, was bei uns Pietisten heißt, waren weitherzig genug und noch nicht müde geworden, wie es fast bei allen übrigen der Fall war.

Während dieses Aufenthaltes lernte ich denn auch die holländische Sitte und Pracht näher kennen, namentlich verwunderte ich mich über die in's Kleinliche gehende Reinlichkeit und Putzsucht der Holländer. In jedem ordentlichen Hause ist eine Spritze, mit welcher man an den Wänden bis an den Giebel herauf spritzt. In vornehmen Häusern liegen kostbare Teppiche von der Hausthüre an über die hie und da marmornen Treppen hinauf, so daß man im Abputzen der Stiefel

nicht ängstlich genug sein kann, um nicht schon hiedurch einen Anstoß zu geben. — Die Sprache der Leute kam mir, dem Deutschen, manchmal sehr komisch vor. Ich wohnte im Logemente (Wirthshaus) der gaudene Loewe. Da kam auf einmal der Kellner und fragte mich: „heeft uw gebelt, min Heer?“ Ich hatte den Ausdruck noch nicht gehört und fragte: „gebellt“? Er aber zeigte mir die Klingel, welche, wie überall auf dem Tische lag — und nun verstand ich seine Frage, ob ich geklingelt hätte. — In den Wirthshäusern war es übrigens sehr theuer, und ich mußte mehrmals für ein Nachtquartier drei Gulden bezahlen, was mich sauer ankam, besonders, wenn mein Geschäft keinen rechten Fortgang nehmen wollte.

Von Haag aus ging ich, so oft ich konnte, an die Nordsee nach Schweveningen und ergötzte mich, besonders bei den damals häufigen Stürmen, an dem großartigen Schauspiel der Meereswellen. Die Weihnachtsfeiertage brachte ich auf dem Gute des Herrn de Raadt zu, zwischen dem Haag und Leyden, Noorthey genannt, wohin ich überhaupt von Haag aus öfters kam. Es war dies eines der vielen Landgüter, die man mit ihren regelrechten Alleen und Verzäunungen und wie abgezirkelten Verzierungen auf den Wasserfahrten in Holland zu sehen bekommt. Die Wege in den Anlagen sind sehr oft anstatt des Sandes mit schönen kleinen Muscheln aus dem Meere bedeckt, auf denen man immer trocken zu gehen hat. Wurde ich in einem Hause freundlich aufgenommen,

so setzte man sich um das offene Kamin in einer auch bisweilen mit Marmor verzierten Nische herum, eine irdene Tabackspfeife wurde sogleich präsentirt, dazu eine Tasse Thee oder ein Glas französischen Weins angeboten. In Rotterdam, wo ich länger blieb und nach und nach mehrere gute Freunde fand, bin ich oft um das brennende Kamin gesessen und habe mich mit den trockenen und ruhigen Holländern recht gemüthlich und lehrreich unterhalten. Im Haag war ich aber oft schwermüthig gestimmt, da der letzte Brief den ich noch vor meiner Abreise von Amsterdam erhielt, mir in Absicht auf das theure Leben Falk's die größten Besorgnisse einflößte. Kam nun auch noch dazu die fast täglich wenig erfreuliche Wirksamkeit, und daß ich keinen Menschen hatte, bei dem ich einigermaßen mich wieder hätte aufrichten können: so ist es nicht zu verwundern, daß in manchen Augenblicken mich eine düstere Stimmung fast überwältigte; wiewohl doch das feste Vertrauen, daß alles in der Hand des Herrn stehe und nach seinem allzeit heiligen und guten Willen gehen müsse, mich immer wieder stärkte und ermuthigte.

Meine damalige Stimmung drückte der Vers aus:

Ist alles dunkel um mich her,
Die Seele müd' und freudenleer,
Bist Du doch meine Zuversicht
Und in der Nacht mein Trost und Licht.

Ein solches Vertrauen war ja ein wesentliches Stück, das ich in der Falk'schen Schule gelernt und

um das ich auch oft gebetet hatte. Der letzte Brief lautete so:

Weimar, den 25. Oktober 1825.

Wie ein freundlicher Bote des Himmels, mein lieber Denner, ist Dein letzter Brief am vorigen Sonntag an meinem Krankenbette erschienen, und hat einen neuen Strahl des Trostes und Gottvertrauens in meine unter schweren Leiden zitternde Seele geworfen. Du weißt, wenn Dich anders mein voriger Brief erreicht hat, daß ich bereits nun seit sieben Wochen an dem schrecklichsten Hüftweh an der rechten Seite daniederliege. Ich kann nicht stehen, ich kann nicht gehen, ich kann nicht sitzen, ich kann mich nicht regen noch bewegen; ich kann in der Nacht kein Fleckchen zum Schlafen finden. Aller Appetit ist vergangen und bei der geringsten Wendung des Körpers durchfahren mich plötzlich tausend Messerstiche. Sie nennen dieß schreckliche Uebel, was unleidlicher als der Tod ist, Sciatica und es mergelt einen Menschen zu Nichts hin; es zieht ihn oft ganz krumm, mit den Händen bis zur Erde herunter. Gott, der mir dieß neue schwere Kreuz auflegte, helfe es mir auch mit Geduld und Fassung zu seinen Ehren ertragen, damit die Jugend an unserem Beispiel lerne, in Gott gefaßt und freudig unter allen Umständen zu sein, die sein unerforschlicher Rathschluß für uns herbeiführte.

Du, mein lieber Denner, und Dein treuer Kirchner erhalten durch dieß neue Leiden, was so unver-

sehends und heimtückisch auf mich losstürmt, eine fromme, ja ehrerbietige Stellung. Wäre ich irgend eine edle Creatur, ein Hirsch oder ein Pferd, und läge so hülflos auf meinem Lager da, daß, bei der geringsten Bewegung rechts oder links, mein herzzerreißendes Geschrei alle Lüfte erfüllte, so würde sich gewiß das Auge manches Vorübergehenden über diesen jammervollen Zustand mit Thränen füllen. Wenn aber nun noch obendrein herzlose Buben, fühllose Hunde sich um jene edle leidende Creatur versammelten, und ihr keine Ruhe ließen, so würde der Menschenfreund, der dieß rohe Gesindel entfernte, in Schranken hielt und verhinderte, daß es zum Krankenlager mit seinem hündischen Uebermuth, mit seiner bübischen Rohheit durchdringe, gewiß bei Gott und Menschen den aufrichtigsten Dank verdienen. Als solche zwei fromme Wächter seid ihr nun, meine lieben Kinder, in diesen Augenblicken angestellt. Ein Heer, ein ganzes Heer von rohen, ja wie ihr aus Erfahrung wißt, wie Löwen brüllender Nahrungssorgen wird durch euch beschwichtigt. Ich liege ruhig auf meinem Lager und bin, wenn auch nicht sicher vor dem Anfall des Schmerzens, den Gott mir auferlegt, wenigstens sicher vor dem Anfall jener weltlichen Hunde. Wie unerwartet, wie völlig unerwartet, gleich einem Engelgruß trat Dein Brief am vergangenen Sonntag an meine schmerzhafte Lagerstätte. Nur noch vor einer Stunde ehe er kam, was konnte ich hoffen? Du konntest eben so gut Dich

mit Deinem Geschäft überall zurückgewiesen als christlich gefördert sehen. Alles ist hier Gnade, die zum Dank, zum frommen Gottvertrauen immer aufs neue wieder auffordert. Darum lebe ich auch jetzt der festen und freudigen Zuversicht, daß mich Gott auch in meinem gegenwärtigen schweren Leiden nicht verlassen und versäumen wird. Kann auch eine Mutter ihres Kindes vergessen, daß sie sich nicht erbarmete des Sohnes ihres Leibes? und ob sie sein vergäße, will ich doch dein nicht vergessen, spricht der Herr! Befestige auch Du, mein liebes Kind, Dich immer mehr in diesen Grundsätzen! Lebe und sterbe in ihnen, so wirst Du hier und dort glücklich sein. Nimm, was die Kleidung in Holland betrifft, Rath von den Eingebornen daselbst, denn das dortige Klima hat seine Tücke, besonders für den Fremden. Hüte Dich vor nassen Füßen und versieh Dich mit warmem und doppeltem Fußwerk. Du erhältst diesen Brief nach Wunsch durch die Müllersche Buchhandlung. Alle Uebrigen im Hause sind gesund und wohl. Sie grüßen Dich herzlich. Der Bau geht vom Krankenbett fort, als wäre nichts vorgefallen. Warum sollten denn auch die armen Leute jetzt plötzlich im Winter mit Weib und Kind außer Brod kommen? Ist's denn nicht genug, daß ich, der Bauherr, leide? Schweigt ihr leiblichen Schmerzen! Sei ruhig mein ewiger Geist! Du darfst noch nicht scheiden; Du hast noch Anordnungen genug in diesem Jammerthal, in diesem Aufenthalt unaufhör-

licher Klagen, in dieser Heimath nie gestillter Seufzer für die armen hülflosen Kinder künftiger Jahrhunderte zu treffen, damit ihnen leiblich und geistlich wohl werde, in dem Ort, den Gott ihnen durch Dich bereitet hat. Dieß bedenke mein Geist und verfolg' dein hohes Himmelsziel, mit einem Auge, mit keinem Auge, mit einem Fuß, mit keinem Fuß, und laß Dich durch das Geschrei und die Wehklage von Fleisch und Blut, so heftig sie Dir auch zusetzen, keinen Augenblick irre machen. Du bist ewiger und unvergänglicher Natur, und so wird auch Dein Wirken in den Folgen für die arme Menschheit, die verwiesen an diesen öden Strand des Lebens nackt und hülflos umherirrt, ewig und unvergänglich sein; jene aber, die Schmerzen sind so vergänglich wie das Fleisch, das von den verdorrten Gebeinen, wenn Zeit und Stunde da ist, herunter fällt, Asche wird, und dessen alsdann nicht weiter gedacht wird. Nun behüte Dich Gott, mein theuerstes Kind! Er walte wie immer mit seinem Segen über Dir in einem fremden Lande! Bete für mich! Sollt' ich auch sterben, ehe ich Dich wieder sehe, so wird mein liebender Geist doch immer an der Thüre dieses Hauses stehen, um seinen kleinen Johannes Denner freundlich zu empfangen. Bis dahin sei fleißig in Deinem Berufe, laß Gott walten und wehre die Hunde von meinem Lager!

Dein

treuliebender Vater

Johannes Falk.

Solche Briefe hatten natürlich auf meine Stimmung großen Einfluß; ich will deßwegen keinem der edlen Männer zu nahe treten, die ich denn doch überall fand, und die, soviel es die ganz ungünstige Zeit, wo beinahe in jeder Kirche für einen wohlthätigen Zweck gesammelt wurde, nur erlaubte, für meine Sache wirkten, wie z. B. auch der edle Domine Dermont im Haag. Ich hatte vielleicht auch meine Erwartungen zu hoch gespannt, denn mein lieber Falk war mit dem Erfolg meiner Bemühungen sehr zufrieden. Auch ging die Sache mit dem neuen Jahre etwas besser. Am 1. Januar 1826 verabschiedete ich mich bei Herrn de Raadt in der Noorthey und reiste über Delft nach Rotterdam zu Wasser. In Delft ging ich in de groote Kerk, (große Kirche) wo sich das Denkmal Wilhelm's von Oranien I. befindet, der durch einen von den Jesuiten abgeschickten Meuchelmörder fiel. Der Prinz war gerade von der Tafel aufgestanden, der Mörder hatte sich mit einer Bittschrift an einen Pfeiler der Treppe gestellt und schoß „den Ketzer" nieder, während er die Bittschrift las. Noch waren von den Kugeln drei Vertiefungen in der Mauer.

In Rotterdam miethete ich ein Stübchen, mußte aber doch für die leeren Wände wöchentlich fünf Gulden bezahlen. Domine van der Hoeven, ausgezeichneter Prediger der Remonstranten, nahm mich sehr freundlich auf, bedauerte aber alsobald, daß ich

unter so ganz ungünstigen Umständen gekommen sei; ich würde sonst ohne Zweifel die besten Geschäfte gemacht haben; denn, wie gesagt, es fehlte nicht an Männern, die sich für die Sache lebhaft interessirten.

Domine Meschaert, ein Freund Molenaars in Crefeld, sagte: „Es ist unglaublich viel seither hier gegeben worden und man ist's müde, aber Ihre Sache ist so edel und schön, daß Sie wenigstens Einiges, wenn auch nicht viel, bekommen werden." Hier lebte ich unterdessen wiederum auf. Nicht nur nahm meine Angelegenheit einen viel erfreulicheren Fortgang, sondern ich erhielt auch mehrere Briefe von Weimar, wovon der erste besonders erfreulich war. Ein lieber Dgmine Cox gab mir ein Verzeichniß von etwa achtzig seiner Bekannten, andere thaten an ihrem Theil, was ich nur erwarten konnte. Dazu bekam ich bald ein recht angenehmes Logis bei Herrn Arendt, wo die holländischen Missionare zum Theil Kost und Quartier hatten. Unter ihnen war auch der nachmals so berühmt gewordene Chinesische Missionar aus Preußen, Gützlaff. Mit einem andern, der die Flöte blies, konnte ich in Freistunden musiciren, indem auch eine Violine da war, kurz, hier war für meinen innern, wie für meinen äußern Menschen ganz gut gesorgt, und ich dankte herzlich meinem Gott. Mit Gützlaff, der gar eine innige Seele war, ging ich öfters Arm in Arm durch die Straßen auf irgend einen Spaziergang und er nahm sich meiner ganz besonders an;

aber auch die gebornen Holländer erzeigten mir brüderliche Liebe, und machten mich mit ihren Kreisen auch bekannt. Wir sprachen ganz herzlich und offen, auch über Glaubenssachen, auch über Falk's Richtung mit einander und ich las mehr als sonst im neuen Testamente. Es war ein freundliches, heiteres, brüderliches Zusammenleben. Gützlaff studierte damals in der Grundsprache lateinische und griechische Classiker, worüber er bisweilen von den andern einen Vorwurf hören mußte: daß er immer über den Heiden sitze. „Lasset mich," war die Antwort, „ich lerne auch etwas von ihnen."

Der erste Brief, den ich von Weimar hier erhielt, war, da mir die Briefe öfter nachgeschickt werden mußten und dann später an mich gelangten, vom 21. November 1825. Er lautet:

Mein geliebter Denner!

Gott hat Dein Gebet erhört, mein lieber Sohn, das Höllenfeuer, die Feuerpein in meinen Knochen hat gänzlich nachgelassen. Ich bekomme den Appetit wieder. Semmel, Wasser mit Wein, Fleisch war mir zum Ekel geworden. Nach allem diesem strecke ich jetzt wieder die Hände aus. Da meine Natur nun auf den alten Weg zurücklenkt, so glaube ich wohl, sie wird siegen, und Gott wird mich auf's neue mit ein paar eisernen Vorschuhen versehen, damit die Pobolier, mit und ohne Hörner, mit denen ich, wie Du weißt, zu thun habe, mir künftighin die Füße nicht

ſo wund treten. Freilich muß ich aushalten, was ein Mann aushalten kann. Da lieg' ich da unter den Händen der Chirurgen wie ein alter Soldat im Lazareth und mukſe nicht, ſondern mach' höchſtens ein ſchiefes Maul, wenn ſie mir ſchmerzhafte Einſchnitte in den Leib machen, Einſpritzungen vornehmen und die Wunden mit Charpie ſtopfen. So ein Verband währt oft 3—4 Stunden lang; da bin ich denn auch ganz erſchöpft und könnte unter den Händen einſchlafen u. ſ. w. Daß Du wieder zu ſo guten und frommen Menſchen gekommen biſt, wie Herrn Müller und ſein edler Bruder der Mennonitenprediger, erkenne ich auf's neue als einen gütigen Fingerzeig der göttlichen Vorſehung, welcher wir unſere Sache mit unbedingtem Glauben anheimſtellen, und die uns deßhalb ihre eigenen gottgewählten Werkzeuge zuführt, u. ſ. w. Nun freue Dich mit uns, mein lieber Denner, des Herrn und ſeiner überſchwenglichen Gnade, der über uns waltet, und noch niemals in ſeinem Regiment etwas verſehen hat. Gehab Dich wohl, mein guter lieber Junge, halte Dich warm in Kleidung, mein Kind, und noch einmal frage die Eingebornen, wie man in Holland leben muß; denn es iſt ein von Waſſer und Sümpfen durchſchnittenes Land und führet eine andre Lebensweiſe mit ſich, wie Du zwiſchen Bergen gewohnt biſt. Gottes zehnfältiger Segen auf Dein Haupt von Deinem treuen

Dich liebenden Vater Johannes Falk.

Dieſen Brief hatte er ſeiner Tochter Roſalie diktirt. Eigenhändig ſchrieb er aber noch darunter folgenden Vers:

„Erkenne meine Hand,
Erkenne meine Liebe!
Und Deinem Herzen ſag',
Daß es ſich nicht betrübe!
Ich leb' und athme noch,
Wozu die Kümmerniß?
Du wirſt mich wiederſehn: —?
Das glaube nur gewiß! —?"

Rotterdam iſt eine viel freundlichere Stadt als Amſterdam. Die großen Oſtindienfahrer kommen hier vor die Häuſer der Kaufleute und da geht es lebhaft und munter zu, wenn die Waaren ein- oder ausgeſchifft werden. Ich machte auch, mit Empfehlungsbriefen verſehen, Ausflüge in die benachbarten Städte Schiedam, Hardingen, Brielle, in die Meeresfeſtung Helvoetsluis u. ſ. w., wo ich manche Merkwürdigkeit ſah und neue Erfahrungen machte. Nach Rotterdam aber kehrte ich immer wieder zurück und ſtärkte mich auf's neue. Eine vornehme Dame, aufgewachſen in Reichthum und Ehre der Welt, erzählte, wie leer und eitel ihr alles vorgekommen, und wie glücklich ſie jetzt in der Gemeinſchaft Jeſu ſei, nachdem ſie ſich von der Welt zurückgezogen. Ihm wolle ſie leben und im Glauben an die Gerechtigkeit, die er erworben, mit Freudigkeit dem Tode entgegengehen. Sie gab mir

neunundzwanzig Gulden. So konnte ich doch einen Wechsel mit siebenhundert Gulden (über vierhundert Reichsthaler) nach Weimar schicken in einer Zeit, wo es am nöthigsten war. Der theure Falk munterte mich auf, zufrieden zu sein, machte Vorschläge zu einer Reise durch die Niederlande und meinte, ich solle von der Nordsee an die Ostsee und das Küstenland Danzig, Elbing, Thorn, Königberg aufsuchen. Sein inbrünstiges Gebet solle überall, wie ein feuriger Engel vorangehen und mir den Weg zeigen, den ich wandeln solle. Mit seiner Wiederherstellung gehe es langsam u. s. w.

Ich war damals wie ein Weib, das Geburtswehen fühlt, und nicht weiß, wann ihre Stunde kommen wird. Der Wunsch, noch Theologie zu studieren, der schon auf meiner ersten Reise sich leise geregt hatte, gelangte allmählig zur Reife, und es war mein fester Entschluß, wenigstens noch den Versuch zu machen, ob es, wegen meines vorgerückten Alters, noch möglich sei. Kam ich irgendwo in eine Kirche, hörte einen guten Organisten, oder einen Prediger, der mein Innerstes erregte, so wurde ich ganz hingenommen und dachte: Entweder muß ich noch ein Pfarrer oder ein Organist werden. Dieß war der einzige Anstand, den ich in Betreff einer noch längeren und ausgedehnteren Reise hatte. Gerne hätte ich mich hierüber, wie auch über manches Andre ausgesprochen: aber aus Rücksicht auf die Krankheit des

väterlichen Freundes, unterließ ich es, und ſuchte, was in meinen Kräften ſtand zu wirken. Ich reiſte nach Dordrecht, wo die Theologen einſt die ſchlechthinige Vorherbeſtimmung der Menſchen zur ewigen Seligkeit oder Verdammniß feſtſetzten, von da zu Schiff auf die Inſel Seeland, nach der Hauptſtadt Middelburg, wohin ich Empfehlungen bekam. Ich mußte zwei Nächte und einen Tag auf dem Waſſer ausharren, da man ſich in den Binnenwaſſern nach Ebbe und Fluth zu richten hat und langte, halb krank, am 22. Februar 1826 in Middelburg an. Auch hier fanden ſich Schwierigkeiten, und im Tagebuch findet ſich die Bemerkung: „Ich bin vielmal niedergeſchlagen und traurig, aber ein einziges Gebet im Namen Jeſu richtet mich wieder auf.“ Domine Gilliſſen, an den ich beſonders empfohlen worden war, wies mich unter anderen zu einer edlen, in der Brüdergemeinde Neuwied erzogenen, neuerweckten Jungfrau, die mir geſtand, es komme ihr in Middelburg wie in einer Wüſte vor. Sie ſtand in inniger Liebe zu Chriſto, während ihre Mutter nicht gar freundlich dazu ſah, als ſie hörte, was der Zweck meiner Reiſe ſei. Doch kam ich öfter wieder zu dieſer edlen und für ihren Heiland begeiſterten Jungfrau. Ein Herr Buſch fuhr mit mir an die Küſte der Nordſee auf einen Buitenplaats, d. h. Landgut, wo er auf ſeine eigene Rechnung eine Anzahl armer Jungen aufgenommen hatte, die er von einem Lehrer unterrichten und etwas lernen ließ.

Hier ist man also, ohne von Falk etwas zu wissen, doch auch auf diese Idee gekommen. Ein Ausflug nach der Meeresfeste Vliessingen hatte zwar für meinen nächsten Zweck keinen Nutzen, war jedoch für mich nicht uninteressant. Abgesehen von der Nähe des Meeres, den gewaltigen Schleusen und Dämmen, nahm der Schiffswerft meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Da lag auf hohen Pfählen ein hohes zweihundertfunfzig Fuß langes Schiff, das man in der Mitte von einander gesägt und, indem man die beiden Hälften funfzig Fuß von einander entfernt hatte, zu gleicher Zeit zu einem großen Dampf- und Segelschiff herzurichten und vom Stapel laufen zu lassen gedachte. Ich reiste noch über die kleine Insel Goes, Zierikzee u. s. w., ohne etwas auszurichten, und kam mit dem Dampfschiff von Antwerpen Sonnabend den 4. März 1826 wieder nach Rotterdam zurück.

Ich hatte ein großes Verlangen nach meinen dortigen lieben Freunden, hoffte aber auch auf gute Nachricht von Weimar. Mit offenen Armen kamen mir die Brüder entgegen, überreichten mir aber zugleich auf meine Frage einen schwarz versiegelten Brief. Ach! es war die Todesnachricht von dem, den ich immer noch als den theuersten Vater ehrte, dem meine innigste Liebe zugethan war, der geistig mir näher stand, als die leiblichen Eltern, die mir auch nicht das Geringste mehr weder rathen noch helfen konnten, meine einzige Stütze und Hoffnung in dieser Welt zur Ausführung

eines Planes und zur Erfüllung eines Wunſches, den ich nun einmal nicht unterdrücken konnte. Ein unausſprechlicher Schmerz durchdrang meine Seele, ich mußte laut aufweinen, kein Zuſpruch half und endlich ſagte Gützlaff: „Laſſet ihn nur allein und ſeinen Schmerz ausweinen, es iſt beſſer!“ — Was ſollte nun aus der Anſtalt werden, die er ſo unvollendet und mit Schulden belaſtet zurückließ? Endlich, was ſollte nun auch aus mir werden? Doch, ich faßte mich nach und nach im Glauben und beugte mich ſtille vor dem unerforſchlichen Rathſchluſſe des Herrn, während ich noch wirkte, was in meinen Kräften ſtand. Auch konnte ich einen zweiten Wechſel von dreihundert Gulden ſenden. Aus den verſchiedenen Briefen, die ich während meines langen Aufenthalts in Rotterdam (1. Januar bis 10. März 1826.) erhielt, mögen hier noch einige Auszüge ſtehen. In einem heißt es: „Es gehet mir, lieber Denner, wie dem Apoſtel Paulus: ich ſterbe täglich und lebe doch; ich werde täglich in den Tod dahin gegeben und die Verweſung herrſcht in meinem ſterblichen Fleiſch. Das geſchieht alles um euretwillen, damit ihr gewahr werdet, daß die Liebe durch Chriſtum mächtiger in mir ſei, als der Tod und ſeine Schreckniſſe, und alle Pein und Höllenſchmerzen des ſterblichen Fleiſches, die ich mit Gottes Hülfe überwunden habe, ſo, daß ich freudig ausrufen kann: Tod, wo iſt Dein Stachel? Hölle, wo iſt Dein Sieg? Willſt Du den Zuſtand genau wiſſen, in dem

ich mich faſt zwei Monate befand, ſo lies den 102. Pſalm, u. ſ. f. Darum, obgleich ich jetzt auf die Erde hingeworfen bin, wie ein Wurm, den jeder zertreten kann, ſo wird mich doch Gottes freundliche Vaterhand wieder aufrichten, (Bemerkung: Die eine Seite war aufgebrochen und hatte ſich einer ganz brandigen ſchwarzen Maſſe entleert, daher es eine Zeitlang beſſer ging, bis die andere Seite auf die gleiche Weiſe zuletzt aufbrach,) und ich werde Euch noch einige Jahre in dieſer Welt voll Prüfungen und Jammer ein troſtreiches Muſter und väterliches Vorbild ſein, bis ich meine Sendung ganz vollendet habe, und alles in Erfüllung gegangen iſt, was der Himmel mit meiner ernſten Erſcheinung in dieſer, dem Sinnenrauſch und Sinnengenuß, dem Himmel auf Erden zugewendeten Umgebung gewollt hat. Sieh um Dich, mein Sohn! Wir wohnen in einem Lazareth, da iſt täglich und ſtündlich des Seufzens, des Sterbens, des Abſchiednehmens, des Herzbrechens kein Ende. Aber die Kinder dieſer Welt achten wenig darauf. Sie ſind wie leichtſinnige franzöſiſche Commiſſaire, die während in den untern Sälen das Geſchrei der Sterbenden erſchallt, in dem obern Saal einen Tanz arrangiren. Ja, blaſt, raſt, damit das Geſchrei der Sterbenden nicht in euer Ohr dringe, und die feinen Nerven, die ſich in den dritten Himmel durch lüſterne Tänze, durch berauſchende Getränke, verſetzt fühlen, nicht dadurch ſchmerzhaft erſchüttert und im ſeligen

Genuß ihrer Freuden gestört werden! Da hast Du, mein lieber Denner, ein Bild der Welt und zugleich des unermeßlichen Leichtsinnes. So frevelhaft sind sie, trotz dem Schwert, worunter sie alle knieen! Nimm dieß Schwert des Todesengels, nimm die Schmerzen, nimm die Krankheiten hinweg und frage Dich, ob sie nicht, dem körperlichen Uebergewicht folgend, völlig zum Vieh ausarten und grasen würden! Dieser Richtung entgegen zu arbeiten, hat uns Gott in die Welt berufen und mich durch schreckliche Prüfungen selbst als einen Mann des Schmerzens aufgestellt. Selig sind, die durch große Trübsal zur Herrlichkeit eingehen! Der Herr sei mit Dir, mein guter Junge! Sein heiliger Geist geleite Dich zu Menschen, die seine Wege lieb haben und im Lichte wandeln, während ihr Körper durch die dunklen Schatten des Erdenthals in Nebel und Finsterniß oft verzagen und seufzen muß. Dein treugesinnter,

vom Tod erstandener Vater

Johannes Falk.

In einem etwas späteren Briefe vom 10. Januar 1826 heißt es:

Mein herzgeliebter Denner!

„Gestern Abend um sieben Uhr erhielt ich Deinen Brief, der mich großer Angst und Besorgniß entriß; denn weil Du so lange nicht schriebst, so glaubte ich Dich in fremden Landen ohne wartende und pfle-

gende Hand, krank und bettlägerig, wovor der allbarmherzige Gott doch Dich und mich, nach seiner grundlosen Gnade, bewahren möge! Mit mir geht es sehr langsam, lieber Denner. Die Wunden meines Leibes sind noch immer offen und jetzt entwickelt sich zwischen Hüftbein und Rückgrad eine neue Geschwulst, in der Größe eines Apfelschnittes, die mir schmerzlich zu schaffen macht. Ich kann nicht stehen, ich kann nicht gehen, ich kann nicht liegen u. s. w., aber ich murre nicht wider den Herrn, und er wird gewiß alles zu seinen und unsern Ehren herrlich hinausführen. Ist es denn nicht die Geschichte Hiobs, die ich förmlich zum zweiten Male durchlebe?

Erst nimmt der Herr mir das Haus; dann die Kinder; darauf spricht der Versucher, der die ärgste Prüfung bis zuletzt vorbehält: „Alles, was ein Mann hat, läßt er für sein Leben. Taste seine Haut an und sein Fleisch und gieb Acht: er wird Dich ins Angesicht segnen.“ Nun, diesen Zweck, mein lieber Denner, wird der Böse schwerlich bei mir erreichen. Im Gegentheil lobsingen und danken wir dem Herrn, mitten auf unserem Schmerzenslager und machen seine Ehre bekannt vor den Völkern des Erdbodens. Ich habe dem M. ein neues Gedicht in die Feder gesagt, welches den Namen führt:

Die unüberwindliche Flotte Philipp's II.

Nirgends ist der Finger Gottes sichtbarer, als in dieser Geschichte. Es wird dazwischen von den Spaniern und Engländern, mitten in der Seeschlacht

gesungen. Ich habe keine Feder dabei angesetzt, sondern alles, mit Gottes Hülfe, blos aus dem Kopfe gemacht. — Ueber Deine Geschäfte in Holland freue ich mich herzlich u. s. w.. Nun der Herr segne und behüte Dich und leite alle Deine Tritte und Schritte."

Aus einem Briefe vom 15. Januar 1826:

„Ist es Gottes Wille, so bringst Du den Frühling zwischen Maienbüsten und Alpenhirten zu. (Er war der Meinung, ich sollte jetzt zunächst in die Schweiz.) Mir wird es so gut nicht. Ich kämpfe mit den entsetzlichsten Schmerzen, besonders des Abends, wo ich, wie an ein Marterholz gebunden, keine Stelle finde, wo ich ruhen kann und die trockne Fiebergluth mich verzehrt. Denn, nachdem die Wunden meines Leibes vorn zuheilen, offenbart sich zwischen Hüfte und Rückgrad ein neues Uebel, das sich wie ein halber Apfel, mit feurigen Qualen zusammen zieht. Nun ich dulde alles zu des Herrn Lobe. Mein Geist ist voll Lobsingens und Dankens und wenn mir der Herr einige schmerzensfreie Augenblicke schenkt, so wende ich sie dazu an, die Bibelstunden mit Gesängen wieder zu ordnen und mit den jungen Leuten die Sache selbst vor meinem Bette durchzugehen u. s. w.

Nun geleite Dich Gott mein lieber Denner, wohin Dich Deine Bestimmung führt, in die Niederlande, oder in die Schweiz. Er segne alle Deine Tritte und Schritte. Sein Engel u. s. w. Ich will unablässig für Dich beten."

Der letzte Brief, den ich erhielt, war vom 22. Januar 1826. Da heißt es:

„Ich habe den letzten Brief mit dem Wechsel voll Dank und Freude durch Dich erhalten. Gott segne alle guten Holländer, die sich unserer Sache so menschenfreundlich annehmen. Daß unsere Gedanken wegen der Niederlande so zusammentreffen, freut mich ungemein, Gott gebe Glück, Segen und Gedeihen zum Werke!“ (Hierauf Erzählung der traurigen Verirrung eines seiner liebsten Zöglinge.) Die Todesnachricht theilte mir seine Tochter Rosalie mit.

„Er war am 14. Februar 1826, nach einem schweren Kampfe, sanft entschlummert. Am Weihnachtsabende faßte man die besten Hoffnungen. Der gute Vater war aufgestanden und sagte: Nun, Kinderchen, will ich Euch auch eine Christbescheerung machen. Sie fielen ihm um den Hals, küßten ihm die Hände und konnten sich nicht fassen vor Freuden. Er war jetzt oft fünf Stunden hintereinander aus dem Bette, diktirte und las den ganzen Tag über. Er nahm sogar wieder ein wenig zu; aber nach vier Wochen hatte sich ein neues großes Geschwür im Rückgrad gebildet, das sich später öffnete.

Nun ging es täglich rückwärts. Es verlor sich endlich auch vollends aller Appetit und nur ein paar Tropfen starken Weines fristeten ihm noch das Leben. Drei Tage vor seinem Tode machte er mit großer Anstrengung sein Testament. Seine Tochter mußte

es abschreiben und laut vor den Gerichten vorlesen. Als sie bei der Grabschrift, die er gesetzt und die also hieß:

„Unter diesen grünen Linden
Ist, durch Christus frei von Sünden,
Herr Johannes Falk zu finden!

Kinder, die aus fremden Stätten
Diesen stillen Ort betreten,
Sollen fleißig für ihn beten:

Weil er Kinder angenommen,
Laß ihn Herr zu allen Frommen
Als Dein Kind auch zu Dir kommen."

ankam, und in ein lautes Weinen ausbrach, da erhob er noch einmal seine Stimme und sagte selber die Worte her; dann rief er: „Weiter, meine Tochter, sei mein Heldenmädchen!" — Er hatte hauptsächlich für das Institut Bestimmungen getroffen, die öffentlich bekannt gemacht werden sollten. Auf sechs Jahre hinaus hatte er noch kleine Volksschriften in seiner Krankheit zur Fortsetzung des Baues geordnet. Auch meiner war darin aufs liebreichste gedacht. Ich sollte als zu seiner Familie gehörig betrachtet werden. Nachdem das Testament noch fertig und Abends zehn Uhr versiegelt worden war, bekam er heftigen Brustkrampf. Da rief er mit Claudius: „Ach gieb mir nur ein wenig Luft, du hast der Luft so viel!" Da kam ein fürchterliches Röcheln und den 14. Februar verlangte er das Abendmahl. Einer seiner größten Widersacher

reichte es ihm. (Er wurde nachmals sein größter Verehrer.) Bald kam der letzte Kampf, man bat Gott auf den Knieen um seine Auflösung; er legte sein Haupt auf die Seite und entschlummerte sanft.

Dieß war das Ende eines Mannes, der durch sein uneigennütziges und bis in den Tod aufopferungsvolles Wirken für das Wohl der leidenden und hülfsbedürftigen Menschheit gewiß auch viele beschämt, die sich mit Recht rühmen können, das Geheimniß christlicher Gottseligkeit besser erforscht zu haben. Denn immer wird man es bedauern müssen, daß dieser edle Geist, der doch so oft die Kreuzesstraße wandeln mußte, das so tröstliche Geheimniß des Kreuzes Jesu Christi nicht besser erkennen konnte. —

Meines Bleibens war nun in Holland länger nicht und zur Fortsetzung der Reise konnte ich mich nicht entschließen. Traurig und niedergeschlagen wandelte ich herum. Ich nahm Abschied, besuchte die alten Freunde noch einmal in Utrecht, wohin ich von Gouda aus zu Schiff fuhr, brachte die Ostertage in der Brüdergemeinde Zeist zu, kehrte in Nymwegen wieder beim lieben Prediger Feldhoff ein, setzte mich aufs Dampfboot und langte am 1. April wieder in Crefeld an, wo die lieben Freunde herzlichen Antheil nahmen. Auf einem Spaziergange kam auch die Rede auf Falk's Christenthum, wobei Jemand die Bemerkung machte, die ich schon in Dresden von Blochmann gehört hatte, in einem Paradiesesgarten gebe es

mancherlei ſchöne Blumen und man könne ſie nicht alle gleich wünſchen und machen. Ich beſuchte jetzt noch die merkwürdigſten Punkte des Rheingaues, ſetzte mich aufs Dampfſchiff, machte einen kurzen Beſuch in Frankfurt a. M., dann bei meinen Eltern und wanderte endlich Weimar zu.

Ach! wie war es mir zu Muthe, als ich die Thürme und den Kirchhof von Weimar ſah. Schweigend und mit Thränen in den Augen langte ich im Falk'ſchen Hauſe an, wo alles in ſchwarze Trauer gehüllt war, und wir ſetzten uns nieder und weinten mit einander.

V.

Dritte Reiſe für's Falk'ſche Inſtitut.

Was war zu thun? Was ſollte es mit der ſo unerwartet ihres erſten Gründers und einzigen Vorſtehers beraubten Anſtalt, was ſollte es endlich auch mit mir werden, da ich bereits im zwanzigſten Lebensjahre ſtand? Die Anſtalt ſollte, das war der ſehnlichſte Wunſch des Entſchlafenen geweſen, fort beſtehen; ſie ſollte es, trotz der vorhandenen Schuldenlaſt und der kaum angefangenen Ausführung eines weit ausſehenden Planes. Nie, das habe ich aus ſeinem Munde gehört, war es ſeine Abſicht, daß ſeine Anſtalt Staatsſache werden möchte, weil, wie er ſagte, dann alles verknöchere, und nur die reine, freie chriſtliche Liebe ein ſolches Werk im rechten und lebendigen Geiſt der Liebe gedeihlich erhalten und fortführen könne. Aber — denn der Glaube iſt nicht Jedermanns Ding — es war nicht gleich ein Mann da, der es hätte wagen können, in die Fußſtapfen Falks zu treten. Es war in der That auch keine Kleinigkeit. Die beſtellten

Vormünder legten es darauf an, die einmal eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen und den vier Falk'schen Kindern mit ihrer edlen Mutter, die in gleicher Gesinnung wie der liebevolle Mann alles hingegeben hatte, doch das mütterliche Erbtheil zu retten, da es mehr als genug erschien, daß der Vater dieser Sache alles, ja sein eigen Leben, zum Opfer gebracht hatte. In meinem Plan, noch Theologie zu studiren, oder doch einen Versuch dazu machen zu wollen, mochten sie nicht eingehen. Sie sagten, es sei zu spät, es sei ganz unmöglich, ich solle den Gedanken fahren lassen, und irgend etwas anderes erwählen. Da hielt ich es für meine Pflicht, noch eine dritte Reise für die Anstalt zu machen, zumal, da hiezu noch Empfehlungsbriefe von Falk vorhanden waren, die ich in Frankfurt am Main bei Frau Pfarrer Spieß, einer vieljährigen Freundin des Instituts, erhalten hatte. Ich machte mich daher am 7. Juni 1826 auf's neue auf den Weg. Es sollte durch Bayern, Württemberg und die Schweiz gehen. Ueber Saalfeld, Schleiz u. s. w. kam ich durch verschiedener Herren Länder nach Bayreuth. Ich passirte zum Theil äußerst anmuthige Fußwege und langte am andern Tage, noch kaum zur rechten Zeit in einem Dorfe Zollgrube an, um einem schweren, drohenden Gewitter zu entgehen. Noch ehe ich das Dorf erreichte, läutete nach dortiger Sitte die Wetter-Glocke, und ich eilte, im Wirthshaus Schutz und Obdach zu finden. Hier fand sich eine

der bekannten Wirthshausgesellschaften vom unheiligen Orden der Schnaps- und Zechbrüder. Ich setzte mich still in eine Ecke der Stube, ließ mir etwas geben und hatte so meine Gedanken. Die Blitze zuckten, die Donner rollten, daß Schlag auf Schlag das Haus erzitterte, und die durstigen Lippen der anwesenden Helden sich entfärbten. Es war in der Nähe kaum zuvor Jemand vom Blitz erschlagen worden. Die Karten fielen aus der Hand, die klirrenden Gläser standen still, die Hände falteten sich und die Flucher beteten. Je ferner aber der Donner hallte und verhallte, je seltener die Blitze leuchteten, jemehr kam Leben wieder in die edle Zunft und der Branntweinsgeist zu seinem angestammten Recht. Trink Bruoder, rief der Eine, indem er hoch den süßen Kelch verehrte: trink nur, märr läben nur ä moal in der Welt! der andere: hol mi der Teufel! wenns läutet bet i allemoal! . . . . . In Bayreuth angekommen, wurde ich gleich von Oberforstrath Herder, Sohn des berühmten Generalsuperintendenten zu Weimar, gastlich aufgenommen; auch war ich oft bei der Wittwe des berühmten Dichters Jean Paul Richter.

In Erlangen, wohin der selige Falk noch in der letzten Zeit einen merkwürdigen Brief geschrieben hatte, an viele Professoren, auch an Schelling adressirt, wurde ich überall gar freundlich, liebreich und theilnehmend aufgenommen. Einen darin vorkommenden Vers habe

ich noch im Gedächtniß behalten. Nachdem er nämlich seine schweren Leiden beschrieben, hieß es:

Nun, alter Soldat, halt still, halt still!
Und denke so: es ist Gottes Will'!
Die Siegeskrone folgt nach dem Streit,
Gottes Name sei gelobet in Ewigkeit!

Viele Professoren nahmen sich meiner aufs liebreichste an, besonders auch der so bald abgerufene Hofrath Heller, Professor Dr. Kaiser, Pfaff, Kastner; Kraft aber war verreist. Mit Candidat Ranke kam ich nach Nürnberg und wohnte bei Herrn Professor v. Raumer, der damals ein blühendes Institut für Jünglinge aus gebildeten Ständen vor der Stadt hatte, zugleich aber auch eine Armenanstalt für verlassene Kinder. In der Stadt traf ich liebe Männer, z. B. Kaufmann Naumann, Fabricius, Stadtcommissair Faber, Pfarrer Kindler, die mir die größte Liebe und Freundschaft erzeigten. Herr von Raumer ermahnte mich dringend, doch wegen ein paar hundert Thaler nicht meine künftige Wirksamkeit zu opfern. Ich solle mich eine Zeitlang in Beuggen bei Zeller aufhalten, den er, wegen seines festen christlichen Fundaments, sehr rühmte, während er jedoch auch über Falk, von dem ich Manches mittheilen mußte, mit vieler Anerkennung urtheilte. Nachdem ich auch noch die Merkwürdigkeiten der ehemaligen alten Reichsstadt gesehen hatte, auf der Burg die herrlichen Gemälde von Albrecht Dürer und andern großen Künstlern, die

ehrwürdige Eiche, die eine Kaiserin Catharina gepflanzt, den sogenannten Heidenthurm, den Nero erbaut haben soll, die herrliche Lorenzer Kirche, den Rathhaussaal, die Grabmäler von Albrecht Dürer und Hans Sachs, auch das berühmte Wurstkneiple gesehen, wohnte ich am Johannestage noch auf dem Kirchhof einer Art Todtenfeier bei. Die Gräber, auch das von A. Dürer, waren mit Kränzen und Blumen geschmückt, es wurde geweint, still gebetet, Todtenmusik gemacht, und nahe daneben ertönte eine gellende Tanzmusik, die das Bild des Lebens vervollständigte.

Hierauf reiste ich über Anspach nach Augsburg, wo ich an einem Sonntag gerade Gelegenheit hatte, der Firmelung beizuwohnen. Die Landleute saßen in Schaaren in den Bierhäusern um die Kirche herum, in welcher der Bischof die heilige Handlung verrichtete. Ich bemerkte, wie die Bauern, sobald ein gewisses Glöcklein erschallte, nach der Kirche liefen, Kniebeugungen machten, Kreuze schlugen, und dann wieder, nachdem sie diesen Gottesdienst geschwind verrichtet hatten, zum guten Bierglase zurückkehrten. Nachher wohnte ich bei Pfarrer Bomhard und genoß von ihm und dem Fabrikanten Volk, der mir auch in Stuttgart gleich bei seiner Schwester Frau Maier in Stuttgart Quartier bestellte, wohin ich über Ulm am 10. Juli 1826 kam, viele Liebe und Freundschaft. Ich war nun im lieben Schwabenlande, dessen Bewohner ich vom seligen Falk wegen ihrer Treuherzigkeit

und Frömmigkeit oft hatte rühmen hören, und bekam reichlich Gelegenheit, auch die sogenannten Pietisten kennen zu lernen.

Kaufmann Haering am Markte in Stuttgart, der mich damals und später aufs liebreichste unterstützte, war in diesem Stück die erste Hauptperson, deren Bekanntschaft zu machen ich Gelegenheit bekam. Durch ihn wurde ich in mehrere christliche Kreise eingeführt, wo ich Mittheilungen über Falk machen, oft auch etwas aus seinen Schriften, wie z. B. die Luthorslieder vortragen mußte. Da ich auf dieser meiner dritten Reise überhaupt, sowohl wegen des theuren Falk's unerwartetem Hinscheiden, als wegen der Rathlosigkeit, in welcher ich mich in Absicht auf meine künftige Bestimmung und die Ausführung meines Entschlusses, womöglich noch Theologie studieren zu wollen, befand, meist sehr ernst gestimmt und auf meinen einsamen Wanderungen tief in mein Inneres gekehrt war, so sei das viele Gute, was ich hier und anderwärts, theils in frommen Versammlungen, theils im häufigen Umgang mit edlen und entschiedenen christlichen Menschen, sah und hörte, auf einen nicht unfruchtbaren Boden, und ich wurde in christlicher Anschauung und Erkenntniß von Stufe zu Stufe weiter gefördert. Hörte ich eine Predigt vom seligen Stadtpfarrer Dann oder sonst einen guten Vortrag, so wurde der Wunsch immer aufs Neue in mir geweckt, doch einst auch das Evangelium predigen zu dürfen, wiewohl ich

ihn meines Wissens nirgends laut werden ließ. Daneben trieb ich mein Geschäft mit eben so großem Eifer, als mit gutem Erfolge, und selbst mehrere der damaligen Staatsminister (Bellnagel, Schmidlin) unterzeichneten. Mitunter mußte ich mich freilich auch wieder abkämpfen und falschen Vorstellungen von der Sache entgegentreten, so daß ich Abends gewöhnlich außerordentlich ermüdet war.

Herr Geh. Rath v. Hartmann, Präsident des Wohlthätigkeitsvereines, führte mich selber in allen wohlthätigen und menschenfreundlichen Anstalten der Stadt herum und nahm auch sonst sich meiner freundlich an. Der Prediger Dr. Steinkopf aus London, der gerade in Stuttgart war und Falk persönlich kennen gelernt hatte, unterzeichnete sogleich mit sechsunddreißig Gulden, was auch für Andere ein gutes Beispiel war. Mit vielen Empfehlungsbriefen versehen, wanderte ich den 21. Juli 1826 nach Tübingen, wo ich vom seligen Professor Dr. Steudel liebreich aufgenommen wurde, dann über Balingen nach Albingen. Unterwegs gerieth ich in ein fürchterliches Hagelwetter auf einer Anhöhe, wo ich nirgend irgend eine Zuflucht finden konnte und vom Hagel von unten bis oben, wie mit Ruthen, durchpeitscht wurde. In Albingen kam ich zu Stundenleuten, an welche ich von Haering adressirt worden war. Sie hatten gerade eine zahlreiche Versammlung, an welcher ich auch Antheil nehmen und wo ich vom Falk'schen

Institut erzählen mußte. Da saßen die einfachen Landleute in ihren Zwilchkitteln und unterhielten sich über die großen Angelegenheiten des Reiches Gottes: sie wurden auch für die ihnen sonst völlig unbekannte Anstalt so hingenommen, daß sie reichlich unterzeichneten, und ich mir fast ein Gewissen daraus machte. Was hatte diesen Bauern das Herz erweitert und ihnen einen so hohen und edlen Geist eingehaucht, daß sie für landfremde arme Kinder ein Opfer zu bringen im Stande waren? . . . Antwort: Nichts anderes, als die Liebe Christi, und ich lernte diesen Unterschied unter den Menschen immer mehr machen, den Unterschied zwischen Gläubigen und Ungläubigen, zwischen Namenchristen und wahren Christen. Vor solchen Leuten, welche die Welt Pietisten nannte, konnte ich nur Achtung haben und schämte mich auch nicht, von ihnen zu lernen, ja, sie selbst waren mir eine lehrreiche Erscheinung.

Ueber Tuttlingen in Schaffhausen in der Schweiz angelangt, machte ich auch die Bekanntschaft des Professors und Pfarrers in Schleitheim, Spleiß, der selber auch eine Rettungsanstalt gegründet hat und Antistes des Kantons wurde. Als ich einer Beichtrede anwohnte, die er in Schaffhausen hielt, trug der originelle und ungemein lebhafte Mann kein Bedenken, mich im Verlaufe derselben namentlich etwa mit den Worten anzurufen: „Und du, lieber Freund von Sachsen-Weimar, sage an, ob ich nicht

Recht habe und die Wahrheit sage, daß wir alle miteinander große Sünder sind und durchaus den Heiland haben müssen?" Ein wenig überrascht zwar, aber gar nicht unangenehm berührt, bestätigte ich sein Wort mit einem Zeichen. Hierauf richtete ich meinen Weg nach Beuggen, wo ich von Inspector Zeller mit großer Liebe aufgenommen wurde. Der Aufenthalt in seiner Anstalt war mir sehr zum Segen. Seine Betstunden und Bibelerklärungen zogen mich so an, daß ich gerne tagelang zugehört hätte. Ungefähr acht Tage, während welcher ich den Unterrichtsstunden sowohl der armen Kinder, als auch der Schulzöglinge beiwohnte, blieb ich und lernte den Gang und Geist der herrlichen Anstalt soweit kennen, daß es mir leicht war, eine Vergleichung anzustellen und herauszufinden, was uns noch in Weimar gefehlt hatte. Der edle Inspector aber, ein ehemaliger Lehrer und Verehrer Pestalozzis, mit welchem ich mir Falk oft verglichen habe, urtheilte mit solcher Milde, daß er mich dadurch nur noch mehr anzog. Ich kann nicht unterlassen, eine Anecdote von einem Ereigniß beizufügen, das sich nicht gar lange vor meinem Besuch in Beuggen zugetragen haben muß. Der menschenfreundliche Pestalozzi, dem bei aller guten Meinung und Absicht denn doch das tiefere positiv evangelische Christenthum abging, hatte eine außerordentliche Freude über das Wirken seines sehr geschätzten Freundes Zeller und besuchte die Anstalt in Beuggen. Hier wurde nun der ehr-

würdige edle Greis ganz entzückt, als er die große Schaar armer Kinder erblickte, die hier dem zeitlichen und ewigen Verderben entrückt werden ſollten. Zeller bat den lieben Vater Peſtalozzi eine kleine Anſprache an die verſammelten Kinder und Zöglinge zu halten. Dieſer ſetzte ſich zu dieſem Zweck in den Katheder, ein ungefähr ſechsjähriger Sohn aber von Zeller kam unverſehens daher und ſetzte dem liebenswürdigen Greiſen einen Blumenkranz aufs Haupt. Da konnte der edle Peſtalozzi die Thränen nicht mehr unterdrücken, nahm den Kranz und ſetzte ihn dem Kinde mit den Worten auf: „Ach, nicht mir, nein, der Unſchuld gehören Kränze!“

Von Beuggen aus machte ich auch einen Ausflug nach Sitzenkirchen, in Baden, um den Herrn Köllner daſelbſt, (nachmaligen Vorſteher der württembergiſchen Gemeinde Korntal) zu beſuchen. Er hatte auf eigene Koſten eine Anſtalt für arme Kinder geſtiftet, welcher ſich beſonders auch ſeine liebenswürdigen Töchter mit großer Hingabe annahmen. In Baſel wohnte ich im Miſſionshauſe, das eine neue, lehrreiche Schule für mich war. Der ſelige Inſpector Blumhard und ſämmtliche Beförderer der Miſſionsſache unterſtützten und förderten auch meine Sache aufs eifrigſte und kräftigſte.

Was in Stuttgart Haering, das war in Baſel Spittler für mich, der wunderbare Mann, der unter dem Scheine der Einfalt große Weisheit und weit

aussehende Plane zur Förderung des Reiches Gottes auf Erden verbirgt, und welchem blühende Anstalten z. B. die Missions-Anstalt und die Anstalt in Beuggen u. s. w., deren Idee er jahrelang im Stillen mit sich herumtrug, ihre erste Entstehung verdanken und der sobald in Andern die Sache geweckt und zur Ausführung gekommen ist, sich wieder in seine Klause zurückzieht, als wäre nichts geschehen und er kaum dabei betheiligt. Er war in der Hand Gottes auch das Werkzeug, durch welches mir eine Thüre geöffnet wurde, in welche ich eintreten konnte, um den Versuch zu machen, ob ein zwanzigjähriger Jüngling auch noch den wissenschaftlichen Forderungen der Zeit genügen und Theologie studieren könne.

Wenn er mir so Namensverzeichnisse gegeben und mich in der fremden Stadt herumgeschickt hatte, kam ich während der vierzehn Tage meines Aufenthalts oft zu ihm, um ihm über den Erfolg Bericht zu erstatten und mich auch leiblich ein wenig zu erquicken, wozu er mich eingeladen hatte. Meine Hauptbeförderer waren die Freunde der Missionssache; einer derselben, Rhiner Christ, gab sogleich zwanzig Kronenthaler, und so wurde der gewöhnliche Einwurf so mancher Uebelberichteten, als hindere die Theilnahme an der Mission die Theilnahme an der Noth im eigenen Vaterlande, hier am Sitze der Süddeutschen Missionsthätigkeit aufs glänzendste widerlegt.

Meine Wirksamkeit für das Falk'sche Institut war denn auch hier eine gesegnete, wofür ich Gott oft von Herzen dankte, wenn ich an die verwaiste und verschuldete Anstalt, an die edle Wittwe und ihre sehr schwierige Lage dachte, während meine eigene ungewisse Zukunft mir bisweilen schwere Gedanken machte. Ich war nämlich jetzt militairpflichtig, und da ich schlechterdings keinen Ausweg vor mir sah, auf welchem ich doch wenigstens noch einen Versuch zum Studium der Theologie wagen und der Kaserne entgehen könne, so bemächtigten sich meiner hie und da schwermüthige Gedanken, welche ich jedoch immer wieder durch ein kindliches unbegrenztes Gottvertrauen verscheuchen konnte. Endlich fragte mich so zufällig, nachdem ich wieder die Runde in der Stadt gemacht hatte, Herr Spittler, ob ich immer beim Falk'schen Institut bleiben und noch länger reisen wolle? worauf ich erwiderte, daß ich des Reisens herzlich müde sei, daß ich es jetzt auch nur noch aus Rücksicht auf die traurige Lage der Anstalt thue und daß ich gerne noch den Versuch machen möchte, ob ich nicht noch Theologie studieren könne. Wie oder wo? dieß sei vor meinen Augen noch gänzlich verborgen. Da besann sich der edle Mann, der, wie für Viele, auch für mich ein so wichtiges Werkzeug in der Hand des Herrn werden sollte, einen Augenblick und sagte: „Ei, wissen Sie was, gehen Sie auf Ihrer Rückreise über Kirchheim u. T. in Württemberg, ich will an meinen

Schwager, den dortigen Dekan Dr. Bahnmaier schreiben, der hat schon Manchem guten Rath gegeben und vielleicht können Sie bei ihm selber den gewünschten Versuch machen. Sogleich erkannte ich hierin einen Wink der göttlichen Vorsehung, auf den ich längst gewartet hatte, änderte meinen Reiseplan, der über Straßburg, Karlsruhe, Mannheim u. s. w. ging, und entschloß mich, auf dem Rückwege über Kirchheim u. T. in Württemberg zu reisen.

Vorher aber wollte ich sehen, was ich für mein Geschäft noch weiter in der Schweiz thun könne, und reiste am 16. August 1826 über Solothurn, wo ich mich weiter nicht aufhielt, nach der schönen Stadt Bern. Hier merkte ich bald, daß im Allgemeinen ein andrer Geist als in Basel herrschte, denn mit meinem Geschäft wollte es gar nicht recht gehen, Niemand wußte recht, wie man die Sache fördern könne. Dazu waren viele Herrschaften verreist, theils bei einem großen Manöver der Schweizertruppen in Thun, theils auch in Bädern. Doch ging ich durch die freundlichen Bemühungen des Herrn Professor Hilnerwadel und Pfarrers L'Orsa, bei dem ich logirte, nicht ganz leer aus. Ich machte auch einen Besuch in der merkwürdigen und großartigen Anstalt des Herrn Fellenberg in Hofwyl. Es befanden sich damals in der höhern Bildungsanstalt achtzig Zöglinge, mit zweiundzwanzig Lehrern, in der Armen-Anstalt aber siebenzig arme Knaben, die neben den Schulstunden mit

Landbau u. dergl., wozu auch funfzig herrliche Schweizerkühe gehörten, beschäftigt wurden. Fellenberg hatte nämlich einen Lehrer mit zwölf Knaben, versehen mit den nöthigen Handwerksgeräthen und Lebensmitteln auf die nächsten Tage, eine Stunde von Hofwyl an einen einsamen Ort in der Nähe des Waldes geschickt, um sich selber, wie etwa Amerikanische Ansiedler, dort anzusiedeln und sich mit den aller unentbehrlichsten Bedürfnissen behelfen zu lernen. Der Lehrer gab täglich den Knaben drei Stunden Unterricht und die übrige Zeit legte er selber mit ihnen Hand ans Werk. Soviel ich sah, ging es in der kleinen Colonie recht geordnet und freundlich zu. Am Sonntag zog man in die Kirche, nachher war noch Examen über die Predigt und eine Singstunde, und so wurde der Tag der Ruhe und Erholung in der Abgeschiedenheit beschlossen. So viel ich weiß, wollte Herr Fellenberg den Beweis liefern, daß eine wohl angelegte Armenanstalt mit entsprechender Oekonomie sich selber erhalten könne. In Hofwyl fand ich überall die größte Ordnung und Reinlichkeit und verschiedene neue von Fellenberg selbst erfundene Maschinen, die in der Oekonomie benutzt wurden. Entzückend war für mich auch der großartige Anblick der schneebedeckten Alpen. Mit einem wahren Wonnegefühl saß ich oft unter der herrlichen Allee am Münster in Bern und schaute hinüber auf die von der Sonne bestrahlten hohen Häupter, während unten die wilde Aar vorüber

brauste. Ein unbeschreiblicher Anblick, der bis heute ungefähr ähnliche Eindrücke zurückgelassen hat, als der erste Anblick des offenen Meeres auf der äußersten Spitze der Insel Rügen. Da ich einmal so nahe war, so wollte ich an den Herrlichkeiten des Berner Oberlandes nicht vorübergehen und reiste über Thun nach Lauterbrunn, wo ich bei einer christlichen Müllerin, (Margaretha Abbihl) deren Mann Graf hieß, gar freundliche und angenehme Herberge fand. Da Regenwetter einfiel, so blieb ich hier etliche Tage, die ich nicht für verloren halten durfte; denn aus meinem Zimmer schaute ich mehrere schöne Wasserfälle z. B. den fast tausend Fuß hoch herabstürzenden Staubbach, himmelhohe schreckliche Felsenwände, über welche damals Felsstücke und Erde, vom Regen erweicht, mit fürchterlichem Getöse herabstürzten und einen Gletscher, der in einer Entfernung von drei Stunden das Thal schließt; lauter Erscheinungen, die mir ein immer neues und anziehendes Schauspiel gewährten. Am Abend vor meiner Weiterreise gab die fromme Müllerin, die, wie sie sagte, den Heiland gebeten hatte, ihr zu verstehen zu geben, wie und wann sie Gutes thun solle, nicht nur einen Beitrag für die Anstalt, sondern erklärte auch, daß ich für Kost und Logis durchaus nichts bezahlen dürfe.

An Sennerhütten und großen Viehheerden vorüber gelangte ich über die Wenger-Alp, auf einem Wege, da man überall die Herrlichkeiten der Schweiz zu

bewundern Gelegenheit hat, nach Grindelwald, beſuchte hier die beiden Gletſcher und ſetzte aus Sparſamkeit ganz allein, ſchon ziemlich ſpät, meinen Weg über die große Scheideck fort, um noch eine Sennerhütte, Schwarzwald genannt, zu erreichen und in keinem koſtſpieligen Gaſthofe übernachten zu müſſen. Bis auf die Höhe kam ich glücklich in etlichen Stunden, hier aber kam ich wegen des Wegs um ſomehr in Verlegenheit, als es auch ſchon dunkel zu werden anfing. Viehheerden waren auch hier, aber nirgends ein Hirte. Ich ging auf gerathewohl nach einem Thal hinunter, wobei es zuletzt ſo finſter wurde, daß ich fürchtete, bei der Unkenntniß des Weges und der Gegend irgend wo in einen Abgrund zu ſtürzen. Schon hatte ich mich ſo ziemlich in mein Schickſal ergeben, einmal unter freiem Himmel auf einer Schweizeralp übernachten zu müſſen, als ich in der Ferne ein Feuer bemerkte, zu welchem ich, vorſichtig an einem wildrauſchenden Bergwaſſer mich fortbewegend, glücklich gelangte und wo ich einige Männer traf, die mir zu meinem Ziel, in die Sennerhütte verhalfen. Da ſchon alles zur Ruhe gegangen war, ging ich ſtill und ungegeſſen auf einen Heuſchober, wo noch etliche Reiſende lagen, und brach mit Tagesanbruch wieder auf, noch ehe Jemand munter war, um bei Zeit an den ſchönen Reichenbach und nach Mayringen zu kommen. Hier machte ich die Erfahrung, daß man, um die Natur recht zu genießen, auch dem Magen

sein Recht muß widerfahren lassen; denn an dem herrlichen Wasserfall des Reichenbachs sah ich ganz erbärmlich hinauf, weil ich vor Hunger und Müdigkeit fast nicht mehr recht sehen und stehen konnte. Ein eigenthümliches Schauspiel gewährt hier auch der sogenannte Aarschlund, wo das wilde Gewässer sich durch enge Felsen hindurch zwängt. Ich reiste nun über den Brünigk und fuhr über den Vierwaldstädtersee nach Küßnacht. An der Tellskapelle fand ich die Worte angeschrieben: „Hier hat Tell den hochmüthigen Geßler erschossen. Da ist den Schweizern die edle Freiheit entsprossen.“ Dann auf der andern Seite: „Aber wie lange wird sie währen? Noch lang, wenn wir die Alten wären.“

Auf den Rigi ging ich, wie gewöhnlich, wieder allein und trug mein Ränzchen selber, während die meisten Reisenden wenigstens einen Führer und Träger mitzunehmen pflegen, oder auf einem Esel oder Maulthier, oder in einer Sänfte hinaufgelangen. Da ich überdieß eilte, um den Sonnenuntergang oben noch zu sehen, kam ich, wie in Schweiß gebadet, an, unaufhörlich rollte er mir vom Gesicht auf die Erde.

Ueberaus reichlich wurde ich aber für meine Anstrengung entschädigt; nur eines fehlte mir noch, nämlich eine Freundesseele, der ich die überwältigenden Eindrücke hätte mittheilen mögen; ein Bedürfniß, das ich bei meinen Reisen oft fühlte. Meine Sachen ließ ich in Rigistaffel, dem etwas unter der Spitze des

Berges gelegenen Wirthshause, wo ich übernachten wollte, weil es da weniger theuer sein sollte, und eilte hinauf, wo auf der Spitze Rigi-Kulm das andere Wirthshaus liegt. Der Sonnenuntergang war prachtvoll. In majestätischem Glanze prangten noch die weißen Alpenhäupter, während die Thäler und Seen der Tiefe schon mit Nacht und Dunkel bedeckt waren. Wie das ungewisse Athmen eines Sterbenden flackerten die letzten Sonnenstrahlen hin und her, und als das flüchtige Licht verloschen, erscholl wie dort gewöhnlich ein Jammergeschrei, so hier ein Jubel- und Freudengeschrei. Neben andern Reisenden war nämlich eine Schaar Studenten gegenwärtig, die auch im untern Wirthshause logirten. Es war leider eine sehr leichtsinnige und frivole Gesellschaft. Gleich bei meiner Ankunft hatte ich eine auffallende Dame bemerkt, mit goldnen Ketten, Ringen und seidnem Gewand geschmückt. Während des Abendessens aber merkte ich, daß sie sich schon mehrere Tage mit diesen saubern Studenten herumgetrieben hatte und daß sie nun Anschläge machten, sich ihrer zu entledigen, während sie ihnen immer auf dem Fuße nachfolgte. Am frühen Morgen sah ich noch die Herrlichkeit eines Sonnenaufganges auf dem Rigi und überzeugte mich, daß dieser Berg dem Wanderer die Wunder der Schweiz in ihrer ganzen Pracht, gleichsam in einem Blicke concentrirt, offenbart.

Ueber Goldau, welches 1806 vom Roßberg begraben wurde, am Zugersee vorbei, dann über die

Insel Ufnau, wo Ulrich von Hutten begraben liegt, kam ich den herrlichen, rechts und links von herrlichen Weinbergen bekränzten Züricher-See hinab nach Zürich. Hier betrieb ich zuerst mein Geschäft, lernte noch den frommen alten Antistes Hess kennen, dann ging ich noch einmal nach Schaffhausen und blieb im Apfelbaum bei Alexander Bek acht Tage, während welcher ich meist mich mit religiösen Schriften, besonders auch mit einem Auszug aus Bengels erklärter Offenbarung beschäftigte und wiederholt den Rheinfall besuchte.

Nun ging mein Reiseziel gerade nach Kirchheim u. T. in Württemberg, auf welches ich, ohne mich irgendwo noch aufzuhalten, jetzt lossteuerte. Am 14. September sah ich zum ersten Male die Stadt am Fuße der schwäbischen Alp, die meine Vaterstadt werden sollte, trat zum ersten Male in das Haus, in welchem mein lange gehegter Wunsch endlich in Erfüllung gehen und ich viele glückliche und segensreiche Jahre verleben sollte. Nachdem ich im Gasthof zum Baeren mich umgekleidet hatte, ging ich ins Decanathaus. Der Brief von Herrn Spittler in Basel war schon angekommen, ich wurde mit der größten Freundlichkeit und Liebe aufgenommen und mußte einige Tage bleiben. Der selige Dekan Dr. Bahnmaier, ehemals Professor in Tübingen, prüfte mich ein wenig. Ein Rechenexempel brachte ich ordentlich bis auf die Bruchtheile heraus, welche ich nicht auszudrücken wußte, und schrieb einen ganz kurzen

Lebenslauf. Mit beidem zufrieden, lud er mich ein, in seinem eigenen Hause den Versuch zu machen, ob ich die nöthigen Vorkenntnisse zum Studium der Theologie mir noch erwerben und noch einst Prediger des Evangeliums werden könnte. Ich wußte nun, was ich zu thun hatte, erkannte deutlich den Willen des Herrn, reiste nach Weimar zurück, brachte dort alles in Ordnung, legte Rechenschaft ab, stellte mich zur Conscription, wo ich, unterstützt durch einen Brief des Regierungspräsidenten v. Schwendler und durch einen mir bis dahin verborgenen körperlichen Fehler, vom Militair freigesprochen wurde, machte zweimal den Weg über Erfurt, Eisenach und Weimar zurück, nahm Abschied, sah zum letzten Male meinen Vater und schlug mitten im December des Jahres 1826 bei höchst ungünstiger Witterung meinen Weg nach Kirchheim u. T. in Württemberg ein. Unter großen Beschwerden reiste ich über Gotha, den Thüringer Wald, Schmalkalden und meinen Geburtsort über Würzburg, Heilbronn und Stuttgart nach Kirchheim u. T. zurück. Die ganze Reise machte ich in Schneestürmen, Regen und Wasser, bis auf etwa zwei Stunden zu Fuße und meine ganze Baarschaft bestand aus funfzehn Gulden, von welchen ich etwa sechs Gulden zu der achtzig bis hundert Stunden weiten Reise gebrauchte. Ich pflegte nämlich den ganzen Tag über nicht gehörig zu essen, außer wenn ich ins Nachtquartier kam, wo es mir herrlich schmeckte und über-

nachtete unterwegs in Württemberg gleich in Kleinbottwar beim seligen Rentamtmann Zeller, der den nordischen Gast noch reichlich mit edlen Trauben bewirthete, und in Stuttgart beim Kaufmann Haering. Was für Gedanken auf dieser einsamen und beschwerlichen Reise mein Inneres bewegten, möchte nicht eben schwer zu errathen sein. Ich war nun schon im einundzwanzigsten Jahre, mußte wie der geringste Schüler von vorn anfangen, entbehrte alle Hülfsmittel, wollte in einem doch noch fremden Hause und Lande nach einem noch so in weiter Ferne liegenden Ziele streben und wußte nicht, ob mein Geist auch noch die Frische, Elasticität und Biegsamkeit der früheren Jugend haben werde, um, wie ein Knabe zu lernen und sich meistern und schulen zu lassen. Doch ein wunderbares Gottvertrauen bewegte und erregte meine Seele, viele Seufzer und Gebete stiegen auf der einsamen Wanderung zum ewigen Gnadenthron empor, und nachdem so viele Berge hinter mir lagen, schien mir keiner mehr zu hoch und zu beschwerlich, ich konnte es wagen, mit der Hülfe des Herrn auch jeden andern noch zu übersteigen.

VI.

Mein erſter Aufenthalt im Decanathauſe zu Kirchheim u. T.

Meine Erſcheinung ſchien anfangs, vielleicht weil ſich unterdeſſen Bedenklichkeiten eingeſtellt hatten, zu überraſchen; dennoch wurde ich ſehr freundlich aufgenommen. Ich aber griff die Sache ſogleich mit allem Eifer an. Ich mußte geradezu bei mensa anfangen, da ich es in Weimar aus Mangel an Zeit und Unterricht im Lateiniſchen nicht weit gebracht und das Wenige nach drei bis vier Jahren ſo ziemlich wieder vergeſſen hatte. Ich ließ mich aber durch nichts zurückſchrecken, hatte auch Nachts keine rechte Ruhe mehr; dicitur, traditur und fertur u. ſ. w. regieren einen doppelten Nominativ träumte ich etwa und ſo konnte es nicht fehlen, daß ich wenigſtens über die Anfangsgründe in kurzer Zeit hinauskam. Jede Minute war mir koſtbar, auch nach dem Eſſen gönnte ich mir keine Viertelſtunde Zeit; Abends nach dem Eſſen

ſtand ich, zum Umfallen ermüdet, am Ofen und las zuerſt Bredows, dann Beckers Weltgeſchichte. Morgens um zwei, drei und vier Uhr ſtand ich auf, heizte mir ſelber ein im Studierzimmer des theuren Dr. Bahnmaiers, in welchem ich mich immer aufhielt, und ſo trieb ich es Tag für Tag. Eine beſondere Gnade von Gott war es, daß ich bei all' dieſer übermäßigen und unverſtändigen Anſtrengung, dennoch nie Kopfweh bekam oder ſonſt irgend ein Unbehagen ſpürte.

In dieſer Zeit war es, daß ich mit dem lieben Freund, Vikar Kober von Oethlingen, einige Zeit auf einem Zimmer wohnte. Er wurde nachmals der Tochtermann des Hauſes. Auf einmal fand ſich an einem gewiſſen Ort in dem obern Stock, wo wir wohnten, ein von der Hand des lieben Herrn Doctors mit großen Kanzleibuchſtaben geſchriebener Anſchlag: „Reinlichkeit!“ Dieß machte uns beide etwas empfindlich. Ich nahm den Zettel herunter, und da noch Raum zum Schreiben war, ſchrieb ich darunter:

„Dir ſei dieß Plätzchen ſtets geweiht!
Vom Morgen, wenn die Sonn' aufgeht,
Bis wo der Mond am Himmel ſteht!
Am Mittag auch, wenn's Glück gut iſt!
Wer es betritt zu jeder Friſt,
Der neig' ſich tief und ehrerbietig Dir
Und ſprech: gegrüßet ſei in Deinem Heiligthum!
Und bringe dann gerührt zu Deinem Ruhm
Sein Opfer dar!“

Als der liebe Dr. Bahnmairr dieſe Zeilen zu Geſicht bekam, mußte er herzlich lachen, nahm den Zettel mit fort und brachte ihn der lieben Frau Doctorin.

Ich war wie ein Halbverſchmachteter, der ſich anläßt, als wolle er einen vollen Brunnen auf einmal austrinken. Denn ich ſollte ja, ſo ſagte ich mir, einen Verſuch machen, ob es Gottes Wille ſei, daß ich noch Theologie ſtudiere, und da dürfe ich es an mir nicht fehlen laſſen. Wirklich erklärte auch der theure Herr Dr. Bahnmaier, der mir ſelber die ſchwer erübrigten Morgen- und Abendſtunden widmete, ſchon vor Ablauf eines Vierteljahres, es gehe noch, und ich ſolle in Gottes Namen fortfahren.*) Dieß that ich, bis ich im September 1827 in eine tödtliche Krankheit verfiel, die mich ſehr zurückbrachte, in welcher ich aber die treueſte und liebreichſte Pflege erfahren durfte, und auch öfter von der edlen Herzogin Henriette erquickt wurde.

Nachdem ich mich von meiner Krankheit, einem durch ein allzukaltes Bad in der Lauter am 12. Sep-

*) Bahnmaier erzählte ſeinem Freunde Eyth öfters, wie ſehr es ihn gefreut habe, als Denner kurz nach ſeinem Eintritt in ſein Haus, etwa nach vierzehn Tagen, in denen er von mensa angefangen hatte, ihm bereits ein lateiniſches Briefchen ſchrieb, worin er dringend bat, daß der Herr Dr. ihm ſeine Stiefeln ſohlen laſſen möchte.

D. H.

tember 1827 herbeigeführten nervösen Schleimfieber, wieder erholt hatte, setzte ich meine Studien, deren Unterbrechung während der Krankheit mein größter Kummer gewesen war, wie früher fort. Ich war aber sehr herunter gekommen, verlor alle Haare, mußte am Stecken durch die Stube gehen und hatte Vieles fast ganz vergessen, was mich nicht wenig betrübte. Leider versäumte ich auch jetzt regelmäßige Bewegung und arbeitete zu schnell nach dem Essen, trotz den liebreichen Ermahnungen des Herrn Dr. Bahnmaier, was allmählig auf meinen Körper einen nachtheiligen Einfluß ausübte und ich später oft bedauert habe. Gleich nach meiner Ankunft hatte Herr Dr. Bahnmaier in Früh- und Abendstunden das Reußische Lehrbuch der lateinischen Sprache mit mir durchzugehen begonnen und dieß bis ins Frühjahr fortgesetzt, wo er durch seine Visitationen verhindert wurde, und ich allein oft eine Stunde lang an einem einzigen schweren, verwickelten Satze aus dem Livius herumconstruirte. Bei der nächsten Prüfung der lateinischen Schule hatte ich das Exercitium mitgemacht und wurde für fähig erklärt, mit der ältern Classe der lateinischen Schule fortzufahren. Im Juni 1827 war ich daher in dieselbe getreten und genoß nun den ganzen Unterricht mit. Jetzt war nun zum Lateinischen auch das Griechische gekommen, mit welchem ich nach meiner Krankheit von vorn anfangen mußte, da ich während derselben die griechischen Declinationen und Conjugationen

beinahe vergessen hatte. Ueberhaupt war mir bei den verschiedenen Sprachen, die ich noch in einem so vorgerückten Alter zu lernen bekam, in der Regel die Formenlehre das Unangenehmste, und nur der besondere Trieb, der in mir war, ließ mich die Schwierigkeiten überwinden. Bisweilen nahm ich die Grammatik, ging in Feld und Wald in die stillste Einsamkeit und ruhete nicht, bis ich die Schwierigkeiten überwunden und das Unangenehmste hinter mir hatte. Herr Oberpräzeptor Gaupp nahm sich meiner besonders liebreich an und behandelte mich als einen einundzwanzigjährigen Menschen unter Knaben von zwölf bis vierzehn Jahren mit vieler Rücksicht, wiewohl ich alles that in der Schule, wie jene auch, und mich dessen nur schämte, wenn ich es schlechter machte. Die grammatischen Fehler, die ich in meinen Uebersetzungen hatte, erschienen mir als Capitalverbrechen und wenn ich nach einem Monat keine Fortschritte bemerkte, war ich sehr unzufrieden mit mir und fing an zu zweifeln. Doch beruhigte mich dann der Gedanke: „Will der liebe Gott, daß Du noch studieren sollst, so wird er Dir schon helfen, ists sein Wille nicht, nun, so ist es auch kein Schade für Dich!“ So fuhr ich betend und arbeitend ruhig fort. Gern setzte ich mich, wie in der Zeichnenstunde, auch unter kleine Kinder, wenn ich nur etwas lernen konnte. Im Frühling 1828 hatte ich im Griechischen und Lateinischen die ältern Schüler eingeholt und auch noch das Hebräische angefangen.

Herrn Dr. Bahnmaier war, wie aus allem hervorgeht, jetzt mein Schicksal in die Hände gelegt, und von dessen Urtheil, das ich als eine göttliche Entscheidung zu betrachten entschlossen war, hatte ich es gleich bei meinem Eintritte in Kirchheim abhängig gemacht, ob ich die zur Theologie nothwendigen Kenntnisse mir noch erwerben könne oder nicht, und ob ich daher fortfahren sollte, oder der andern Neigung, mich mit allem Eifer auf Musik zu legen und dann Organist und Lehrer zu werden, folgen müßte. Er hatte es nun für zweckmäßig gehalten, daß ich noch einige Zeit nach Eßlingen ginge, um unter Leitung des Herrn Rektor Eytel meine Sprachstudien dort fortzusetzen und daneben das Schullehrer-Seminar zu besuchen, um mir noch vor Abgang auf eine Universität, zugleich einige Kenntniß in der Pädagogik und Didaktik zu erwerben. So schwer es mir nun auch werden mußte, ein Haus zu verlassen, in welchem ich seit anderthalb Jahren so glücklich gewesen und mir so viel Liebe zu Theil geworden war, zumal da ich nicht einmal wußte, wie ich in Eßlingen meine Ausgaben bestreiten und noch viel weniger, mit welchen Mitteln ich in Tübingen studieren sollte, entschloß ich mich dennoch, im festen Vertrauen auf den lebendigen Gott, der mir bisher Mittel und Wege zum Ziele geöffnet und meine Bemühungen gesegnet hatte, in diese Veränderung einzugehen und verließ am 6. Juni 1828 Kirchheim. Welche Gefühle des Dankes gegen Gott und Men-

ſchen, der Hoffnung und des Zweifels, der bangen Erwartung und der frohen Zuverſicht, der Freude und des Schmerzens, erfüllter und gebrochener Gelübde gegen meinen treuen Heiland und Führer, den ich nun ſchon beſſer als früher kennen gelernt hatte, demüthigend und erhebend in meiner Seele auf- und niedertauchten, habe ich theils in Briefen und Tagebüchern ausgeſprochen, theils ſteht es, wie ich hoffe, mit unverlöſchlichen Zügen, wie ſo Manches, in meinem Innern geſchrieben.

In Eßlingen kam ich anfangs zu einem alten Manne vorläufig in Koſt und Logis, der als Separatiſt mit vielen trefflichen Eigenſchaften auch manche ſehr läſtige verband und mir den Abſtand zwiſchen Kirchheim, wo ich in einem freundlichen und liebreichen Familienkreiſe gelebt hatte, nur noch fühlbarer machte. Beſonders war er in den erſten vierzehn Tagen mißtrauiſch gegen den Ernſt und die Entſchiedenheit meiner chriſtlichen Geſinnung und ſetzte ſeinen ſcharfen Probierſtein oft ſo ſtark an, daß mein innerſtes Gefühl dadurch nicht wenig verletzt wurde. Ging ich z. B. ins Seminar, um dort mit den Seminariſten zu ſingen, ſo erzählte er mir, wie auch einer von Schaffhauſen gekommen, oft zum Singen gegangen und zuletzt eine Sängerin geheirathet habe. Nämlich ein wackerer chriſtlicher Lehrer hatte ein rechtſchaffenes Mädchen zur Gattin erkoren. Kam ich vergnügt nach Hauſe und war entzückt über die

ſchönen Umgebungen von Eßlingen und die herrlichen Wälder von Obſtbäumen, ſo fing er an, von den finſtern unheimlichen Regionen der unſeligen Geiſter, die Chriſtum verworfen und vielleicht auch von dem verödeten Weinberge des Herrn zu ſprechen, der ſtatt Trauben Herlinge trägt; ſprach ich vom Himmel, ſo ſprach er von der Hölle; von der Seligkeit, ſo hob er die Verdammniß hervor. Einmal, da ich heiter war und vergnüglich mit ihm ſprach, antwortete er: „Sie können nichts als lachen.“ Der gute Mann wußte nicht, daß es ein beſonderes Gnadengeſchenk des Herrn war, daß ich in jener Zeit, wo ich im Verborgenen viel kämpfte, betete und wohl auch mitunter weinte, dennoch, im feſten Vertrauen auf die ewige Gnade Gottes und Treue eines allmächtigen und allwiſſenden, mit unendlicher Liebe und Barmherzigkeit auch mich umfaſſenden Heilandes, getroſt und heiter im Umgang mit andern Menſchen ſein konnte. Wirklich wurde er auch immer milder und liebreicher gegen mich und die dankbare Anerkennung ſeiner im Grunde edlen und wahrhaft chriſtlichen Denkweiſe, wobei er gegen andere nur in der Form fehlte, erfordert es zu ſagen, daß er, als ich nach einem Monat ein paſſendes Logis gefunden hatte, auch nicht das Geringſte von mir nahm und mich nachher, ſo oft ich ihn beſuchte, mit großer Liebe empfing.

Ich beſuchte das Pädagogium und machte dem lieben Herrn Rektor Eytel, in deſſen Hauſe ich wie

in dem des Herrn Decan Herwig und des Herrn Prälaten Denzel, ſtets die freundlichſte Aufnahme fand, durch fleißiges Ueberſetzen ins Lateiniſche und Griechiſche viel zu ſchaffen, ſowie er mir auch noch jeden Sonntag eine Stunde im Hebräiſchen gab. Doch fühlte ich bald, daß der Unterricht für die weit jüngern Schüler nicht mehr paſſend für mich war, da ich zu langſam vorrückte, und beſuchte daher das Pädagogium nur noch in einigen Stunden, während ich, in der Unmöglichkeit Privatſtunden zu nehmen, meiſt für mich allein arbeiten mußte. Ich las den Livius, J. Cäſar und Anderes und ließ mir das Ueberſetzte immer von Herrn Rektor Eytel corrigiren. Manchmal fiel ich mit meinen lateiniſchen Arbeiten auch dem lieben Decan Herwig beſchwerlich, der gar herzlichen Antheil an meinen Beſtrebungen nahm. Bisweilen beſuchte ich auch den alten ehrwürdigen Senior Köſtlin, der ſich gern in ein erbauliches Geſpräch mit mir einließ. Im Griechiſchen beging ich die Thorheit, zu viel Grammatik zu ſtudieren, die ich wieder vergaß, während ich lieber auch brav griechiſche Autoren hätte leſen ſollen. Daß dieſer Weg, wo ich oft, mir ſelber überlaſſen, Etwas nur mit vieler Anſtrengung herausbrachte, das an der Hand eines Lehrers leicht würde geweſen ſein, ein ſehr mühſamer und beſchwerlicher ſein mußte, läßt ſich leicht denken, und ich werde mich nicht irren, wenn ich ſage, daß ich unter günſtigeren Umſtänden ein noch einmal ſo guter Philolog gewor-

den wäre. Es hat indeſſen Gott immer gefallen, mich auch beſchwerliche Wege zu führen, und muß demnach heilſam geweſen ſein. Im Seminar beſuchte ich einzelne Stunden, wo Herr Prälat Denzel Methodik vortrug, oder ich las ſeine und Niemeyers Schriften über Unterricht und Erziehung. Uebrigens war ich in Anwendung meiner Zeit pedantiſch und thöricht, denn ich aß eilig zu Mittag, wandelte leſend in einem Buche unter den Bäumen bis ein Uhr, und ſtand dann in der Regel bis acht Uhr am Pult, wo ich den ganzen Tag bald im Griechiſchen, bald im Lateiniſchen, bald im Hebräiſchen überſetzte und memorirte. Sehr früh wachte ich auf und arbeitete wegen der Kälte im Bett, weil ich das Holz ſparen mußte. So habe ich größtentheils den Livius geleſen, indem das Lexicon neben mir auf dem Ofen lag. Die nachtheiligen Folgen dieſer Lebensart in einer Zeit, da ſich der Körper noch entwickelt, fing ich bald an, zu fühlen, und will eine ſolche daher Jedermann ernſtlich abrathen.

Bald nach meiner Ankunft in Eßlingen erhielt ich von den Meinigen einen Brief, worin ſie mir ſchrieben, daß mein Vater ſchon ſeit geraumer Zeit kränklich und zu allen Geſchäften untüchtig ſei und vielleicht nicht mehr lange leben werde. Da gedachte ich lebhaft der früheren Zeiten und wie viel mein lieber Vater, bei ſehr beſchränkten Mitteln, für mich gethan hatte und es entſtand in mir der Wunſch, ihm, wenn ich könnte, noch eine Freude zu machen.

Da ich mir ungefähr denken konnte, wie es mit den ökonomischen Verhältnissen bei einer so langwierigen Krankheit meines Vaters stehen müsse, schrieb ich an Herrn Rheinthaler, Vorsteher des Martinstiftes in Erfurt, der sich als ein Verehrer Falk's verbindlich gemacht hatte, mir jährlich einen Beitrag von fünfundzwanzig Thaler zukommen zu lassen, denselben, für dieses und die nächsten paar Jahre, meinen Eltern zu senden. Er that es, und mit der nächstfolgenden Nachricht vom Tode meines lieben Vaters erfuhr ich zugleich, daß ich meinen Zweck noch erreicht und mein Brief, sammt dem Gelde von Rheinthaler, ihn noch lebend getroffen hatte. Ich hatte es im Vertrauen auf Den gethan, der zu allen Herzen der Menschen und zu allen Schatzkammern der Welt die Schlüssel in Händen hat, und mir, wenn es sein Wille war, daß ich studieren sollte, auch auf andern, mir freilich völlig unbekannten Wegen, helfen konnte. In diesem Vertrauen, das mich mehr oder weniger, nicht um meiner Gerechtigkeit, sondern um der Barmherzigkeit Gottes willen, durch's ganze Leben hindurch bis diesen Augenblick begleitet hat und je in den bedenklichsten Umständen am stärksten war, konnte ich es sogar wagen und der Frau Legationsräthin Falk wiederholt abrathen, mir weiter ihren Beitrag von funfzig Thalern jährlich zu senden, da sie für ihre eigenen Kinder genug zu sorgen habe; sie schickte aber noch mehrmal, bis sie es auf mein wiederhaltes Abmahnen einstellte.

Nachdem ich mehrere Jahre gewartet hatte, um zu ſehen, wo es hinaus wolle und welchen Beruf ich ergreifen werde, ſchrieb ich endlich an einige entfernte Freunde, bei denen ich mich auf meinen Reiſen für's Falk'ſche Inſtitut länger aufgehalten hatte, unter andern auch an Prediger Molenaar in Crefeld, ohne jedoch, was meinem Gefühl überall immer widerſtrebte, ſie um Unterſtützung zu bitten. Ich hatte alſo, menſchlich geredet, keine Zuflucht mehr, als das liebe Haus in Kirchheim, dem ich, obgleich mir die Erlaubniß gegeben war, mit meinen Bedürfniſſen durchaus nicht allzuläſtig werden wollte. Da ich mir die beiden oder doch beſtimmt die eine jener Unterſtützungen ſelbſt entzogen hatte, ohne davon etwas zu ſagen, wußte eigentlich Niemand in der Welt, wie es um mich ſtand. Zugleich berührte mich die eingelaufene Todesnachricht von meinem Vater ſehr ſchmerzlich, denn ſie rief mir alles Gute, das er mir, und das wenig Gute, das ich ihm gethan hatte, in's Gedächtniß zurück, ſo daß ich bisweilen auf meinem ſtillen Stübchen plötzlich in Thränen ausbrechen mußte; dabei litt ich noch körperlich, hätte keinen Freund, mit dem ich eigentlich traulichen Umgang pflegen konnte, und allmählig war in dem neuen Quartier bei Nadler Wentſcher ein Vierteljahr verfloſſen, ohne daß ich auch nur im Geringſten wußte, wie oder woher ich Koſt und Logis bezahlen, oder auch nur Holz auf den Winter kaufen wollte. Doch wurde ich nur immer in Stunden der Verſuchung

wegen meiner äußern Lage muthlos und war vielmehr im Ganzen voll Glaubens und Gottvertrauens, und meine Spaziergänge wurden immer mehr ein langes ununterbrochenes Gebet, zu einem Gespräch des Herzens mit dem Herrn. Eine sehr gesegnete Zeit! Ich war über den, wie es mir vorkam, neuen Fund, den ich gethan hatte, daß wahres Christenthum nur in der tiefsten Demüthigung und dem Wegwerfen aller eigenen Gerechtigkeit vor Gott bestehe, als einer wichtigen Entdeckung sehr vergnügt, und umfaßte daher mit meinem Glauben um so kräftiger meinen Heiland, je elender und hülfloser ich mir selbst vorkam. Da lernte ich, was es heißt, daß der Herr in den Schwachen mächtig ist, und der Glaube Berge versetzt.

Endlich ging ich im Oktober 1828, nachdem ich, freilich ohne großen Erfolg, drei oder vier Wochen der Vakanz auf das Studium der Geometrie verwendet hatte, nach Kirchheim, und hier wurde meinem Bedürfniß sogleich abgeholfen. Es dauerte auch nicht lange, so wurde mein Vertrauen noch auf andere Weise gerechtfertigt, indem ich, völlig unerwartet, von Prediger Molenaar in Crefeld einen Wechsel von funfzig Gulden erhielt, der durch ihn und einige Freunde zu Stande gekommen war. Den Winter über setzte ich nun meine Arbeiten fort und wollte im Frühjahr oder nächsten Herbst nach Tübingen; wußte aber schlechterdings nicht, wie oder womit. Da erfuhr ich auf einmal vom Herrn Prälaten Denzel,

daß er meine von mir in Kirchheim aufgesetzte Lebensgeschichte lese und ich wahrscheinlich vom König einen Freitisch in Tübingen erhalten werde. Die Frau Herzogin Henriette von Württemberg hatte durch die Hand des lieben Herrn Dr. Bahnmaier jenen kleinen Aufsatz zu lesen bekommen und ihn dem Könige mitgetheilt, von welchem er dem Studienrath und von diesem dem Herrn Prälaten Denzel zugesandt worden war, um über mich zu berichten. Es dauerte nicht lange, so erhielt ich durch ein Rescript den Freitisch in Tübingen auf zwei Jahre, und nach einiger Zeit erfuhr ich, daß ich durch Vermittelung des Herrn Dr. Bahnmaier bei Herrn Dr. Steudel noch Logis finden werde.

So in meinem Glauben gestärkt, ging ich im Frühling 1829 nach Tübingen, wo ich beim lieben Herrn Dr. Steudel, bei dem ich vor einigen Jahren als Falk'scher Apostel gewesen war, sehr freundliche Aufnahme fand. Im ersten Semester hörte ich meist philosophische Vorlesungen. Letztere machten einen sonderbaren Eindruck auf mich. Ich war bei meiner mangelhaften Vorbereitung mit der wissenschaftlichen Terminologie gänzlich unbekannt, da standen mir oft die Gedanken stille und ich wußte nicht recht, wo ich's fassen und greifen sollte. In der Logik gedachte ich, richtig denken zu lernen, und wußte nun gar manchmal mitten in der Vorlesung weder richtig noch unrichtig zu denken. Da schlug ich mich endlich zu

einem Freund Krapf, dem jetzigen Miſſionar in Africa, der ebenſowenig philoſophiſche Begriffe hatte, als ich, um, neben den übrigen Vorleſungen, noch gemeinſchaftlich Sigwarts Methaphyſik zu ſtudieren. Standen nun hier unſere Gedanken zwar nicht ſtille, ſo liefen ſie doch ſo confus durcheinander herum, daß ſie ſich gegenſeitig nur den Weg verſperrten, weswegen wir es für gerathen hielten, daß jeder wieder für ſeine Perſon allein ein Philoſoph zu werden ſuche, ohne den Andern in Mitleidenſchaft zu ziehen. Ich las nun fleißig philoſophiſche Schriften und fand mich allmählig eher zurecht, ja, würde vielleicht in andern Verhältniſſen und bei einer andern Richtung meines innern Lebens dieſe Studien mit einer gewiſſen Vorliebe getrieben haben. Doch, ich war in meiner Zeit beſchränkt und mußte ſchon im andern Semeſter theologiſche Vorleſungen hören. Ich benutzte die mir dargebotene Gelegenheit, ſo gut ich konnte und es war eine bekannte Sache unter meinen Freunden, daß ich ſehr fleißig ſei. Ich wußte wohl warum. Andere hatten die Dinge auf Gymnaſien und Seminarien gelernt, mit denen ich mich noch auf der Univerſität herumſchlagen mußte, und während Andere vier bis fünf Jahre ſtudierten, wußte ich immer nicht, wann meine Univerſitätsjahre zu Ende gehen würden. So ſtand ich regelmäßig um vier oder fünf Uhr, auch im Winter, auf und betrachtete es mit Recht immer als eine beſondere, weiſe und treue Führung Gottes, daß

ich im Hauſe des lieben Herrn Dr. Steudels war, den ich in Allem befragen durfte.

Doch wurde ich mitunter durch körperliche Zufälle ſehr am Studieren verhindert. Ich konnte zuletzt weder Sitzen noch Stehen mehr vertragen und ſtudierte ſo den ganzen Tag auf- und abgehend. Während Andere Auszüge machten, las ich dafür ein gutes Buch wiederholt durch, manches ſechs bis ſieben mal. In dieſem Stück war ich ſehr beharrlich und trieb den ganzen Tag das Gleiche, wenn es auch der allertrockenſte Gegenſtand war. Das Bretſchneiderſche Lexikon zum Neuen Teſtament habe ich ſo mehr als einmal durchgemacht, um das Aufſchlagen beim Leſen zu erſparen. Ich hörte aber in einem Zeitraum von zwei Jahren die meiſten geforderten Vorleſungen, nur die, welche practiſche Theologie betrafen, ausgenommen. Daß ich nicht Zeit genug fand, ſie alle gehörig zu verarbeiten, iſt nicht zu verwundern, denn daneben las ich auch noch intereſſante philoſophiſche Schriften, die gerade curſirten, und ſtudirte mehrere Dogmatiken, endlich auch mit Fleiß die Schleiermacherſche, über welche in allen theologiſchen Zirkeln ſo viel disputirt wurde, daß ſie zu kennen nothwendig war. Für die hiſtoriſche Theologie hatte ich auf der Univerſität die wenigſte Zeit übrig, wiewohl ich ſie nicht ganz vernachläſſigte, und meine Dogmengeſchichte, die ich bei Dr. Baur hörte, großentheils repetirte, auch Neanders Kirchengeſchichte las, ſoweit ſie herausgekommen war.

Auch mehrere Commentare ging ich, neben den exegetischen Vorlesungen bei Herrn Dr. Steudel, Schmid, Baur, Kern durch und fand am Lückeschen und an dem von Olshausen am meisten Geschmack. Von den lieben Freunden, welche theils damals schon entschieden christlich gesinnt waren und mit mir in eine Erbauungsstunde gingen, die gewöhnlich von einem Repetenten geleitet wurde, oder theils später es geworden sind, bekam ich Bücher, so viel ich lesen konnte, sowie von Herrn Dr. Steudel, und hatte in dieser Beziehung wenige oder gar keine Ausgaben. Unter jenen besondern Freunden war der selige Hofacker, der jetzige Prälat Kapff, der jetzige Professor Dorner, die jetzigen Pfarrer Ostertag, Schaufler, Dierlamm u. s. w. Durch die Eile aber, in welcher ich alles that, kam ich in ein unruhiges Treiben hinein, und es schien beinahe mitunter, als wollte ich sehr thöricht dem großen Götzen „Wissenschaft" eifriger nachlaufen, als auf die Fußstapfen des lebendigen Gottes merken, die in meinem eigenen Leben zu finden waren. Durch eine ruhige Betrachtung früherer Erfahrungen fand ich jedoch immer wieder das Gleichgewicht, und der Geist des Gebets wich nicht von mir.

Da ich neben meinem Freitisch auch von Weimar noch einigemal etwas bekam, so lebte ich, bei freilich sehr großer Sparsamkeit und Zurückgezogenheit ziemlich sorgenfrei. Da ich wußte, wie sehr ich Ursache zu sparen hatte, so lebte ich außerordentlich diät; aß

bloß zu Mittag und begnügte mich Morgens und Abends, so lange es mein Magen vertrug, mit einem Stück trocknen Brodes, das ich für einen Kreuzer holen ließ. Nie aber zählte ich mein Geld und wußte auch nie, wie groß der Vorrath noch sei. Ohne Sorgen wollte ich Tag für Tag aus der Hand des Herrn leben und keine ängstliche Berechnung anstellen. Im Glauben an dem lebendigen Gott hatte ich alles, was ich brauchte. Nach zwei Jahren hörte der Freitisch auf; ich sah, daß in meinem Koffer noch Etwas übrig geblieben war, und wurde weiter nicht beunruhigt. Zudem war das liebe Decanathaus in Kirchheim die ganze Zeit über mein eigentlicher Stütz- und Ruhepunkt gewesen; dahin kam ich in jeder Vacanz; dort schüttete ich mein Herz aus; dorther war ich des freundlichsten und väterlichsten Beistandes auch jetzt immer noch gewärtig und es wurde sogar ernstlich die Rede davon, daß ich noch ein Jahr nach Berlin gehen sollte, wohin mich Professor Neander, dessen Bekanntschaft ich im Steudelschen Hause gemacht hatte, sehr freundlich einlud. Einen Theil der Vacanz brachte ich auch gewöhnlich in einem lieben Hause in Stuttgart (bei Professor Hoffmann, dem Tochtermann des Hauses) zu, wo sich unbemerkt und ungesucht meine Casse vermehrte. So viele Beweise von der Hülfe des Herrn ließen mich zuletzt auch das Unmöglichscheinende für möglich halten und mit festem Vertrauen blickte ich in die Zukunft. Eines Tages ging

ich, in mich gekehrt, in der Stadt herum. Da dachte ich an meine kranke Mutter, eilte sogleich nach Hause, packte einige Louisd'or zusammen und schickte sie fort zu ihrer Unterstützung.*)

*) Ein weiter unten mehrerwähnter Universitäts- und nachheriger Hausfreund des Seligen, Herr Dr. Eduard Eyth, Professor am evangelischen theologischen Seminar in Schönthal, hat über die Tübinger Zeit desselben einige Mittheilungen zu machen die Güte gehabt, welche hier ihren Platz finden mögen.

„Den seligen Denner lernte ich kennen, als ich, das Stift verlassend, meine Wohnung im Hause des seligen Dr. Steudel nahm. Der untere Stock des Hauses wurde von Studenten bewohnt; Schwaben, Schweiz und Thüringen waren vertreten. Die Verschiedenheit der Abstammung verläugnete sich nicht in einzelnen Folgen, aber im Durchschnitt bildete sich allmählig das anmuthigste Verhältniß, wobei Denners Herzlichkeit, Kindlichkeit, Offenheit, ungefärbte, anspruchlose, von der Aeußerlichkeit und ihren Vergnügungen sich zurückziehende, aber dennoch nicht im Mindesten pedantische, sondern oft recht von Herzen fröhliche Frömmigkeit das Meiste zu Frieden und Freundschaft beitrug. Sein Stubengenosse war der durch seine Schriften in Deutschland, und noch mehr in der Schweiz wohlbekannte, biedere Schweizer, Carl Steiger, Verfasser der „Wochenpredigten", eines „biblischen Gebetbuches" und noch mancher anderen, durch Gemüthlichkeit und Sinnigkeit sich auszeichnenden Schriften, der — längere Zeit kränklich — zuletzt in Stuttgart als resignirter Kirchenrath starb. Der Stubennachbar war ein Schwabe, ein Original in anderer

Im Sommer 1830, da ich noch nicht viel über ein Jahr ſtudiert hatte, war ich auf eigene Weiſe zu

---

Weiſe, ein wohlmeinender, im Grunde edler Menſch mit der ſeltſamſten Miſchung von Pietismus und Rationalismus, anerkannt der fleißigſte Student der Univerſität, ordnungsliebend bis in's Lächerliche, (jeder Fenſterriegel hatte ſeine Stellung); ein Minutenzähler unter allen Umſtänden, reich an unzähligen Manuſcripten durch Uebermaß des Beweiſens ein warnendes Exempel, wie dadurch nicht nur der Leib zum Siechthum gelangt, ſondern auch die Seele mit ihren Kräften ſich abſtumpft. Gegenüber wohnte ich. Es war eine unglückliche Zeit meines Lebens, da ich dem Erblinden nahe war und gegen zwei Jahre hindurch mich des Leſens und Schreibens enthalten und doch ſtudieren mußte. Neben einer ganz eigenthümlichen Methode des Studiums, wozu mich dieſe Lage zwang, waren es beſonders meine Freunde, die mir durch Vorleſung, Mittheilung des Reſultats ihrer Lectüre, Austauſch der Gedanken im Geſpräche u. dergl. meine trübe Gegenwart aufs Weſentlichſte erleichterten. In äſthetiſchen und ähnlichen Dingen habe ich hier die als Profeſſoren in Tübingen geſtorbenen Freunde R. Köſtlin und Fallati; für die Theologie den jetzigen Bibliothekar Klüpfel in Tübingen und Dr. Donner in Göttingen; vor Allem aber meinen lieben Denner zu nennen, der mit unermüdlicher Geduld und Treue in harmloſer Aufopferungsfähigkeit mir faſt täglich ſtundenlang vorlas und ſogar im Winter mich oft ſchon Morgens fünf Uhr zu dieſem Zwecke weckte, nachdem er ſelbſt zuvor bei mir eingeheizt hatte. Dann ſaß er an meinem Bette, das ich ſelbſt nicht zu ver-

meiner erſten Predigt gekommen. Ein Freund hatte auf den Feiertag Peter und Paul in einem Dorfe, drei Stunden von Tübingen, für den erkrankten Pfarrer zu predigen verſprochen. Da er ſich unwohl fühlte, kam er Tags zuvor, da ich gerade in einer Vorleſung war, zu mir und fragte mich, ob ich nicht für ihn predigen wolle, er ſei in großer Verlegenheit. Ich ſchlug es jedoch geradezu ab, ich könne noch nicht predigen, ſagte ich, er möge einen andern ſuchen. Nach dem Eſſen kam ich, wie häufig, zu dieſem nämlichen Freunde, wo er mir auf's neue anlag. Ein anderer Freund (Albert Oſtertag und Schauffler) vereinigte ſich mit ſeiner Bitte und gemeinſchaftlich drangen ſie in mich, doch die Predigt zu übernehmen. Es ſei gut, daß ich einen Verſuch mache, einmal müſſe ich doch anfangen, es ſei Heuernte und kommen wenig

---

laſſen brauchte, bis um acht Uhr das erſte Collegium ihn und mich abrief. Wie klein war meine Gegenleiſtung, indem ich ihm, beſonders im Griechiſchen, noch einigen nachhelfenden Unterricht ertheilte. Gott vergelte es ihm.

Im Aeußeren ging es bei ihm natürlich ſparſam zu. So wenig Bedürfniſſe er hatte, ſo waren doch oft die Mittel noch geringer. Aber er verlor nie den ungetrübten Muth des kindlichen Glaubens, der oft merkwürdig belohnt wurde. So fand er einmal in Zeit der Noth unten in ſeinem Koffer ein ganz artiges Päckchen Geld, von dem er rein nicht wußte, wie es hineingekommen war. —

Zuhörer; wenn ich ein Viertelstündchen predige, sei es genug, und was der Gründe mehr waren, durch welche sie mich zu bestimmen suchten. Endlich ließ ich, aus Rücksicht für den kranken Freund, der bei der schönen Witterung mit den Andern einen Ausflug machen wollte, bestimmen. Es war aber schon zwei Uhr, und ich mußte denselben Tag noch drei Stunden weit gehen und hatte keinen Buchstaben von einer Predigt. Ich ging nun eilig nach Hause, lernte das Evangelium auswendig und kleidete mich an. So gerüstet machte ich mich auf den Weg und dachte darüber nach, wie und was ich predigen wollte. Endlich hatte ich ein Thema und einige Theile; da kam ein Bauersmann aus dem Orte, der zu den Pietisten gehörte, dieser ließ sich in ein Gespräch mit mir ein und ersuchte mich, daß ich es beim Herrn Pfarrer doch dahin bringen möchte, daß man wegen der Heuernte früher in die Kirche ginge, weil die Leute dann eher kommen könnten; was ich zu thun versprach. Endlich in Gültstein angelangt, unterhielt ich mich eine Stunde mit dem kranken Herrn Pfarrer, der zu seiner Erbauung und Vorbereitung auf sein baldiges Ende Walther Scott's Roman las, und bat ihn wirklich, ohne daran zu denken, daß ich längere Zeit wohl nöthig hätte, ob ich nicht die Kirche früher halten dürfte, was ihm ganz recht war. Endlich wurde zu Nacht gegessen, und es war schon neun Uhr, da wurde es mir auf einmal, in Gedanken an meine Predigt, ganz heiß und ich

bat, mir mein Zimmer anzuweiſen, ohne natürlich zu äußern, wie ſchlecht ich beſchlagen war. Hier ſetzte ich mich nun hin und fing in großer Noth zu ſchreiben an, was ich unterwegs gedacht hatte. Nach zwölf Uhr hatte ich ein Predigtlein und fing noch an zu memoriren, indem ich Manches in meiner Predigt verſetzte und Manches hinzufügte, ſo daß die untenwohnenden Leute nicht recht wußten, was es oben noch für einen Rumor gab. Dann ſchlief ich einige Stunden und fing bei guter Zeit wieder an zu memoriren. Um halb ſechs kam der Bote, der mich auf's Filial führen ſollte, wo ich zuerſt predigen mußte. Als ich ankam, ließ ich mir die Liturgie bringen, wählte Gebete und Lieder und ließ ausläuten.

Die Sakriſtei war abgeſchloſſen und eine ſteile Treppe führte aus derſelben auf die Kanzel. Mit ſchwerem Herzen ſtieg ich hinauf, in der Meinung, es liege überall eine Bibel auf der Kanzel. Allein, oben angekommen merkte ich das Gegentheil, und da ich mich fürchtete, das Evangelium auswendig zu ſagen, mußte ich wieder hinunter. Da wurde aber die Noth noch größer; denn unter allen Büchern fand ich keine Bibel. Endlich erwiſchte ich das mir unbekannte Evangelienbüchlein, blätterte und fand meinen Text und wollte nun eilig die Treppe hinauf. Doch, ungewohnt des langen Kirchenrockes, trat ich darauf, daß alle Knöpfe von oben bis unten aufgingen, und ich beinahe rücklings herunterfiel. Ich raffte mich wieder zuſam-

men und kam außer Athem auf der Kanzel an. Die kleine Kirche war sehr voll und die Männer standen mir sehr nahe. Meine Predigt legte ich vor mich, und eben wollten die letzten Töne der Orgel verhallen, da kam ein Windstoß, oder ein Aermel vom Kirchenrock an meine Predigt, und die einzelnen Blätter derselben flogen auf den Köpfen meiner Zuhörer herum. Als ich das bemerkte, war es, als schütte man kaltes Wasser über mich; aus der ungeheuren Aufregung und Angst wurde eine ruhigere Stimmung; ich seufzte innerlich; „Herr, jetzt mußt Du helfen, sonst bin ich verlassen!“ Die mir nahe stehenden Männer winkten einander zu und sagten: „Man muß em bringe, man muß em bringe!“ Da dieß aber bei den einzelnherumfliegenden Blättchen sehr schwierig war, und ich keinen Wink gab, so hieß es: „Er kann's so, er kann's!“ Wirklich half mir auch Gott, und es ging vielleicht besser, als wenn ich meine Blättchen gehabt hätte, wo, was vorn hin gehörte, bisweilen hinten stand und umgekehrt.

In der nächsten Vacanz predigte ich auch in Gegenwart des lieben Herrn Dr. Bahnmaier und meines ehemaligen Lehrers Herrn Oberpräzeptor Gaupp in Oethlingen. In der Ostervacanz 1831 ging ich nach Basel, um Herrn Spittler, durch welchen ich nach Kirchheim gekommen war, zu besuchen, und hielt auf seine Veranlassung eine Erbauungsstunde im Fälkli. (Spittler's Behausung.) In Tübingen hielt ich

abwechselnd mit mehreren Anderen unter Leitung des Herrn Dr. Schmid, dem man eine Dispoſition überreichen mußte, die Spitalſtunde, was eine gar gute Uebung war.*)

Nächſten Herbſt gedachte ich in's Prediger-Inſtitut zu treten. Doch Gottes Wege ſind nicht unſere Wege und ſeine Gedanken nicht unſere Gedanken; ſo weit der Himmel höher iſt denn die Erde, alſo ſind auch ſeine Gedanken höher denn unſere Gedanken und ſeine Wege denn unſere Wege. Gegen das Ende des Sommerſemeſters 1831, alſo nachdem ich zweieinhalb Jahr ſtudiert hatte, erhielt ich durch Herrn Spittler eine Aufforderung, Lehrer eines jungen Mannes zu werden, der damals in einer Penſion in Lauſanne war, und mit welchem ich ſpäter nach Deutſchland gehen und einige Reiſen machen ſolle. Man ſagte mir, die Familie des jungen Le Grand, ſo hieß

*) Zu dieſen Vorträgen und Katechiſationen bei den Hoſpitaliten, worunter viel Geiſtes-Schwache waren, war wenigſtens unter den Studierenden gewiß kein Anderer ſo geeignet, als ſeine demüthige kindliche Seele, — dieſe wahre anima candida — ſo bezeugt Profeſſor Eyth, welcher zugleich ſich erinnert, wie dieſer fromme, ernſte Student dennoch ſeine freie Heiterkeit bewahrte und ſelbſt an Studentenſachen (die mit keiner Unſittlichkeit oder Rohheit verbunden waren,) im engern Kreiſe mit harmloſeſter Fröhlichkeit ſeinen beſcheidenen Antheil nehmen konnte. Einen geſunden, friſchen Humor hat er bis zuletzt gehabt.

er, sei eine sehr vorzügliche Familie, und ich werde wohl thun, das Anerbieten anzunehmen. Anfangs war es mir eigentlich ganz zuwider; ich war mitten im Studium der Theologie begriffen und hatte mir später noch auf Berlin Hoffnung gemacht. Eine solche Unterbrechung schien überhaupt meine ganze Laufbahn auf bedenkliche Weise zu unterbrechen und das Ziel entweder ganz zu verschieben, oder in weite Ferne hinauszurücken. Des bloßen Mangels an äußern Mitteln wegen nun aber noch aufzuhören, ungeachtet früherer Erfahrungen von der Durchhülfe des Herrn, erschien mir thöricht und ungläubig. Ich schrieb nach Kirchheim und Basel und sagte im letzteren Briefe an Herrn Spittler: „Ja, wenn ich Gewißheit hätte, daß ich nach nicht allzulanger Zeit noch ein Jahr auf eine Universität gehen könne, würde ich mich eher entschließen.“ Dieß war auch die Ansicht des lieben Herrn Dr. Bahnmaiers in Kirchheim. Anfangs wollte ich das Gesuch ohne Weiteres geradezu ablehnen, weil es mir gar zu quer und ungeschickt zu kommen schien; bei näherer Erwägung und Ueberlegung meiner ökonomischen Lage, in welcher ich ganz von Unterstützung abhängig war, fand ich aber, daß es doch besser wäre, wenn ich mir selbst so viel erwerben könnte, als zur Vollendung meiner Studien nöthig sein würde, und daß ich sogar die Pflicht hätte, eine Gelegenheit, die mir dazu gegeben würde, zu benutzen. Doch, die Bedingung, daß ich dadurch nicht von meinem Berufe

abkäme, hatte ich auf's bestimmteste gemacht. So wartete ich nun auf Antwort, während alle Studenten bereits in die Vacanz waren. Endlich kam ein Brief von Herrn Friedrich Le Grand, Fabrikherrn in Foudray im Steinthal, worin er mich bat, so bald als möglich zu kommen. In der Meinung, die Bedingung sei angenommen, holte ich den folgenden Tag meine Zeugnisse, nebst einem Paß, packte meinen Koffer, wobei ich angenehm überrascht wurde, daß ich fünf Louisd'or fand, von welchen ich gar nichts wußte, und ging in aller Frühe nach Stuttgart. Ein einziger noch zurückgebliebener Freund, Bender aus Darmstadt begleitete mich. Es wurde mir aber sehr schwer, so daß es nicht ohne Thränen geschah.

Von Stuttgart ging ich noch einmal nach Kirchheim, um zu sehen, ob Herr Dr. Bahnmaier mit meinem Schritt zufrieden sei und als ich dieß fand, war ich ruhig. Herr Haering in Stuttgart aber meinte, es sei ein zu schneller Entschluß, ich solle wieder nach Tübingen zurück, was ich aber um keinen Preis mehr thun wollte. Dennoch setzte ich mich in Stuttgart auf den Eilwagen nach Straßburg und ging von da in's Steinthal nach Fouday, wo ich auf eine sehr liebreiche und freundliche Weise aufgenommen wurde. Eine Woche blieb ich dort und unterhielt mich sehr viel mit dem Herrn Le Grand, der mich auf Oberlin's Grab führte und mir Vieles von diesem Manne Gottes erzählte, der so lange segensreich in diesem abge-

legenen Thale der Vogeſen gewirkt hatte. Auch zum alten ehrwürdigen Großpapa, der ſo viele Jahre in Gemeinſchaft mit Oberlin gewirkt hatte, mußte ich. Bald kamen wir in unſeren lebhaften Unterhaltungen, in welchen der edle Greis, der bald ganz erblindete, mich kennen lernen wollte, auch auf die Verſöhnungslehre zu ſprechen, bei welcher Gelegenheit ich erklärte, mit ihm nicht übereinſtimmen zu können, da er Chriſti Opfertod nicht gelten laſſen wollte. „Ei was!“ ſagte der edle Greis, „da dürfen Sie nicht mit mir übereinſtimmen, ſonſt könnten Sie nicht der Lehrer meines Neffen werden.“ Er erzählte dann, wie er da eine andere Anſicht habe, als ſeine Kinder, fügte aber, bis zu Thränen gerührt, hinzu, wie ſehr er Gott danke, daß alle ſeine Kinder einen ſo frommen und chriſtlichen Sinn hätten. Ich fühlte bald, mit was für einem Mann ich es zu thun hatte, und mit welcher edlen chriſtlich geſinnten Familie ich in Verbindung getreten war; jetzt war daher meine größte Sorge, wie ich meine neue Stelle gehörig ausfüllen ſollte. Denn der junge Mann war ſchon im ſiebenzehnten Jahre und es hätte leicht ſein mögen, daß er mich an Realkenntniſſen übertroffen hätte; dabei hörte ich, daß er ein frommer Jüngling und oft ſeiner Sünden wegen bekümmert ſei. Da wurde mir der Gedanke ſehr ſchwer, ob ich dem jungen Manne auch gewachſen ſein würde und die an mich gemachten Forderungen befriedigen könne. Zudem mußte ich, ohne franzöſiſch

zu können, in ein ganz französisches Land und der Vorsteher der Pension selbst verstand, wie ich vernahm, nicht deutsch.

So in schweren Gedanken, meine Wege Dem anbefehlend, der mir sie anwies, reiste ich nach Basel, von da, an vielen Freiheitsbäumen vorüber, nach Oltingein in Basel-Landschaft, wo ich Pfarrer Le Grand auf seinem lieblichen Pfarrsitze, von welchem er durch die Revolution bald vertrieben wurde, noch besuchte und dann mit der Post meine Reise weiter fortsetzte. Ich hatte eine französische Grammatik bei mir und lernte, wo ich nur konnte. Der Herbst 1831 war ausnehmend schön, so daß ich mich in Bern entschloß, lieber zu Fuß zu reisen. Ich nahm meine Grammatik in die Hand, mein Ränzchen auf den Rücken und conjugirte eine zeitlang je fais, tu fais, il fait u. s. w., blieb dann stehen und betrachtete wieder die herrlichen Schweizergebirge. So kam ich in einigen Tagen in die Nähe von Lausanne. Mit Entzücken, doch auch mit bangem Herzen erblickte ich, von der Höhe eines Berges herab, die herrliche Landschaft, den Genfer See, die jenseitigen Alpen, unter welchen ein weißer in die Wolken ragender Berg, der Montblanc, sich auszeichnete.

In Lausanne angelangt, erkundigte ich mich nach Herrn Gaudin au petit château. Man wies mich eine Anhöhe hinauf zu einem eisernen Gitterthor hinein. Das erste Gesicht, das mir aufstieß, war ein

kleiner Menſch mit auffallender Phyſiognomie, den ich, nach einem Portrait, welches ich in Fouday geſehen, für den jungen Le Grand hielt. Ich fragte, und es verhielt ſich alſo. Er verſtand und ſprach ſehr nothdürftig das Deutſche und führte mich zum Vorſteher, Herrn Gaudin, mit dem ich mich lateiniſch, das er ebenſowenig ciceronianiſch, als ich, ſprach, nothdürftig verſtändigte, da er es franzöſiſch ausſprach; doch war ich noch ſehr froh daran, da ich mich mit andern gar nicht unterhalten konnte. Man wies mir ein ſehr hübſches Zimmer an, aus welchem ich eine herrliche Ausſicht über den Genfer See hinüber, bis an den Montblanc hatte. Hinter dem Hauſe war eine Anlage, die wegen der ſchönen Ausſicht in den herrlichen Oktobertagen entzückend war. Ich legte mich nun mit aller Kraft auf's Franzöſiſche, da ich ohne dieſes mit meinem Zögling nicht viel ausrichten konnte, blieb halbe Nächte auf, überſetzte und las, und hatte täglich Leſeübungen bei Herrn Gaudin, der meine Ueberſetzungen auch corrigirte. Wenn es gegen Mitternacht kalt im Zimmer geworden war, legte ich die Bettdecke auf meine Füße und verſcheuchte den Schlaf durch Schnupftabak. Nach einigen Monaten las ich mit ziemlicher Leichtigkeit ein franzöſiſches Buch und fing an ſehr holpricht zu ſprechen. Daneben betrieb ich beſonders das Deutſche mit dem jungen Le Grand, mit dem ich anfangs pianiſſimo zu Werke ging und den ich mehr beobachtete als lehrte. Bald merkte ich,

daß eine nicht ganz leichte Aufgabe mir vorgelegt war, und mußte fleißig um Weisheit und Kraft bitten, um sie zu lösen. Ich machte täglich auf beschwerlichen Wegen Spaziergänge mit ihm, auf welchen ich ihn, wie er später sich selbst scherzend ausdrückte, wie ein Metzger das Kälbchen nachschleppen mußte. Ich behandelte ihn so liebreich als ich konnte; weil ich ihn aber zu größerem Fleiß und angestrengter Arbeit anhielt, war ich ihm in der ersten Zeit nicht gar angenehm; er schloß sich jedoch immer mehr an mich an und äußerte sich anerkennend und dankbar. Wie wir es verabredet hatten, schrieb ich in langen Briefen seinem Vater alles und, was nach meiner Meinung zu thun sei; stellte es ihm aber anheim, ob er nach Verlauf eines halben Jahres einen andern tauglicheren Lehrer für seinen Sohn wählen, oder mich behalten wollte. Nach einem halben Jahre konnte ich mich französisch ausdrücken. Ich besuchte die Morgenandachten des sonst vortrefflichen, mir sehr lieben und theuren Herrn Gaudin fleißig, fand aber, daß zwar Alles, was er sagte und betete, meist gut und vortrefflich war, aber zu lange dauerte, nämlich eine, auch eine und eine halbe Stunde. Während er in tiefe Andacht versunken die Augen verschloß, lehnten und lutschten die jungen Leute mit unausstehlicher Faulheit umher. Ich lernte die Gefahren kennen, welche nur gar zu leicht mit einer Erziehung verbunden sind, welche auf methodische Weise die jungen Leute mit Gewalt bekehren

und zu Christo hinziehen will, während man ihnen das Evangelium an's Herz legen, sie daneben an ernste Thätigkeit gewöhnen und die freie Gnade Gottes auch frei von innen heraus wirken lassen sollte. Will man es durch Ermahnungen und Vorstellungen von außen her gleichsam erzwingen, so gelingt es selten, und während die edelsten Gefühle abgestumpft und abgenutzt werden, und keine recht lebendige, christliche Tiefe entsteht, bildet sich ein gewisser frommer Formalismus, wo man fromme Redensarten durch häufiges Anhören zuletzt auswendig behält und ohne wahren inneren Gehalt, ohne lebendiges Gefühl gebraucht.

Oft war ich in Lausanne sehr gedrückt; von einer Sorge und Noth befreit kam ich in eine andere, so daß ich wohl die allmächtige Hülfe des Herrn suchen lernte; denn seit Eßlingen hatte ich häufig körperlich zu leiden, wobei ich doch den Geist immer anstrengen mußte. Ich sah mit Recht meine jetzige Stellung als eine solche an, in welche ich nicht von Menschen, sondern von Gott selbst versetzt war, und fühlte die Nothwendigkeit, und hatte den festen Vorsatz, in derselben, so viel ich es in meiner Schwachheit vermochte, Treue zu beweisen. Die Theologie mußte ich natürlich gänzlich liegen lassen, und die Zeit, die mir übrig blieb, zur Erlernung der französischen Sprache benutzen. Doch lernte ich auch manches Andere, das mir nützlich war, und besuchte die

Versammlung der christlichen Studenten, die mich, obgleich ich ihre Calvinische Lehre von der Vorherbestimmung verwarf, sehr liebreich aufnahmen. Sie hatten nämlich den Grundsatz: il faut être large. Mit Herrn Gaudin besuchte ich gewöhnlich am Sonntag die Versammlungen der Separirten, sogenannter Momiers, die man früher grausam verfolgt hatte, jetzt aber, nach geschehener politischer Umwälzung duldete. Auch viele der vornehmsten Frauen gingen in ihre Versammlungen, wo sie, wie es mir ebenfalls erging, mehr Nahrung für ihr Herz fanden, als in der damals noch in Starrheit und Lauheit versunkenen Nationalkirche. Seitdem ist ein vortrefflicher Mann Dekan geworden und der Kreis des religiösen Lebens hat sich so sehr erweitert, daß die ganze Nationalkirche von dieser Bewegung berührt worden zu sein scheint. Während meines Aufenthalts hatte in dem nahen Canton Neufchatel die schmähliche, viel bespöttelte revolutionaire Expedition Bourquios statt, und viele separirte Gemeinden schickten an die ebenfalls separirte, aber in große Irrthümer und Schwärmereien gerathene Gemeinde zu Iferden Deputirte ab, um sie zur Nüchternheit zurück zu rufen und nöthigenfalls sich von ihr, als einer hartnäckig verirrten Gemeinde loszusagen. In den andern Gemeinden betete man, die Verläumdungen und Feindseligkeiten einer ungläubigen Welt fürchtend, mit großer Herzlichkeit für dieselbe. Die Iferdener wollten nämlich, unter

Anderem ganz das apostolische Zeitalter zurückführen, verbrannten, um es den ephesischen Christen gleich zu thun, alle Bücher außer der Bibel auf einem öffentlichen Platze und wollten auf den Wellen des Neufchateler Sees wandeln, was natürlich gänzlich mißlang und zu großem Aergerniß Veranlassung gab.

Endlich ging das halbe Jahr seinem Ende entgegen. Es war immer die Absicht des Herrn Le Grand gewesen, daß er seinen Sohn später nach Deutschland schicken wolle, damit er sowohl deutsch sprechen lerne, als auch überhaupt sich weiter bilden lasse. Er suchte zu diesem Endzweck eine passende Familie, in welcher ich mich mit seinem Sohne aufhalten könne. Da er wenig bekannt war, fragte er mich, ob es nicht vielleicht gar in dem lieben Hause zu Kirchheim geschehen könne? Ich bat ihn, zu schreiben, und bald benachrichtigte er mich, daß er die günstigste Antwort erhalten habe und ich demnach wieder in mein altes Quartier komme. Mit großer Freude erhielt ich diese Nachricht; meinem lieben Zögling war dabei etwas bedenklich zu Muthe, indem er viel von den deutschen Bären gehört hatte, unter welche er nicht gern versetzt sein wollte. Wir machten unsere Reise über Neufchatel, wo wir übernachteten und an einem heitern Morgen in einem offenen Gefährte über die Berge fuhren, von welchen wir die herrlichste Aussicht auf eine paradiesische, mit Seen durchschnittene Landschaft und in die Alpen genossen.

Durch das romantiſche Münſterthal, durch welches wir leider bei Nacht reiſten, kamen wir nach Baſel, wo wir etwa acht Tage verweilten. Ueber Colmar und Schlettſtadt ſetzten wir dann unſere Reiſe mit der Poſt fort, bis ein Gefährt aus dem Steinthal, von Herrn Le Grand entgegengeſandt, uns abholte. Ich kam, ziemlich ernſt geſtimmt, mit meinem Albert im Steinthal an, wo man uns mit großer Freude und herzlicher Liebe empfing. Herr Le Grand hatte meine ernſte Stimmung, die zugleich durch einen localen körperlichen Schmerz erhöht wurde, wahrgenommen und ſuchte mich durch die größten Beweiſe von Liebe aufzuheitern. Wir blieben vierzehn Tage. Das patriarchaliſche Familienleben zog mich ungemein an. Da war der alte, jetzt blinde Großpapa, ein ehemaliger Director der helvetiſchen Republik, eine unverheirathete Schweſter des Herrn Le Grand, ein Bruder, Daniel Le Grand mit ſeiner lieben Frau und fünf liebenswürdigen Kindern, Friedrich Le Grand, der Vater meines Albert, ſeine treffliche Gattin und noch zwei kleine Mädchen, Alberts Schweſtern, alle, in größter gegenſeitiger Liebe an einer langen Tafel beiſammen, wo die unterhaltendſten und, nach Art der Herrn Le Grands, lebhafteſten Geſpräche gepflogen wurden.

Ich ſtattete meinem Herrn Le Grand genauen Bericht davon ab, wie ich in Lauſanne alles gefunden hatte, was ich an der bisherigen Leitung Alberts, dem

man viel zu viel auf einmal zugemuthet hatte, aus-
setzte, was ich an ihm selbst für gute und weniger
gute Eigenschaften bemerkt hatte und wie ich glaubte,
daß er bei seiner besondern Individualität und seinen
geistigen Anlagen, müsse behandelt und geleitet werden.

Schon bei meiner ersten Ankunft hatte mich Herr
Le Grand versichert, ich solle wie zur Familie gehören
und wie ein Sohn im Hause sein und jetzt wieder-
holte er es und fragte mich, ob er mir einen bestimm-
ten Gehalt aussetzen solle, oder ob ich es ihm über-
lassen wolle. Zugleich gab er aber zu verstehen, daß
Christen eigentlich, nach seiner Meinung, nicht so mit-
einander accordiren, sondern in einem freieren Ver-
hältniß gegenseitiger Liebe und Vertrauens stehen soll-
ten. Ich war es von Herzen zufrieden und stehe bis
jetzt immer noch in demselben Verhältniß zu ihm. Bei
meiner ersten Abreise gab er mir einen bis oben gefüll-
ten Beutel voll Geld, dessen Inhalt ich nie erfahren
habe, weil ich während der Reise nicht Alles genau
notirte und so erhielt ich immer Geld, wenn er glaubte,
es könne ausgehen. Ich gab davon aus für mich,
was ich brauchte, unterstützte meine Mutter und berech-
nete nur immer, was ich für Albert oder gemein-
schaftlich für uns ausgegeben hatte. Nie verließ ich,
so zu sagen, das Haus, ohne daß durch die treuen
und sorgsamen Hände der lieben Frau Le Grand sich
meine Effecten vermehrten. Mit so viel Liebe und
Zartheit behandelt fühlte ich freilich die Verpflichtung,

die auf mir lag, um so stärker und bat Gott inständig um seinen Beistand und Segen.

Herr Le Grand wollte uns selbst nach Kirchheim begleiten. In Straßburg besuchten wir mehrere Freunde und auch die Anstalt für arme und verlassene Kinder auf dem Neuhof, welcher sich die Familie Le Grand, die für alle dergleichen Anstalten ein lebhaftes Interesse hat und nach Oberlinschen Grundsätzen von allem Erworbenen den zehnten Theil im Voraus dem Herrn weiht, ganz besonders annahm. Wir fanden dieselbe in einem ziemlich befriedigenden Zustand, obwohl noch immer kein bestimmter, verheiratheter, christlicher Hausvater da war. Sodann setzten wir unsere Reise an dem Gebirge hin, über Baden-Baden durchs Murgthal fort, und langten am 14. Mai 1832 auf der Höhe von Plochingen an, wo ich dem Herrn Le Grand die schöne Lage der Stadt am Fuße der Alb und zugleich den ersehnten Ort unseres künftigen Aufenthalts, das hervorstehende Decanathaus zeigte. Er war voll Freude und in mir regte sich etwas von heimathlichen Gefühlen, das keine Beschreibung leidet.

VII.

Mein zweiter Aufenthalt im Decanathause zu Kirchheim u. T.

Kam ich in Lausanne oft ins Gedränge und wußte nicht, wie ich den mir Anvertrauten richtig und weise behandeln sollte, so war ich jetzt väterlichen Rathes und liebreicher Mithülfe eines erfahrenen Pädagogen gewiß. War ich früher wegen meines äußern Bestehens immer mehr oder weniger in Sorge, so war ich nun auf einmal völlig derselben entledigt und hatte nicht nur, was ich brauchte, sondern mehr als ich brauchte, so, daß es auch noch für Andere ausreichte. War ich früher bei meinem ersten Aufenthalt in Kirchheim noch immer in einiger Ungewißheit, ob ich es wirklich bis zum Studium der Theologie bringen würde, so durfte ich jetzt die nämliche Kanzel betreten, zu welcher ich oft mit großer Sehnsucht und Erwartung hinauf geblickt hatte. Zudem war nun auch noch ein liebes Nachbarhaus da, das Knappsche, in welchem wir täglich aus- und eingingen, so

wie andere alte Freunde uns mit Liebe entgegen kamen. Mit Recht betrachtete ich daher dieſe neue Periode als die glücklichſte meines ganzen Lebens, ſelbſt mein Knabenalter nicht ausgeſchloſſen.

Während Herrn Le Grand's Aufenthalt von etlichen Tagen wurde der neue Lectionsplan entworfen, nach welchem ich täglich, um Zeit zur Fortſetzung meiner theologiſchen Studien zu haben, worauf Herr Le Grand nach ſeiner uneigennützigen Liebe die zarteſte Rückſicht nahm, nur etwa drei bis vier Stunden auf mich fielen, das Uebrige von andern Lehrern unter meiner Aufſicht beſorgt wurde, beſonders von Herrn Beutenmüller, zu welchem Herr Le Grand ein beſonderes Zutrauen hatte. Dieſer begab ſich auf die Rückreiſe mit dem feſten Vertrauen, daß ſein Sohn in der Familie, in welche er mit mir gekommen war, wohl verſorgt ſei, was ihm den Abſchied vom einzigen Sohn ſehr erleichterte. Ich und mein Albert begleiteten ihn bis Köngen und unter einem Strom von Thränen nahm er von uns Abſchied, wobei er noch im Affect die für mich centnerſchweren Worte ſagte: „Nun, lieber Herr Denner, (ſein gewöhnlicher Ausdruck) Sie wiſſen, was ich Ihnen anvertraut habe!“

In dieſer glücklichen Lage fing ich nun getroſt wieder an, meine theologiſchen Studien fortzuſetzen, predigte hier und half in der Umgegend aus, wo ich meinen lieben Albert, der mir, neben mancher Sorge auch manche Freude machte, da er immer fleißiger

wurde und Beweise großer Anhänglichkeit und Liebe gab, gewöhnlich mitnahm, wie er dann immer an meiner Seite hing und ging. Auch für ihn konnte sich keine günstigere Lage finden lassen. Er sah viele Fremde und war in einem Familienkreise, in welchem man ihm nur mit Liebe entgegen kam und hatte auch außer mir christliche Ansprache und Ermunterung. Besonders war es das unvergeßliche Knapp'sche Haus, wohin wir täglich kamen. In demselben wurden überdieß die Stunden durch Musik gewürzt, indem wir viel vierhändig spielten. Auch vermißte er wirklich die Heimath nicht sonderlich, und erinnert sich heute immer noch mit großer Liebe an diesen Aufenthalt.

Es fehlte meinem lieben Albert gar nicht an Verstand, besonders wenn er ins Komische einschlug, deswegen war es mir oft räthselhaft, daß er nicht so schnelle Fortschritte machte, als ich gerne gewünscht hätte. Er besaß eine merkwürdige Gabe, Menschen richtig zu beobachten und zu beurtheilen, und ich mußte mich oft im Stillen darüber wundern. Weil er damals auch körperlich sich noch nicht entwickelt hatte, konnte er hie und da von Menschen übersehen werden, die sich freilich nicht einbildeten, daß er sie selber schon vorher übersehen hatte und daß sie durch eine scharfe Kritik laufen mußten; worüber ich oft still lächelte, oft auch mich veranlaßt sah, ihn zu tadeln und auf sein eigenes Innere zu weisen. Mit seinen ächt Le Grand'schen Einfällen erheiterte er oft das ganze

Haus und durch ſeine Gutmüthigkeit, in welcher er ſich immer enger an mich anſchloß, gewann er die Gemüther. Als er einſt eine alte Frau ſcharf ins Auge gefaßt und nachher ſich gegen mich geäußert hatte: „elle est bien avare“ (die iſt recht geizig), mußte alles lachen, denn er hatte es, ohne je etwas von dieſer Perſon gehört zu haben, auf's Haar hin getroffen. Oft ritten wir mit einander aus oder machten auch weitere Fußtouren, wobei alles Sehenswürdige mitgenommen wurde. So reiſten wir auch einmal mit einander nach Mannheim, Heidelberg, Worms, Speyer und über den Speſſart zurück. Als wir wegen der üblen Witterung einſt in einem heſſiſchen Dorfe übernachteten, und der Schultheiß unſeren lange nicht viſirten Paß zu Geſicht bekam, wollte er uns durchaus nicht weiter ziehen laſſen, ſondern zum Landrath ſchicken, weil es ihm ſehr verdächtig vorkam, daß ich mit einem Begleiter aus Frankreich ſo herumreiſte. Nur mit Mühe konnte ich mich loskämpfen und die Reiſe fortſetzen.

Nach einer ſolchen Tour kehrten wir immer mit Luſt und Liebe wieder in das heimathliche Decanathaus zurück, in welchem herzliche Liebe und Freundlichkeit uns von allen Seiten entgegen kam. Mein Albert machte dann eine Reiſebeſchreibung und erheiterte beſonders oft die gute freundliche Jungfer Tante (eine von Kindesbeinen an contracte Schweſter der ſeligen Frau Doctorin Bahnmaier) mit den erlebten

Abenteuern. Die Klippe, wegen meiner nichts an dem mir Anvertrauten zu verſäumen, habe ich immer ſo viel als möglich, zu vermeiden geſucht! wiewohl ich mich ſelbſt, nach dem Willen des Vaters, nicht allzuſehr vernachläſſigen durfte, und er am Ende doch ſelbſt lernen mußte. Freilich war es immer ein ſehr mangelhaftes Studieren, wenn er neben mir laut memorirte und mich auch außer den Unterrichtsſtunden oft unterbrach. Doch wurde ich es immer mehr gewohnt und es thut mir noch leid, wenn ich, auch körperlich bisweilen angegriffen, hie und da ſchnell und unfreundlich antwortete. Oft habe ich mich deßwegen vor dem Herrn demüthigen müſſen und durch dieſe und andere Erfahrungen in meinen beſten und feſteſten Vorſätzen, an welchen es wahrlich nicht gefehlt hat, ein gewiſſes Mißtrauen ſetzen lernen. Ein feſter Willensentſchluß vermag viel, aber nicht alles; wir ſind abhängig von Gottes Gnade und ich will deßwegen in Zukunft immer hinzuſetzen, oder doch hinzudenken und zwar bei meinen redlichſten Entſchlüſſen: „So fern mir der Herr in meiner Schwachheit mit ſeiner allein alles vermögenden Kraft beiſtehen wird!"

Nach einem ſchnell und glücklich vorübergegangenen Jahre machten wir im Sommer 1833 einen Beſuch im Steinthal und verlebten dort glückliche Tage. Pfarrer Le Grand, der ſich nun ſchon auf ſein Filial hatte flüchten müſſen, kam auch mit ſeiner lieben Frau, und ich kutſchirte nun in ſeinem Ein-

spänner allein nach Basel, um dort den Missions-Festen beizuwohnen, wohin die Lieben auch noch nachkommen wollten. In Basel traf ich, außer den lieben alten Freunden, noch mehrere andere, die zum Theil aus fernen Gegenden gekommen waren und sich besonders traulich in Beuggen zusammenfanden, wo es zwischen vertriebenen Geistlichen aus Baselandschaft und ihren getreuen Gemeindegliedern, denen mit Gewalt der geliebte Seelsorger entrissen worden war, die rührendsten Auftritte gab. Herr Inspector Zeller hielt eine gehaltreiche Rede, in welcher er das revolutionäre Treiben nach seinem bösen Ursprung, verderblichem Wirken und gottlosem Ziele darstellte und Mittel angab, sich und Andere dagegen zu bewahren und in der Stunde der Versuchung Glauben zu behalten. Nach ihm traten mehrere Andere auf, z. B. Hoffmann, Vorsteher von Kornthal und Dr. Barth, welche von den Kindern der Anstalten in Kornthal und Stammheim an die in Beuggen herzliche Grüße bestellten und belehrende und erweckliche Geschichten erzählten.

Die vorhergehenden Tage waren in Basel schon viele Reden gehalten worden. Professor Spleiß von Schaffhausen, der, was er sagte, immer mimisch darstellte und oft die sonderbarsten Gesichter und Stellungen machte, trat auch auf. Um seine Reden recht zu genießen, und mich durch nichts stören zu lassen, wollte ich nicht auf die Kanzel sehen. Auf einmal

aber ſagte er: „Ja, lieben Baſler, damit iſt's nicht gethan, damit iſt's nicht gethan!“ Da mir die Sache nicht deutlich war, ſah ich hinauf und ſiehe da: Er machte rings um die Kanzel herum mit den Fingern eine Bewegung, wie beim Geldzählen und erſt zuletzt fügte er bei: „Die Miſſion verlangt ein Herz für die Sache des Herrn, Liebe und Gebet!“

Nach acht geſegneten Tagen kehrte ich mit Herrn Le Grand wieder in's Steinthal zurück und blieb vergnügt noch vierzehn Tage, in welchen wir manche ſchöne Ausflüge machten; dann zog ich mit meinem Albert wieder nach Kirchheim. Es ging im alten Geleiſe weiter, nur, daß ich auch regelmäßig mit ihm turnte. Einmal klemmte ich mir dabei durch eine ungeſchickte Bewegung das Rückenmark ein, daß es, ohne baldige Wiederherſtellung, meinen Tod herbeigeführt hätte. Eiskalter Schweiß lag auf meiner Stirne, und furchtbare Schmerzen hinderten jede Bewegung. Noch lange nachher fühlte ich, beſonders beim Reiten, einen Schmerz im Rückgrad. Oberamtsarzt Dr. Abele erklärte, daß die Natur mir ſelber zur Wiederherſtellung die ganz zuſammengekrümmte ſtille Haltung geboten habe. Meinem lieben Albert wollte es längere Zeit nicht gelingen, die höchſte Spitze des Kletterbaums zu erreichen. Da kam einſt die Rede auf Spanferkel, wovon er ein Liebhaber war, und der ſelige Dr. Bahnmaier ſetzte einen Preis aus, wenn er die höchſte Spitze erreiche. Richtig

gelang es gleich darauf, und es wurde nun ein gemüthliches Turnfeſt mit Spanferkeln gefeiert, wozu auch das liebe Knapp'ſche Haus eingeladen wurde, und wobei es gar heiter und aufgeweckt herging.

Ich war nun ſchon mehrere Jahre von der Univerſität weg, ohne eigentlich Candidat zu ſein, denn ich war noch von keiner Behörde examinirt und für fähig erklärt worden. Bei meiner eigenthümlichen Stellung aber war es in jedem Fall ſehr wünſchenswerth, daß es geſchehen möchte. Daher ſuchte ich beim Conſiſtorium um die Erlaubniß nach, bei der nächſten Candidatenprüfung auch mit erſcheinen zu dürfen. Es wurde mir freundlich geſtattet; ich bereitete mich, ſo gut ich konnte, vor und beſtand mit zehn Andern die Prüfung vom 8. — 11. April 1834 im Conſiſtorio zu Stuttgart, von welchem ich ein Zeugniß mit dem Prädikat „gut" bekam. So war nun auch mit Gottes Hülfe dieſes überſtanden, ob ich gleich damit noch nicht in den Württembergiſchen Clerus aufgenommen war; vielmehr wankte und ſchwankte ich ungewiß umher, was ich weiter thun ſollte. Es war der Wunſch des Herrn Le Grand, daß ſein Sohn bis auf den Herbſt in ein Geſchäft eintreten und ſich zum Fabrikanten weiter ausbilden ſollte. Ich hielt es daher für ganz gewiß, daß mein bisheriger Beruf zu Ende gehen würde. Bald dachte ich an Jena, um ſo in mein Vaterland zu kommen, bald an Berlin, um, meinem früheren

Vorſatze gemäß, dort noch ein Jahr zu ſtudieren, bald an Bonn, um den viel gerühmten Profeſſor Nitzſch zu hören und von ihm zu lernen, bald gar wieder an Tübingen, um noch einige Vorleſungen zu hören und neben lehrreichem Umgang noch eine zeitlang ruhig und ungehindert meinen Studien obzuliegen und endlich war ich, auf Zureden meines lieben Herrn Dr. Bahnmaier und des lieben Herrn Oberhelfers Knapp ſo ziemlich entſchloſſen, vorläufig den nächſten Winter über noch in Kirchheim zu bleiben. Da ich ſeit längerer Zeit körperlich zu leiden hatte, ging ich, nach dem Rath des Arztes und der liebreichen Aufforderung des Herrn Le Grand am 7. Auguſt 1834 in's Cannſtädter Bad, von wo aus ich ganz aus dem ungewiſſen ſchwankenden Zuſtande heraus, in welchem ich mich befand, offen, wie ich es immer thun durfte, dem lieben Herrn Le Grand ſchrieb. Kaum war mein Brief abgegangen, ſo erhielt ich einen ſolchen von Herrn Le Grand, in welchem er mich erſuchte, ich möchte doch mit ſeinem Sohne ins Wupperthal reiſen, wo ſein Bruder Daniel Le Grand bei Kaufmann Wolff in Barmen meinem Albert einen Platz ausgemacht hatte. Um mich deſto eher dazu zu beſtimmen, ſtellte er die Sache namentlich auch von der Seite dar, daß ich dort das rege religiöſe Leben kennen lernen und mit vielen vortrefflichen Männern Umgang haben könne, während auch Bonn ſo nahe ſei, daß ich nach einem halben Jahr leicht dorthin gehen könne, wenn ich wolle.

In dieſen Vorſchlag ging ich ſogleich ein, und war ſo auf einmal von meiner Ungewißheit befreit. Es mußte nun wieder, nach einem für mich und den mir Anvertrauten reich geſegneten Aufenthalt von zweieinhalb Jahren an einen Abſchied gedacht werden. Gedanken, Gefühle, Entſchließungen, Hoffnungen und Wünſche, die ſchon früher ſo oft, wo ich auch von lieben theuren Menſchen immer wieder nach einiger Zeit Abſchied nehmen mußte, meine Seele erfüllt und in einen ſchwer zu beſchreibenden Zuſtand verſetzt hatten, bemächtigten ſich meiner ſtärker als je. Wie konnte es anders ſein, als daß ein ſeit zwölf Jahren nur gar zu oft aufgewecktes Gefühl der Fremdlingſchaft mein Gemüth in eine wehmüthige Stimmung verſetzte, ähnlich dem Zuſtand derer, die am Heimweh krank ſind! Und das umſomehr, je länger und je lieber ich an einem Ort geweſen war, jemehr Erinnerungen an die tauſendfältigen Wohlthaten des Herrn ſich an einen ſolchen Aufenthalt knüpften. Und wo wäre dieß mehr der Fall geweſen, als gerade hier! Freilich zweifelte ich auch jetzt durchaus nicht, daß nicht der Herr, wie bisher, auch ferner, um ſeiner ewigen Treue und Barmherzigkeit willen, mein Führer und Freund ſein werde, aber demungeachtet konnte ich ein natürliches Gefühl nicht gänzlich unterdrücken, wie der Tod oft dem beſten Chriſten ſchwer werden kann, ob er gleich des Sieges gewiß iſt.

Am 25. October ſpeiſten wir mit dem lieben Herrn Dr. Bahnmaier noch einmal im Knapp'ſchen

Hauſe zu Nacht, in welchem ich viele glückliche Stunden verlebt und mit deſſen lieben Bewohnern ich ſtets in der innigſten Gemeinſchaft des Geiſtes geſtanden hatte. Noch war ja die theure Frau Oberhelferin, die ich ſchon nach einem Jahre nicht mehr ſehen konnte, mit holdſeligen Blicken unter uns. Sonntag den 26. Oktober 1834 gingen wir noch zum heiligen Abendmahl und am Abend war Knapp, ſeine liebe Frau und ihre Schweſter Sophie v. Beulwitz in unſerem Hauſe zum letzten Male verſammelt. Schwer lag der bevorſtehende Abſchied auf mir und meinem Albert. Der Abend verging in freundlichen Geſprächen! Endlich wurden beide noch, ſowohl vom lieben Herrn Dr. Bahnmaier als von Knapp mit freundlichen Abſchiedsgedichten beſchenkt; wir ſangen einige ſchöne Verſe aus dem Liede, das mir ſeitdem ſo lieb und theuer geworden iſt:

„Gott iſt getreu, Sein Herz u. ſ. w.," dann ſprach der liebe Herr Doctor noch ein Gebet, und ſo ſchieden wir, ſchon jetzt nicht ohne viele Thränen.

Das Gedicht vom seligen Dr. Bahnmaier lautet:

Meinem lieben Johannes Denner zum Abschied am 27. Oktober 1834.
Ueber Steinthal ins Wupperthal.

Dich rückt, geliebter Freund! von unserm Herzen
Der Herr in seine weite Welt hinaus.
Es sei! zu oft schon ließ aus Saat der Schmerzen
Er Lust mir blühn und Sieg aus Kampf und Strauß,
Als daß ich nicht mit kindlich heit'rem Glauben
Hinaus sollt' blicken nach dem Ziel der Bahn,
Die er Dich führt! nichts soll den Muth mir rauben:
Der geht mit Dir, Der Dich nicht lassen kann.

Nichts war berechnet, nichts bestimmt, geleitet
Von schwacher Menschen Klugheit oder Macht.
Des Höchsten Hand hat Dir den Weg bereitet,
Der Dich durch Müh' und Lust hieher gebracht.
Oft schlossen Dornen Deine Bahn und Nächte
Den Himmel Dir, — da faßte Deine Hand
Des Führers Deiner Jugend starke Rechte,
Und führt' ins Freie Dich, — von Land zu Land.

Der Vater starb. Du fandst den ewgen Vater,
Der Mutter Trost in ihrer Einsamkeit.
Nie ließ Dich hülflos er, Dein Schutz und Rather
Auch da nicht in des tiefsten Schmerzens Zeit,
Als er den zweiten Vater Dir entrückte,
Den edlen Falk, in der Vollendung Land,
Was er geglaubt, ward Dir, — wie selig blickte
Der Herrliche auf sein gesichert Pfand!

Im holden Steinthal hast Du wieder funden
Falk's Lieb' im Bunde mit des Glaubens Kraft —
Mit einem Band, das niemals reißt, umwunden.
Zieh fröhlich hin den Pfad der Pilgrimschaft!
Uns werd' die Lust, das Werk des Herrn zu schaun
In Deines Lebens sichtem festem Schritt.
Drum soll mir, vor der Trennung Schmerz nicht graun,
Wohin es geht — der Vater ziehet mit.

Ob wir dein Angesicht hie wieder sehen,
Ob wir auch schaun, wo er Dein Haus Dir baut,
Ich weiß es nicht. — Der Alten Scheitel grauen, —
Oft warnt die Uhr zum Schlag der Stunde laut!
Auf — auf mein Geist — daß wir das Ziel erringen,
Von dem man fröhlich auf die Seinen blickt, —
Dann kommt, mag's hier noch — mag's erst dort gelingen
Ein Wiedersehn, das ewig uns beglückt.

Das Gedicht von Herrn Knapp, welches auch in seinen Gedichten abgedruckt ist, lautet:

Unserem vielgeliebten Freunde Johannes Denner zum Abschiede von Kirchheim den 27. Oktober 1834.

Zeuch hin! — Wir möchten Dich halten, —
Wir hatten ja Liebe genug.
Doch ist's ein höheres Walten,
Das fordert Trennung und Zug.

Zeuch hin! — Du nimmſt ja die Herzen
Der dankenden Freunde doch mit,
Die ſtill, nach thränenden Schmerzen,
Begleiten des Wanderers Schritt.

Zeuch hin! — Du bleibſt doch zurücke,
Stets unſer trauter Genoß,
Deß Geiſt ſich mit liebendem Blicke
In unſere Geiſter ergoß.

Die Waſſer mögen verſiegen,
Doch Du verſchwindeſt uns nicht;
Die Wolken mögen verfliegen:
Dein Bild bleibt lieblich und licht!

Wir haben uns kindlich gefunden,
Wir haben uns gründlich erkannt;
Es haben innig verbunden
Der Herzen Feuer gebrannt.

Wir haben uns nicht gekränket,
Wir waren täglich uns hold,
Und haben die Meinung gelenket,
Bis wir das Rechte gewollt.

Wir haben am Quelle getrunken,
Der in die Ewigkeit fließt,
Und betend niedergeſunken
Den Herrn gemeinſam begrüßt.

Wir wollen von Abrahams Saamen,
Von Chriſti Geſchlecht nur ſein,
Und rufen ein hoffendes Amen
In Gottes Himmel hinein.

Und Er, der ewig lebend'ge,
Sprech auch sein Amen dazu!
Und Er, der selig', beständ'ge,
Durchström' uns mit Frieden und Ruh!

Er zähl' uns zu den Seinen,
Erhalt' uns mit heiliger Hand!
Er woll' auch droben vereinen,
Was Er hienieden verband!

Zeuch hin! — Er wird Dich umfassen,
Wie Er Dich von Alters umfaßt;
Wird Heimath finden Dich lassen,
Nachdem Du gewesen ein Gast.

Er wird es göttlich vollenden,
Was unvollendet noch ist! —
Zeuch hin! — wir wollen's nicht wenden, —
Zeuch hin mit Jesus Christ!

Montag den 27. Oktober reisten wir, begleitet von der lieben Frau Doctorin, nach Stuttgart, von wo aus wir unsere Reise nach Straßburg weiter fortsetzten. Im Steinthal blieben wir einige Wochen, dann verabschiedeten wir uns auch da, gingen nach Carlsruhe zurück, wo wir einen Sonntag zubrachten und auch den Prälaten Oberhofprediger Hüffel hörten, der den verlornen Sohn zum Texte hatte und über die drei wichtigsten Thatsachen des Bewußtseins predigte: Erstens: der Sünde, zweitens: der Buße, drittens: der Gnade. Von da gingen wir nach Frank-

furt a. M. und dann den Rhein hinunter nach Elberfeld.

Albert kam zu Herrn Peter Wolff, der daſſelbe Geſchäft hatte, wie die Herren Gebrüder Le Grand, nämlich eine Bandfabrik. Bei dieſem Herrn Wolff hatte ich vor zehn Jahren, auf meiner Reiſe fürs Falk'ſche Inſtitut eine zeitlang gewohnt; ich war demnach nicht fremd. Albert gewöhnte ſich ſchwerer an; er vermißte das gemüthliche Familienleben, wie wir es in Württemberg gehabt hatten und fand ſich ſchwer zurecht in dem Geſchäft, daher ich ſehr an ihm aufzurichten hatte. Ich wohnte in einem andern Hauſe, kam anfangs zu Herrn Peter Wolff zum Mittageſſen und gab meinem bisherigen Zögling noch täglich einige Stunden. Bald nach meiner Ankunft wurde ich aber von Herrn Paſtor Feldhoff erſucht, entweder immer oder abwechſelnd bei ihm zu ſpeiſen. Bei dieſem lieben theuren Manne verlebte ich die ganze Dauer meines Aufenthaltes hindurch die glücklichſten Stunden. Nachdem aber kaum vier Wochen dort verfloſſen waren, und Albert ſich einigermaßen angewöhnt hatte, erhielt ich einen Brief von meinem Bruder, worin er mir meldete, daß meine Mutter ſchon lange krank ſei und ſich ſehr nach mir ſehne. Der Brief war vorher in Württemberg geweſen und daher ſchon älter; ich wußte nicht, ob meine Mutter noch leben würde, und da es ohnedieß im neunten Jahre war, daß ich ſie nicht mehr geſehen hatte, und ich jetzt leichter abkom-

men konnte, entſchloß ich mich, mit Zuſtimmung aller meiner dortigen lieben Freunde, ſo eilig als möglich in meine Heimath zu reiſen.

Ich fuhr über Caſſel und hatte von da über den Thüringer Wald einen ſehr beſchwerlichen Weg, ſo daß ich zuletzt zu Fuß reiſte, da der Schnee zu tief war. Als ich die heimathlichen Berge, nach einem ſo großen Zwiſchenraume, mancherlei Erfahrungen und innern und äußern Veränderungen, wieder erblickte, klopfte mir das Herz. Nach eingezogenen Erkundigungen erfuhr ich, daß meine Mutter, wiewohl in einem beklagenswerthen Zuſtande, doch noch lebe. Zuerſt begab ich mich nach Neidhartshauſen, wo der Pfarrer wohnt, merkte aber an einer Ehrenpforte, daß auch hier ein Wechſel ſtattgefunden hatte, und ein neuer Geiſtlicher, den ich nicht kannte, aufgezogen war. Mein alter guter Pfarrer Theuer war geſtorben. Ich wurde von Pfarrer Leutbecher und ſeiner jungen Frau, die aus Jena war, mit großer Freundlichkeit aufgenommen. Er hatte erſt kurz vorher meiner Mutter das heilige Abendmahl gereicht; und da er gerade an einem Freitag in meinem Geburtsorte Gottesdienſt zu halten hatte, ſo gingen wir zuſammen. Da kannte mich Niemand mehr, und Niemand hatte mich erwartet; man ging, da ich in einen großen Mantel gehüllt war, an mir, als an einer fremden Perſon, vor welcher man den Hut abzog, vorüber. Da ich mich aber dem aus alten Zeiten her ſogenannten Lindemanns Haus zuwandte,

entstand bald eine Bewegung und die Kunde erscholl von einem Ende des Dörfchens zum andern.

Als ich — und mit welchem Herzen! — in die alte Wohnung getreten war, und meiner Mutter zugerufen wurde: es ist unser Johannes! erlebte ich einen Auftritt, der zu den ergreifendsten meines Lebens gehört. Die gute Mutter, die nun die Hoffnung ziemlich aufgegeben hatte, ihren Sohn noch einmal in diesem Leben zu sehen, da ein Brief verloren gegangen und mein Leben selbst bezweifelt worden war, daliegend, ohne sich rühren, noch ohne große Schmerzen bewegen zu können, wollte es anfangs gar nicht glauben, und fragte, unter einem Strom von Thränen, einmal um das anderemal, ob ich denn es auch wirklich sei! Die Freude war unbeschreiblich und es kam, so zu sagen, neues Leben in ihr schon halb erstorbenes Gebein. Wie ein Lauffeuer war die Sage herumgegangen, und bald war das kleine Haus voll Menschen, die mich von oben bis unten beschauten und bald mich, bald meine kranke Mutter neugierig fragten, wie es uns denn gewesen sei. Ich sorgte nun für einige Bequemlichkeiten und Erquickungen meiner Mutter und hielt mich vier Wochen auf. Da gerade viele Feiertage in diese Zeit fielen, so war es dem Herrn Pfarrer lieb, wenn ich für ihn in meinem Geburtsort die Predigten übernehmen würde; was denn natürlich alle Leute wünschten. Ich predigte daher im Ganzen acht bis zehn mal, und am Christfest, wo

die beiden Gemeinden und viele Fremde versammelt waren, war ein solches Gedränge, daß man keinen Platz mehr fand. Den ergreifendsten Auftritt hatte ich Sonntag zuvor in einer Mittagspredigt erlebt. Selbst in meinem Gemüth aufs tiefste bewegt und im Andenken an die wunderbaren Wege des Herrn von Dank und Anbetung ergriffen und von Schaam tief darniedergebeugt, mußte ich schon in der Sakristei hören, wie in der Kirche ein allgemeines Schluchzen und Weinen entstanden war, aus Rührung nämlich und Theilnahme, daß einer aus ihrer Mitte, nun bereits vierzehn Jahre von ihnen entfernt, in der nämlichen Kirche predigen wolle, in welcher er getauft war. Als ich auf die Kanzel kam, war wohl Niemand mehr, der nicht Thränen in seinen Augen gehabt hätte; als ich aber anfing zu reden, wurde alles Ohr und auch ich konnte mich fassen. Ich predigte einfach, herzlich und freimüthig, nach dem Maaß der Gnade, die mir gegeben war, und trotz des sehr schlechten Wetters kamen viele Leute aus benachbarten Ortschaften, denen freilich zum Theil meine Art zu predigen als etwas Neues und Außerordentliches erscheinen mochte.

In diesem allem fand ich nur einen um so stärkern Grund zur tiefsten Demüthigung vor Dem, der was krumm ist gerade, was schwach ist stark und was da Nichts ist zu Etwas machen kann, und vor welchem ich nicht die geringste Ursache zum Rühmen, wohl aber sehr große zur Beschämung hatte.

Nachdem ich vier Wochen zugebracht und der Zustand meiner Mutter sich während dieser Zeit schon um etwas gebessert hatte, reiste ich nach Eisenach, wo ich mich beim Herrn Generalsuperintendenten Nebe meldete, der mich freundlich aufnahm und mir die dortigen Verhältnisse auseinandersetzte. Ich fand bald, daß da nichts für mich zu hoffen stand, daß ich erst beim Großherzog um Zulassung und Aufnahme einkommen müsse, da ich in meinem Vaterland weder auf einer Schule, noch auf einer Universität gewesen sei, dann nach einem neuen Examen in die Reihe der Candidaten eingetragen werde, nicht nach meinem Alter, sondern nach meiner Meldung, wo ich mir etwa in zehn Jahren auf eine Anstellung Hoffnung machen könne, weil eine so große Menge von Candidaten vor mir sei.

Meinem Fleische nach fühlte ich mich nie zu meinem Vaterlande, um dort eine Stelle zu bekleiden, hingezogen, aber aus Unterwürfigkeit gegen den Herrn, aus Pflicht würde ich mich selbst in eine sehr schwierige Lage begeben haben. Da aber die Hindernisse so groß waren, so war ich in meinem Gewissen ruhig. Ueber Erfurt wanderte ich nach Weimar, wo ich bei der lieben verwittweten Frau Legationsräthin Falk acht Tage blieb. Der Gedanke an meine frühere Zeit, an meine vergeblichen Hoffnungen auf eine schönere Blüthe der Anstalt war mir mitunter schmerzlich, wenn ich das Haus vermiethet dachte, um die Zinsen für's

aufgenommene Capital zu decken, in welchem einſt arme Kinder wohnten, und nach dem letzten Wunſch und Willen des ſeligen Falk für immer wohnen ſollten. Der Ueberreſt der Anſtalt iſt vor dem Thore und gar Vieles fehlt ihr. Schmerzliche Eindrücke für mich, der ich früher für die Sache ſo begeiſtert war. Zudem ließ das Kreuz in der Falkſchen Familie nicht nach. Edmund war ſehr ſchwächlich, Bernhard, ſonſt ein prächtiger blühender Knabe, durch Gichter ſprachlos geworden und lag als ein Jammerbild da. Nachdem ich einige Jugendfreunde beſucht, welche längſt Pfarrer geworden waren, ſetzte ich den Wanderſtab weiter. Ich konnte es aber nicht über mich gewinnen, über Eiſenach nach Caſſel zu reiſen, ohne meine Mutter noch einmal geſehen zu haben. Es war auch noch eine große überraſchende Freude, da ich förmlich Abſchied genommen hatte. Ich fand ſie außer Bett, und ſie ſuchte ſich durch die Stube zu helfen; ich predigte noch einmal, empfahl mich und die Meinigen in den Schutz des Herrn und reiſte wieder ins Wupperthal, nachdem ich in Caſſel einige chriſtliche Freunde beſucht hatte.

In Barmen wurde ich mit viel Freude und Liebe wieder empfangen; beſonders war mein lieber Albert, der mir einige Chriſttagsgeſchenke gerüſtet hatte, ſehr vergnügt. Seinetwegen war ich während meiner Abweſenheit oft in Sorgen geweſen und machte mir Vorwürfe, daß ich nicht oft und eifrig genug für ihn gebetet hatte. Wenn ich aber etwas zu bitten hatte,

war er mir sonst immer der Nächste. Ich fand übrigens, daß die Verhältnisse für Albert nicht die günstigsten waren; so entschloß sich der Vater auf einen Brief von mir, denselben in Zukunft unter seine eigene Hand zu nehmen und in's Geschäft einzuleiten. Ueber diesen Entschluß freute ich mich sehr; denn nun erst konnte ich mit Ruhe von dem meiner Leitung seit vier Jahren anvertrauten Freunde scheiden.

Den Sommer 1835 über lernte ich noch manche liebe Christen kennen und erlebte bei Pastor Feldhoff und Sander glückliche Stunden. Den Zusammenkünften der Geistlichen in der Farbmühle wohnte ich regelmäßig bei und predigte mitunter in Elberfeld, in Barmen, Schwelm und andern Orten. Fritz Krummacher war während meiner Abwesenheit nach Elberfeld gekommen. Ich besuchte ihn noch oft, aß mit ihm und ging sehr gern mit ihm um. Niemals bearbeitete er mich für die calvinische Erwählungslehre, aber auf der Kanzel trieb er es manchmal bis auf's Aeußerste, besonders in den Predigten über Röm. 9. Zuletzt band ich einmal selbst mit ihm an und hatte dann einen langen Streit, nach welchem er bei seiner und ich bei meiner Ansicht blieb. Seine Predigten sind, was die Kunst und Kraft des Vortrags und die geistreiche Darstellung betrifft, unnachahmlich; der Inhalt ist vortrefflich, doch fehlt es auch nicht an poetischen Uebertreibungen, namentlich auch in Beziehung auf die Prädestinationslehre. Letztere Lehre ist dort

das Schiboleth der Reformirten und wird von denen, welche zur strengen Farbe gehören, für unentbehrlich zur Seligkeit gehalten, wie mir eines der Häupter selbst versicherte, daß jeder, der selig werde, wenigstens noch vor seinem Sterben, mit welchem ein in alle Ewigkeiten unwiederrufliche Entscheidung gegeben ist, zur Ueberzeugung von der Wahrheit derselben gelange. Das andere Extrem bilden die Kollenbuschianer, welche die menschliche Seite in der Aneignung der Erlösung stark hervorheben und leicht in Eigengerechtigkeit verfallen. Eine Art Pelagianismus. Zwischen diesen beiden Aeußersten finden aber noch allerlei Schattirungen statt. Auch Pastor Feldhoff, der liebe theure Mann, hat ein eigenthümliches System, mit vollständiger Wiederbringung. Bindel, der liebe ehrwürdige Papa, scheint dem Gichtelianismus zugethan. Im Ganzen ist das kirchliche und religiöse Leben im Wupperthal von sehr lebhaftem Character; das Volk ist zum Dogmatisiren geneigt, und der Pastor ist eine sehr wichtige Person. Während meiner Anwesenheit wurde Pastor Rosshak an Krummachers Stelle gewählt; bei seinem Einzug waren in die achtzig Kutschen und über zweihundert Reiter. — —

Wir bestimmten unsere Abreise auf den 20. October. Nachdem ich in diesem Jahr mancherlei erfahren hatte, wovon tiefe Eindrücke geblieben sind, hoffte ich von Neuem, daß am Ende Alles zum Besten dienen müsse. Längere Zeit war ich unentschlossen, was

ich thun sollte und zuletzt, wenn das Stuttgarter Consistorium die Bitte des lieben Herrn Dr. Bahnmaier, mich zum Vikar nehmen zu dürfen, abschlagen würde, bereit, in Diensten der Rheinischen Missionsgesellschaft nach Borneo zu gehen, wo sich ein neues Arbeitsfeld aufgethan hatte und eine Sprache erlernt werden mußte, um die Bibel in dieselbe zu übersetzen. Ich bat Gott inständig, alles nach seinem weisen Rathe zu leiten und mir durch eine abschlägige Antwort des Consistoriums einen sichern Wink zu geben, wenn ich Missionar werden sollte. Doch, es kam ein Rescript, nach welchem ich als Stadtpfarrgehülfe für Kirchheim bestimmt wurde. Nun war ich ruhig und wußte, was zu thun war. In Bonn besuchte ich noch Pastor Wichelhausen, der froh war, nicht mehr in Elberfeld sein zu müssen, und Professor Nitzsch, der über das Bekenntniß Christi eine schöne Predigt hielt.

Am 25. October 1835 kamen wir wieder in Foudaÿ an. Die Reise war nicht sehr angenehm, und ich war sehr ernst gestimmt. Doch im Steinthal wurde mir mein Herz bald wieder leicht, und die düstere Stimmung verlor sich allmählig. Ich blieb acht Tage, sprach viel mit dem Herrn Le Grand über das Wupperthal, hob seine Licht- und Schattenseiten heraus und mußte besonders mit Herrn Daniel Le Grand kämpfen, der noch allzusehr begeistert war.

Am 4. November traf ich wieder in Kirchheim ein. Im heimathlichen Hause fand ich weiter keine

Veränderung, da die liebe Frau Doctorin während meiner Abwesenheit zwar todtkrank gewesen, nun aber wieder völlig gesund war. Ins liebe Knappsche Haus trat ich mit tiefem Schmerz, denn Knapps vortreffliche Gattin, geb. v. Beulwitz, war seitdem von hinnen geschieden. Oft noch nachher kam es mir sehr verödet vor, und oft wurde ich von stiller Wehmuth ergriffen. Zur besondern Freude dagegen gereichte es mir, hier den lieben Freund Eyth mit seiner Frau und Familie als Oberpräceptor zu treffen, der mit mir bei Dr. Steudel logirte und nun auch auf gleichem Glaubensgrunde mit mir stand. Unser inniger Umgang setzte sich fort und ich war in der Familie stets herzlich willkommen geheißen.

VIII.

Mein dritter Aufenthalt als Vicar im Decanathause zu Kirchheim u. T.

Viel, sehr viel war gewonnen, wofür ich auch zum demüthigsten und tiefsten Danke gegen Gott mich auf ewig verpflichtet fühlte. In dem nämlichen Hause, wo ich gegen das Ende des Jahres 1826 als ein Fremdling Aufnahme gefunden hatte, um als A-B-C-schüler die Anfangsgründe der alten Sprachen zu erlernen, durfte ich gegen das Ende des Jahres 1835 wie in einem Vaterhause das Amt eines Stadtpfarrgehülfen antreten; in der nämlichen Stadt, wo ich damals unter kleinen Knaben gesessen war, durfte ich jetzt das Evangelium öffentlich lehren und predigen; und mühselige Arbeiten, mancherlei Sorgen, Anfechtungen und Kämpfe lagen bereits hinter mir. So groß aber auch meine Freude und Dankbarkeit gegen Gott und Menschen sein mußte, so lag doch noch immer meine Zukunft dunkel genug vor mir, und am

15. November 1835 an einem Sonntage schrieb ich folgendes nieder, woraus meine damalige Stimmung deutlich genug hervorleuchtet:

Am 4. November 1835 traf ich durch Gottes gnädige Hand geführt, wieder hier ein. Aus dem Wupperthale mit meinem Albert zurückgekehrt, brachte ich im Steinthal 8 Tage zu, wo ich mit großer Liebe aufgenommen wurde. Der Abschied in Fouday wurde mir schwer, wie noch nie, besonders unter dem Gebet des lieben Pfarrers Le Grand. Es demüthigte mich in den tiefsten Staub vor Gott, als er in demselben meiner Arbeit gedachte und mir dafür den reichen Segen des Herrn erflehte. Ich fühlte es zu tief: Ich bin nicht werth aller Barmherzigkeit und Treue, die der Herr an mir gethan hat! Ach, daß doch diese Eindrücke und das Gelübde gänzlicher Hingabe an den Herrn, der mich mit seinem eignen Blut erkauft und errettet hat, ewig unvergeßlich, lebendig und wirksam in meiner Seele bleiben möchten!

Seit mehreren Monaten habe ich oft mein Angesicht verhüllt and meine Kniee gebeugt und bald Thränen der Buße, der Freude und des Dankes mit völligem Ausschütten meines Herzens geweint, bald aus der tiefsten Tiefe meines Herzens gefleht um Gnade und Kraft, um starken, festen, lebendigen, freudigen und in der Liebe thätigen Glauben; um eine unerschütterliche Hoffnung und Weisheit und Verstand, um Demuth und völlige Unterordnung unter die ewi-

gen Rathſchlüſſe des Herrn, um Treue, Geduld und Ausdauer in meinem Berufe; um eine immer vollkommenere Heiligung des Herzens, um die Gnade, daß endlich Alles mir und andern zum Segen und Heil der Seele dienen möge. Am 10. November ſchrieb ich: „Was der Herr eigentlich will mit mir, weiß ich nicht; ich will mich aber ſeinem Willen in Allem unterwerfen. Ach Herr! Dein Wille nur geſchehe in und an mir und durch mich immer und ewig, nämlich, wie er denn nicht anders iſt, dein gnadenvoller heilger Wille! Höre mein Gebet! Du haſt mich nun ſeit ſo vielen Jahren durch alle Nöthe und Verlegenheiten hindurch geführt, wirſt Du es fernerhin nicht thun? Du haſt ſo oft mein ſchwaches Gebet erhört, wirſt Du nun mein durch deines heiligen Geiſtes Kraft viel ſtärkeres und brünſtigeres nicht hören? Biſt du ein Heiland der Sünder, ſo beweiſe dich als einen ſolchen auch an mir und an Allen, die nach Deiner vollen Gnade ſeufzen. Alle meine eigene Gerechtigkeit haſt Du mir bei allem Ringen, Beten und Geloben bis auf den letzten Fetzen ausgezogen und zu Schanden gemacht; und ich würde zerlumpt, ja, gar entblößt daſtehen, wenn der Mantel Deiner Barmherzigkeit mich nicht deckte, wenn Deine Gerechtigkeit, durch Dein Blut auch mir erworben, mich nicht kleidete! Aber es iſt mir nicht genug, daß ich Dir auf den Knieen für alle Beweiſe Deiner unendlichen Gnade und Barmherzigkeit danke und um Fortſetzung derſelben flehe;

es ist mir nicht genug, daß Du mich allein rettest und selig machest; es ist mir auch nicht genug, daß ich meine einfache und vereinzelte Bitte vor Dein heilig Angesicht bringe: nein, ich bin nicht allein, ich schließe mich an alle deine Heiligen an, die auch einst den Kampf des Glaubens kämpften und nun ewig gerettet und selig vor deinem Throne dir danken, oder die noch mit mir in gleicher Lage sich finden, ja, mit ihnen vereint, bitte ich vorerst für diejenigen, die mir im Leben nahe gestanden sind, und denen ich hätte mehr sein, auf die ich segensreicher hätte wirken sollen, ja nimm dich besonders meines Albert an! Erforsche und prüfe mein Herz, und siehe, wie ich es meine! Alles, was ich für mich bitte, lebendige Erkenntniß der Sünde, unerschütterliche Gewißheit deiner vergebenden Gnade, Friede des Herzens und Freudigkeit des Glaubens, unumstößliche Hoffnung des ewigen Lebens in dir, das bitte ich für Alle, die mir am Herzen liegen. Wo ich etwa, wenn auch in großer Schwachheit ein gutes Saatkörnlein ausstreute, oder noch ausstreuen werde, da laß es fröhlich aufgehen und Frucht schaffen für's ewige Leben; wo ich aber irgend Etwas verkehrt gemacht habe, das laß, o ewiger Hoheprieſter, versöhnt und getilgt sein mit deinem Blute, und streue du als der rechte Säemann deinen himmlischen Samen in die Herzen, der hundertfältige Frucht bringt. Dann laß mich dir ewig danken und dienen Tag und Nacht in deinem heiligen Tempel mit allen deinen

Erlöſten. Ja, danken möchte ich dir gern und dienen, aber es geht immer noch ſo ſchwach und jämmerlich her, daß ich neben den Dank hundert Bitten ſtellen und neben dem Dienſt mich hundertmal der Untreue bezüchtigen muß. Darum lege ich mein Herz mit allen Wechſeln und Veränderungen, meine Schickſale mit allen Leiden und Freuden in deine Hand mit der einzigen Bitte, daß du ſelbſt Etwas Ganzes, Vollendetes und Seliges daraus machen möchteſt. Und dieſe einzige Bitte dehne ich aus, weil es dir Eins iſt, auf Alle, die mir auf dem Herzen liegen und will, wenn nicht hier, noch einſt dort ſehen, was du kannſt, wenn ein Herz mit allen Mängeln und Gebrechen, mit allen Wünſchen und Begehrungen ſich deiner allmächtigen Cur anvertraut und für ſeine Mitgenoſſen an der Trübſal, am Kampfe und an deinem ewigen Reiche bittet. Ach Herr, verzeihe mir, daß ich, der ich doch Staub und Aſche und ein großer Sünder bin, ſo Großes wage! Aber du verſchmähſt, verwirfſt nicht, was aus redlichem, gedemüthigtem, und an deine ewige Barmherzigkeit glaubendem Herzen kommt. Nimm meine Bitte auf aus Gnaden, ja nimm mein ganzes Herz, und ſei ihm ein Hoheprieſter, der bittet, ein König, der regieret und herrſchet, ein Prophet, der es lehret den Weg des Friedens und der Seligkeit zu wandeln" u. ſ. w. Am Schluſſe des Jahres den 31. December 1835 ſchrieb ich: „Jetzt erſt habe ich mehr Freudigkeit, nachdem ich die liebſten Neigungen eines

freilich verdorbenen Herzens am Fuße des Kreuzes niedergelegt und auf die liebsten Wünsche verzichtet habe, wenn es der Herr also haben will. Nun ewig Treuer! Decke den Abgrund aller meiner Sünde durch den Abgrund deiner ewigen Barmherzigkeit zu und schaffe du selber ein Neues, das dir wohlgefällig sein kann. Herr und Heiland, ich lege alle Diejenigen, welche mir nahe stehen, auf dein hohepriesterliches Herz; sorge für sie, indem du ihnen Kräfte deiner himmlischen Welt zu genießen giebst; meinen lieben Albert laß dir empfohlen sein und alle Lieben hier und in der Ferne! Gieße Ströme deines erleuchtenden und belebenden Geistes auf uns. Laß jedes erfahren, daß man nur einem Herrn dienen kann, und daß du dieser Eine Herr und Heiland bist" u. s. w.

Solche und ähnliche Gebete finde ich noch viele aufgezeichnet. Ihr Inhalt ist Bitte und Abbitte, Fürbitte, Gebet und Danksagung. In dieser Beziehung war meine Vikariatszeit eine ausserordentlich reiche und fruchtbare Zeit. Meine Spaziergänge gingen in der herrlichen Gegend um Kirchheim am liebsten in einsame Wälder und Felder, und ich führte ein sehr erhöhtes, oft seliges, oft ringendes Geistesleben. Daß ich in dem theuren Hause, in dem herrlichen und so reich mit Liebe gewürzten Familienkreise unaussprechlich viel Freude und Segen in allen Beziehungen genoß, werde ich bis an mein Ende mit dem freudigsten Danke bekennen, und dem edlen Manne, den ich, wie

einſt Falk aus innerſtem Herzensgrunde als meinen treuſten väterlichen Freund und Wohlthäter liebe und verehre, hoffe ich noch in der Ewigkeit, da ihn unterdeſſen der Herr von ſeinem Gnadenthrone erquicken möge, die Hand zu drücken. Daneben machte ich die Bekanntſchaft vieler theurer Männer, denn das liebe Decanathaus war ein gar gaſtliches Haus, und eine geiſtliche Herberge, in welcher alte Einfachheit, Einfalt und treue Liebe herrſchte. Das apoſtoliſche „Herberget gerne!“ war hier an der Tagesordnung, und ich kann es nicht beſchreiben, wie vieler edlen und ſeltnen Genüſſe ich hier theilhaftig wurde. Ich hatte in erhöhtem Grade, da ich es jetzt beſſer verſtand, was ich in Weimar gehabt hatte. Da kamen fürſtliche Perſonen, da kam der herzliche, gelehrte, heitere, mit mehreren hohen Aemtern geſchmückte, fromme Direktor und Prälat Flatt; da kam ein ehemaliger Miniſter Weishaar, da kamen die Profeſſoren Schrader, oder Steudel von Tübingen, ein Klaiber, ſpäter Oberconſiſtorialrath und Prälat, der grundgelehrte und ſcharfſinnige und viel angefochtene Zionswächter der württembergiſchen evangeliſchen Kirche; da kamen Decane und Pfarrer aus dem Inland und Ausland, ein Hoffacker, ein Krummacher, ein Spittler, Zeller v. Beuggen, Barth, Harniſch und viele berühmte Theologen und Pädagogen, die ich nicht alle nennen kann; kurz, es war ein geſuchter und beneideter Aufenthalt. Ueberdieß hatte ich noch bis zum 20. Juli 1836 den theuren Knapp, mit

dem ich früher als Hofmeister, ehe er in die Schriftstellerei kam, fast täglich Mozart'sche und andere Stücke vierhändig spielte, Oberpräceptor, jetzt Professor Eyth, den theuren Hausgenossen und Freund von Tübingen her, später den Nachfolger Knapp's, jetzigen Decan Weitzel, der mir gar lieb wurde, und viele andere gute Freunde und Freundinnen, so daß meine Stellung eine ganz auserlesene und bevorzugte war, und von der Achtung, welche das theure Haus mit Fug und Recht genoß, auch Etwas auf mich überging.

Mein Geschäft als Vikar wurde mir im Ganzen leicht, und die vielen Krankenbesuche, welche ich aus Auftrag des theuren Herrn Dr. Bahnmaier bei Vornehmen und Geringen, bei Gläubigen und Ungläubigen in der Stadt herum machen mußte, waren nicht nur sehr lehrreich, sondern halfen auch, daß ich meist als ein im Geist Betender in der Stadt herum wandelte. Man sollte denken, ich sei jetzt einer der bevorzugtesten und glücklichsten Menschen auf Erden gewesen, den Gott aus einem armen Knaben zum Stadtpfarrgehülfen beim aller Welt bekannten und entweder geliebten, oder gehaßten Decan Bahnmaier in Kirchheim u. T. gemacht hatte. Ich wäre es ohne Zweifel gewesen, wenn mich mein Gott entweder zu einem Engel geschaffen, oder plötzlich umgewandelt hätte. Allein, ich mußte durch Irr-, Fehl- und Mißgänge eines sündigen Erdenbewohners hindurch, und wurde mit unwiderstehlicher Gewalt in einen Kampf, Streit und

Widerſtreit hineingeworfen, den ich ſo gerne vermieden hätte. Alles war darauf berechnet, meinen, wie ich oft rühmen hörte, ſtarken Willen zu brechen, und mich in der friſchen Kraft des kräftigſten Jünglingsalters ſterben zu lehren. Mehr als einmal wäre mir der Tod bei weitem lieber geweſen, als das Leben, trotzdem, daß ich in meiner Glückſeligkeit von Vielen beneidet wurde. Es hatte ſich nämlich ſeit Jahren eine ſtille Neigung zu einer naheſtehenden Jungfrau bei mir feſtgeſetzt, welche, obgleich augenſcheinlich nicht erwiedert, dennoch von mir mit unglückſeliger Beharrlichkeit feſtgehalten wurde und mir fortwährend einen höchſt unnöthigen und überflüſſigen Gemüthskampf verurſachte, bis der Gegenſtand meiner geheimen Liebe die Gattin eines lieben Freundes wurde, dem ich ſelber dazu gerathen, und ich endlich als Sieger und Beſiegter zugleich an der fröhlichen Hochzeittafel ſaß. Wenn ich zurückdenke, ſo kann ich mich über die große Thorheit meiner langen Selbſtquälerei nicht genug verwundern, und doch — ich war nicht im Stande, damals ohne großen Kampf loszukommen. Reſignation, vollſtändige Reſignation, ſagte ich mir mit herbem Gefühl, iſt, bei der Ungewißheit deiner Lage, deine fortwährende Aufgabe; aber dieß Kräutlein kam mir ſo bitter vor, daß mein alter Menſch ſich gewaltig dagegen ſträubte, wenn ich auch immer und immer wieder mir vorhielt, daß in allen Dingen nur der Wille des Herrn

geſchehen müſſe. Da hieß es auch: Wollen habe ich wohl, aber Vollbringen des Guten finde ich nicht.

Dazu kam ein anderes ſchweres Leiden, das mich im Stillen viele Thränen und Seufzer gekoſtet und beinahe krank gemacht hat, zumal ich auch noch häufig mit Magen- und Unterleibsbeſchwerden heimgeſucht war, die ich mir allmählig durch allzu große Geiſtesanſtrengung zugezogen hatte. Ich gerieth nämlich wer ſollte es glauben! in der jugendlichen Schroffheit und Hitze, und lebendig angeregt im Wupperthal, in die heftigſten theologiſchen Diſputationen mit meinem ſo innig und dankbar geliebten und verehrten väterlichen Freund und Wohlthäter, dem ſeligen Decan Dr. Bahnmaier. Seine ganze Anſchauungsweiſe aus der alten Storr'ſchen Schule her ſtimmte in vielen Punkten gar nicht mit der meinigen überein, die ich durch das Leben und die fortgeſchrittene Wiſſenſchaft gewonnen hatte und nach meinem ſonſtigen Charakter mir durchaus nicht nehmen ließ. Wollte mich nun der ehemalige Profeſſor und Dr. der Theologie gleichſam mit Gewalt niederdiſputiren und von der Richtigkeit ſeiner Anſicht in irgend einem Punkt überführen, ſo wehrte ich mich auf Leben und Tod und wollte im jugendlichen Eifer ebenſo wenig um ein Jota weichen, als mein theurer, väterlicher Freund. Seine ganze Anſchauungsweiſe war mir zu äußerlich, trocken und pelagianiſch, während er doch ein von Herzen frommer Mann und Chriſt war, was ich auch ſein wollte; ſo

befestigte sich allmählig eine gewisse Kluft, die uns innerlich nicht recht zusammenkommen ließ, während die alte Liebe immer wieder siegte und eben dadurch nicht wenig geübt wurde. So oft ich mir auch vornahm, ich wolle das Disputiren vermeiden, so oft wurde ich doch unvermuthet wieder hineingezogen und habe es noch später tief beklagt. Ich kann übrigens den theuren Mann von aller Schuld nicht freisprechen, wenn auch meine Unbeugsamkeit, wo ich glaubte, Recht zu haben, und meine rücksichtslose, schneidende Entschiedenheit das Meiste verschuldete. Später bekam ich immer mehr ein gewisses Grausen vor dem leidigen Disputiren und urtheilte immer milder über dergleichen Verschiedenheiten, die nun einmal, wenn man Charaktere will, und keine geistigen Marionetten, nicht zu vermeiden sind und durch die Verschiedenheit der Naturanlage, Lebensführung und Erfahrung, Schule und Bildungszeit immer aufs Neue hervorgerufen werden. Es ist aber, wie wenn der arme Mensch, wo Gott ihm kein Kreuz auferlegt, sich selber immer ein solches, als einen Pfahl ins Fleisch, schaffen müsse, um durch die selbstgeschaffene Noth beten und sich demüthigen zu lernen. Dazu diente mir dieß Alles in hohem Grade, und ich habe aus dem theuren Hause nichts als lauter Heil und Segen mitgenommen.

Eine Hauptobliegenheit waren die Krankenbesuche, die ich, wie schon bemerkt, besonders im Sommer, in der Stadt herum zu machen hatte; da gab es Gele-

genheit, wichtige Erfahrungen zu machen und immer wieder in die rechte Gemüthsſtimmung verſetzt zu werden. Meine Predigten dienten mir auch zur Demüthigung; nicht als hätte man mir in der Stadt, was Inhalt und Form betraf, nicht alle Gerechtigkeit widerfahren laſſen: allein etwas Beſonderes und Ausgezeichnetes, was ich wegen meines beſondern Lebensganges erwartet hatte, war es nun eben doch gerade nicht. Ich war immer wie halb in der Angſt, predigte mit hoher, monotoner Stimme im übergroßen Eifer entſetzlich lang, daß ich weder bei den Weltleuten noch bei den frommen Leuten ein Lieblingsprediger wurde, und faſt immer mit mir ſelber unzufrieden war und dachte: ach, warum habe ich doch ſo hartnäckig nach einem Ziele geſtrebt, das ich nur mit den größten Anſtrengungen und Entſagungen erreichen konnte, um die Zahl, wenn nicht gerade der ſchlechten, doch der mittelmäßigen Prediger zu vermehren? Warum habe ich nicht etwas Anderes viel leichter Erreichbares ergriffen! Jetzt danke ich Gott auch für dieſen Demüthigungsweg, und bin gewiß, daß er der allerbeſte für mich geweſen iſt. Die jungen Herrn Vikare haben in der Regel wenig Nutzen davon, wenn man ſie in den Himmel erhebt und alle Welt ihnen nachläuft. Ich habe mit Gottes Hülfe ſpäter noch beſſer den rechten Ton und Takt der Popularität getroffen, wiewohl eine gewiſſe Schüchternheit, die man nach einem wechſelvollen Lebensgang nicht erwarten ſollte, mir immer noch lange nachge-

gangen ist und sich noch immer zumeist einstellt, wenn ich, körperlich angegriffen, an einem fremden Ort auftreten soll. An Steckenbleiben darf man hiebei nicht denken, sondern an übertriebene Lebhaftigkeit, welche die Verlegenheit verräth. Meine Dispositionsmethode war immer einfach, kurz, präcis und einleuchtend, wie noch immer der alte Kirchenkalender in Kirchheim, wenn er noch vorhanden ist, beweisen wird. Alles Schleppende, Schwerfällige, Ungreifbare, Verwickelte in der Disposition, in Thema und Theilen war mir von jeher zuwider. So lange ich noch nicht württembergischer Staatsbürger und in die Zahl der Candidaten aufgenommen worden war, schwebte ich noch immer in größter Ungewißheit, ob ich wirklich Pfarrer oder zuletzt doch noch Missionar werden würde. In Beziehung auf den Missionsberuf aber wartete ich, wie früher so auch jetzt, um so bestimmter auf einen für mich unzweideutigen Wink von oben, als meine sehr häufigen und lästigen Magen- und Unterleibsbeschwerden mich bedenklich machen mußten, in einen solchen Beruf mich zu wagen. Was wäre dem Reiche Gottes mit einem kränklichen Missionar geholfen gewesen, während ich hoffen durfte, in der Heimath eher Etwas nützen zu können. Doch erhielt dieser Zustand der Ungewißheit Geist und Gemüth immer in einer gewissen Spannung. „Rein ab der Welt und Christo an!“ wovon mir der theure Herr Le Grand mehr als einmal schrieb, wurde in so weit erreicht, als ich bei fortgesetzter

Resignation die ganze Welt für Nichts hielt, und sich in mein Urtheil beinahe etwas Herbes und Schroffes mischte.

Unterdessen nahm ich innigen Antheil an den Leiden und Freuden des theuren Hauses, und stand fortwährend mit Eyth und Weitzel in den freundlichsten Verhältnissen. Seit dem 8. November 1836 kränkelte die theure Frau Doktorin, die edle, theure Mutter und Gattin, die sorgfältige, verständig ruhige Hausfrau, die auch gegen mich von jeher eine mütterliche Freundin gewesen war. Endlich am $^{28}/_{29}$. März 1837 standen und knieten wir an ihrem Sterbelager. Inbrünstige Gebete stiegen zum ewigen Gnadenthrone empor, und die theure, sterbende Mutter konnte nur noch beten: „O Jesu erbarme dich mein!" Am 29. März 1837 Morgens ¾ auf 8 Uhr entschlief sie sanft, wo wir zuerst mit Schmerz, wie es an Sterbelagern der Fall ist, dann aber auch mit Freudigkeit und kindlicher Hingabe in den Willen des Herrn uns unterhielten. Samstag den 1. April, Mittags 2 Uhr, war das Begräbniß. Weitzel hielt die Rede, ich ein Gebet, darin ich unter anderem auch meinen kindlichen Dank für die einem Fremdling erwiesene große Liebe ausdrückte, und ein kleines Gedicht über die Kraft des Namens Jesu im Sterben hinzufügte, in welchem sich die Worte finden:

O Jesu! rief die Seele noch
In letzter tiefster Noth,
Komm bald, hilf und erlöse doch
Mach' Leben aus dem Tod!

Du kommſt und Friede kommt mit Dir,
Im Sterben ſanfte Ruh;
Und freudig ſprechen nun auch wir
O Jeſu! groß biſt Du! —

Daß es mir nach ſo ſchweren Erlebniſſen ein rechtes Herzensanliegen war, dem innig geliebten und durch den Verluſt der treuſten Gattin tiefgebeugten, väterlichen Freund alles zu Gefallen zu thun und ihn ja durch Nichts zu betrüben: daran iſt mir kein Zweifel, und der ins Innerſte ſiehet, weiß es. Dennoch gerieth ich mit dem Theuren nach Verlauf einiger Zeit wieder in einen heftigen Streit über die Lehre von Sünde und Gnade, in welchen ich bei einem Kränzchen, das wir — im Weſentlichen Gleichgeſinnte — oft mit vielem Segen in der Poſt miteinander hielten, wieder hineingezogen worden war, was mir den größten Kummer verurſachte. Als nun der theure Herr Dr., welcher eine Reiſe in die Schweiz zu machen beabſichtigte, mir am 18. Mai 1837 die Eröffnung machte, ich ſolle während ſeiner Abweſenheit Amtsverweſer in Ochſenwang werden, und mein Freund Hausmann ſolle meine Stelle in Kirchheim verſehen, fühlte ich mich aufs Tiefſte gekränkt, hielt es für eine Art Mißtrauensvotum, und plagte mich ganz unnöthig, während der Theure aus Weisheit alſo gehandelt hatte. Einmal dachte er, weil mehrere Jungfrauen, auch eine Schweſter meiner jetzigen lieben Frau im Hauſe waren, Hausmann, der ſchon länger eine Braut hatte, ſei geeig-

neter, und zum Andern sei es für mich lehrreich, eine Pfarrei allein zu verwalten. Zugleich war mein Freund Hausmann in Registraturgeschäften bewanderter, als ich. Der theure väterliche Freund mochte meines Herzens Gedanken, die ich nie sehr verbergen konnte, bemerkt haben und that Alles, was zu meiner Beruhigung geeignet war. Er forderte mich nicht nur auf, damit Jedermann sähe, daß kein Mißverhältniß zwischen uns stattfinde, am Dreieinigkeitsfest Morgens die Festpredigt für ihn zu halten, was ich erst nach einigem Zögern annahm, sondern er gab mir auch noch beim Abschied das silberne Besteck der theuren seligen Frau Doktorin zum Andenken. So war ich nun ungefähr ein Vierteljahr Amtsverweser in Ochsenwang auf der Alb, von woher auf dem ¼ Stunde entfernten Breitenstein sich die großartigste Aussicht in eine reizende Landschaft findet. Eine alte Magd besorgte mir das Nöthigste, und mein Leben war das vollständigste Einsiedlerleben, so ernst und zurückgezogen, als je ein Mönch es geführt haben mag. Einsam am liebsten wanderte ich auf den hohen Bergen herum, und tausend Gebete stiegen empor. Einer meiner Lieblingsspaziergänge war bei der untergehenden Sonne der auf den hohen Breitenstein, den ungeheuren Felsen, von wo aus sich die weiteste Aussicht darbietet, und ich ungestört in der stillen Einsamkeit meine Gedanken und Gebete in die Ewigkeit hinaussenden, ja hinausschreien konnte. Es war eine Zeit großer Demüthigung, es war eine

Zeit großen Segens. Der Herr sei dafür gelobt! Während meines Aufenthalts in Ochsenwang kam die theure Familie Le Grand aus dem Steinthal in's Bad nach Cannstadt, ich brachte glückliche Tage bei ihr zu und begleitete sie bis Nagold zurück. Dem theuren Herrn Le Grand offenbarte ich mein ganzes Inneres und erhielt von ihm eben sowohl weise Zurechtweisung als Aufmunterung und Erquickung. Durch seine thätige Mitwirkung, da er mir einen von der Basler Regierung legalisirten Capitalbrief von 1500 Fl. geschickt hatte, war ich bereits am 9. Februar 1837 Bürger der Stadt Kirchheim und württembergischer Staatsbürger geworden, und hatte nachher um Einreihung in die Candidatenliste gebeten. Bald darauf wurde ich auch völlig unerwartet und ungesucht von der edlen Herrschaft von Wöllwarth zum Pfarrer in Lauterburg auf dem sehr romantischen Aalbuch nominirt und schien demnach zum letzten und höchsten Ziele nur noch einen kleinen Schritt zu haben. Allein noch einmal mußte ich in die tiefste Tiefe eingetaucht und gleichsam wie vernichtet werden.

Auf Lauterburg wurde ich bei einem Spaziergang mit dem lieben Herrn Dr. Bahnmaier ganz zufällig aufmerksam gemacht. Er kannte die Familie und forderte mich gleich auf, Schritte zu thun. Nie hatte ich nachgefragt, wo etwa Patronatspfarreien seien, sondern ich überließ es gänzlich dem Zufall, besser zu sagen dem, der bis dahin mich geleitet hatte. Liebe Freunde

und Freundinnen wandten sich sogleich an verschiedene Glieder der edlen Familie von Wöllwarth, und ich wurde zu einem Besuche in Essingen bei Aalen veranlaßt, um die persönliche Bekanntschaft des dort wohnenden Rittmeisters Freiherrn von Wöllwarth zu machen. Am 4. Oktober 1837 nahm ich mir einen Einspänner und kutschirte über den Hohenstaufen und Gmünd nach Essingen, wo ich mich im Schloß anmelden ließ. Frau von Wöllwarth ließ sagen: ihr Mann sei zwar nicht zu Hause, sie aber werde es freuen, wenn ich kommen wolle. Ich wurde sehr freundlich aufgenommen und traf bei ihr noch die vortreffliche Mutter, Gräfin Scheeler mit ihren Töchtern. Ich unterhielt mich sehr lange und lebhaft mit den edlen Damen und wurde zum Abendessen eingeladen, wo ich nun auch die Bekanntschaft des gar freundlichen stattlichen Herrn von Wöllwarth machte. Die Unterhaltung war sehr belebt und in der Uebereilung nannte Herr von Wöllwarth schon Lauterburg meine Pfarrei, die ich doch auch sehen werde; worüber die Damen herzlich lachten, und was sie für ein gutes Vorzeichen gehalten wissen wollten. Wirklich wäre es auch schon gewiß gewesen, wenn nicht General von Wöllwarth in Stuttgart und Ober-Regierungsrath von Wöllwarth in Bayern Hauptstimmen gehabt hätten. An diese aber wollte Herr von Wöllwarth Empfehlungsbriefe schreiben. Des andern Morgens in aller Frühe wanderte ich durch ein stilles Thal den hohen Berg hinauf Lauterburg zu. Es war mir

eigen zu Muthe, und ich bat Gott inständig, Alles nach seinem heiligen Willen zu lenken, als ich im letzten Gehölz den Gedanken erwog, daß ich vielleicht bald da oben in dem rauhen Clima auf dem Aalbuch Pfarer sein werde. Sonst sprach ich mit Niemandem, ging auch nicht ins Pfarrhaus, sondern nur ins alte Schloß, um die herrliche Aussicht zu genießen. Dort im alten Gemäuer stand eine Haselstaude, auf welcher ich eine Nuß fand, die ich zum Andenken mit nach Kirchheim nahm, wo der liebe Herr Dr. Bahnmaier scherzend eine Probe damit machte, ob ich Pfarrer von Lauterburg werde oder nicht. Er wollte es darnach entscheiden, ob sie leer sei, oder einen Kern habe, und siehe, sie hatte einen schönen vollen Kern. „Sie sind Pfarrer von Lauterburg" hieß es! In stille Betrachtungen versunken, kehrte ich nach Essingen zurück, wo unterdessen die Empfehlungsbriefe für mich an den Herrn General von Wöllwarth geschrieben worden waren, und wo ich auch wieder zum Mittagessen eingeladen worden war.

Nicht nur die Nacht, wo ich nicht recht schlafen konnte, sondern auch auf meiner Morgenwanderung hatte mich der Gedanke beunruhigt, ob der Eindruck, den meine Erscheinung gemacht hatte, nicht allzugünstig für mich sei, und ob es nicht meine Pflicht wäre, eine Art Glaubensbekenntniß abzulegen, damit sich Niemand später beschwere, daß man sich in mir getäuscht habe. Mit dem Entschluß, mich über meine Gesinnung ur-

die Art meiner künftigen Wirksamkeit, auch auf die Gefahr hin, daß ich mißfallen und dadurch meiner Hoffnung verlustig würde, entschieden und unzweideutig auszusprechen, ging ich ins Schloß, wo ich aufs freundlichste aufgenommen wurde. Wir setzten uns noch vor dem Mittagessen an einem Tisch herum, und hier machte ich meinen nach menschlicher Ansicht unnöthigen Gewissensscrupeln Luft. Am meisten wurde der edle Herr von Wöllwarth durch meine Rede betroffen. Er sei, sagte er kein Freund der Pietisten und wünsche keine Secte in Lauterburg; die Pietisten verdammen unschuldige Freuden und treiben das Aergste im Geheimen, haben einen Schein der Frömmigkeit, aber eben nur diesen, um unter dieser Maske nur noch mehr Böses zu thun. Ich versicherte, daß ich eine solche Art von Frömmigkeit von Herzen verabscheue und niemals hegen noch pflegen werde. "Mit dem Namen Pietist" sei es aber eine mißliche Sache, indem man häufig jeden offenbarungsgläubigen evangelischen Christen mit diesem Namen belege. Ich führte die naheliegenden Beispiele von meinen Freunden Bahnmaier und Knapp an, und fragte, ob er denn diese Männer für so schlechte Leute halte? Das wollte er nicht; doch sagte er, gelte der Dr. Bahnmaier im ganzen Lande für einen großen Pietisten. Ich sagte, daß dieß wunderlich genug sei, da viele der sogenannten Pietisten ihn wegen seiner Freimüthigkeit und natürlichen Art nicht recht leiden mögen. Hierauf redete der edle Freiherr noch von

dem frömmelnden und kopfhängeriſchen Weſen, das ihm zuwider ſei. Fromm ſolle man wohl ſein, aber nicht gar zu fromm. Ich erwiderte, daß man zu fromm eigentlich nicht ſein könne, wenn Frömmigkeit etwas Gutes ſei, und daß wir ja eigentlich immer frömmer werden ſollten; ich meine hier freilich keinen bloßen äußeren Anſtrich, der mir zu wider ſei; etwas Kopfhängeriſches werde er bei mir auch nicht gerade bemerken; mir ſei es immer und überall um wahre chriſtliche Frömmigkeit zu thun. Ja, antwortete er, wahre Frömmigkeit, das ſei etwas Anderes. Er müſſe ſagen, daß er etwas von Pietismus bei mir befürchtet habe, ſehe aber, daß es nicht ſo ſei und dergleichen. Frau v. Wöllwarth und Gräfin Scheeler ſtimmten dem, was ich ſagte, meiſtentheils bei. Brachte Herr v. Wöllwarth irgend etwas Fehlerhaftes an der Frömmigkeit vor, ſo verwarf ich es ſogleich, wie er auch; es zeigte ſich deutlich, daß er unter Pietiſten die Scheinheiligen verſtand, welche jener Benennung der wahren Frommen ſehr ſchaden. Er hatte offenbar noch keinen wahren Pietiſten kennen gelernt und theilte noch das Vorurtheil, das auf dem Namen Pietiſten überhaupt ruht. Trotzdem nun, daß wir in Verwerfung des falſchen Scheines einig waren, ſchien er mir doch etwas bedenklich geworden zu ſein und er war beim Mittageſſen weniger geſprächig. Indeſſen erhielt ich meinen Empfehlungsbrief an Herrn General v. Wöllwarth und wurde ſehr freundlich entlaſſen. Beim Abſchied

ſagte ich kurzweg: Wenn Gott will, daß ich Pfarrer in Lauterburg werde, ſo werde ich es werden; wo nicht, ſo will ich auch nicht; worüber ſpäter die Frau v. Wöllwarth noch lachte, als ich in dieſem wahrhaft edlen Kreiſe ſo viele genußreiche Stunden zubringen durfte.

Mit meinem Brief reiſte ich zum General v. Wöllwarth, wo ich ſehr freundlich aufgenommen wurde, und ſogleich beſtimmte Zuſage erhielt, weil unter allen Bewerbern keiner einen ſo intereſſanten Lebensgang gehabt habe. Nun kehrte ich nach dem lieben Kirchheim zurück, wo man auf meinen Reiſebericht ſehr begierig war. Alle lieben Freunde freuten ſich herzlich des günſtigen Berichtes und weiſſagten mir glücklichen Ausgang. Während ich nun aber ſo alle Hoffnung hatte, das ſchwererrungene und immer mehr erſehnte Ziel bald zu erreichen, wie ich denn wirklich bald darauf von den Herrn v. Wöllwarth einſtimmig auf die Pfarrei Lauterburg ernannt wurde, kam ein neues Ungewitter, das mir den ſchönen Hoffnungshimmel gänzlich umwölkte und meine Seele umdüſterte. Württembergiſcher Staatsbürger war ich, auch ſeit beinahe drei Jahren als Stadtpfarrgehülfe vom Conſiſtorium in Kirchheim angeſtellt, allein der Herr Miniſter v. Schlayer wußte noch Nichts von mir, und in die Candidatenliſte war ich noch nicht eingereiht. Als nun die Präſentationsurkunde anlangte, verſagte der Miniſter die Beſtätigung, zürnte dem Conſiſtorium, das

mich angestellt hatte, wollte das Devolutionsrecht eintreten lassen, zog die Gültigkeit meines Consistorialexamens in Zweifel, legte mir alle Prüfungen auf bis herunter aufs Gymnasium und gab es unzweideutig zu verstehen, daß ich nicht Pfarrer in Lauterburg werden solle. Zum Schaden hatte ich mich denn auch noch zu schämen, sowohl vor der Herrschaft v. Wöllwarth als auch vor andern Leuten, die mich schon als Pfarrer betrachtet und titulirt hatten. Ersterer drückte ich mein Bedauern aus, und bat von mir abzustehen; allein der edle Herr v. Wöllwarth brach sein Wort nicht und wehrte sich ritterlich für mich. Um den Herrn Minister Schlayer womöglich günstiger für mich zu stimmen, entschloß ich mich, selber zu ihm zu gehen und ihm meine Verhältnisse auseinander zu setzen. Als ich aber dem seligen Direktor Flatt etwas davon sagte, äußerte er gegen mich: „Sie können es, wenn Sie sich wollen vom Herrn Minister recht anfahren lassen!“ „Ei, antwortete ich, es wird doch nicht gefährlich sein“ und ging in eine Audienz. Richtig fuhr der Herr Minister ziemlich barsch auf mich zu; da ich mich dadurch aber nicht irre machen ließ, sondern mich bestimmt und deutlich aussprach, wurde er immer freundlicher. Ich erklärte unter anderem daß nirgends ein angelegter Plan stattgefunden, daß meine besondere Lebensführung mich nach Württemberg gebracht habe, daß ich Württemberg gewiß nicht mehr würde betreten haben, wenn ich nur im Geringsten von den mir jetzt

sagte ich kurzweg: Wenn Gott will, daß ich Pfarrer in Lauterburg werde, so werde ich es werden; wo nicht, so will ich auch nicht; worüber später die Frau v. Wöllwarth noch lachte, als ich in diesem wahrhaft edlen Kreise so viele genußreiche Stunden zubringen durfte.

Mit meinem Brief reiste ich zum General v. Wöllwarth, wo ich sehr freundlich aufgenommen wurde, und sogleich bestimmte Zusage erhielt, weil unter allen Bewerbern keiner einen so interessanten Lebensgang gehabt habe. Nun kehrte ich nach dem lieben Kirchheim zurück, wo man auf meinen Reisebericht sehr begierig war. Alle lieben Freunde freuten sich herzlich des günstigen Berichtes und weissagten mir glücklichen Ausgang. Während ich nun aber so alle Hoffnung hatte, das schwererrungene und immer mehr ersehnte Ziel bald zu erreichen, wie ich denn wirklich bald darauf von den Herrn v. Wöllwarth einstimmig auf die Pfarrei Lauterburg ernannt wurde, kam ein neues Ungewitter, das mir den schönen Hoffnungshimmel gänzlich umwölkte und meine Seele umdüsterte. Württembergischer Staatsbürger war ich, auch seit beinahe drei Jahren als Stadtpfarrgehülfe vom Consistorium in Kirchheim angestellt, allein der Herr Minister v. Schlayer wußte noch Nichts von mir, und in die Candidatenliste war ich noch nicht eingereiht. Als nun die Präsentationsurkunde anlangte, versagte der Minister die Bestätigung, zürnte dem Consistorium, das

mich angestellt hatte, wollte das Devolutionsrecht eintreten lassen, zog die Gültigkeit meines Consistorialexamens in Zweifel, legte mir alle Prüfungen auf bis herunter aufs Gymnasium und gab es unzweideutig zu verstehen, daß ich nicht Pfarrer in Lauterburg werden solle. Zum Schaden hatte ich mich denn auch noch zu schämen, sowohl vor der Herrschaft v. Wöllwarth als auch vor andern Leuten, die mich schon als Pfarrer betrachtet und titulirt hatten. Ersterer drückte ich mein Bedauern aus, und bat von mir abzustehen; allein der edle Herr v. Wöllwarth brach sein Wort nicht und wehrte sich ritterlich für mich. Um den Herrn Minister Schlayer womöglich günstiger für mich zu stimmen, entschloß ich mich, selber zu ihm zu gehen und ihm meine Verhältnisse auseinander zu setzen. Als ich aber dem seligen Direktor Flatt etwas davon sagte, äußerte er gegen mich: „Sie können es, wenn Sie sich wollen vom Herrn Minister recht anfahren lassen!“ „Ei, antwortete ich, es wird doch nicht gefährlich sein“ und ging in eine Audienz. Richtig fuhr der Herr Minister ziemlich barsch auf mich zu; da ich mich dadurch aber nicht irre machen ließ, sondern mich bestimmt und deutlich aussprach, wurde er immer freundlicher. Ich erklärte unter anderem daß nirgends ein angelegter Plan stattgefunden, daß meine besondere Lebensführung mich nach Württemberg gebracht habe, daß ich Württemberg gewiß nicht mehr würde betreten haben, wenn ich nur im Geringsten von den mir jetzt

in den Weg gelegten Hindernissen eine Ahnung gehabt hätte. Besonders auffallend und kränkend sei es mir, daß ich, nachdem ich seit sieben Jahren die Universität verlassen, ein Examen beim Consistorium erstanden, mehrere Jahre die Stadtpfarrgehülfenstelle in Kirchheim versehen, von allen Seiten her befriedigende Zeugnisse habe, und schon über einundreißig Jahre alt sei, sogar wieder aufs Gymnasium zu einem Examen zurück solle. Worauf der Herr Minister auf der Ferse herumfuhr und das Consistorium heftig tadelte. Ich aber erklärte, daß ich dafür Nichts könne, wenn das Consistorium einen Fehler gemacht habe, was er sogleich mit den Worten: „ja Sie sind unschuldig," zugab, und worauf er mich sehr freundlich durch die Thüre begleitete, ohne jedoch eine bestimmte Zusicherung ertheilt zu haben. Der Herr Minister mochte vermuthen, daß ich eine Tochter vom seligen Decan Bahnmaier, den er von Tübingen her nicht wohl leiden mochte, heirathen solle, und daß alles eine von diesem angelegte Sache sei, was freilich ein großer Irrthum war.

Unterdessen gerieth ich in einen nicht geringen Kampf mit mir selber. Sollte ich diese unerwartete Wendung, durch welche mir das Ziel scheinbar wieder ferner, als je gerückt war, für einen Wink ansehen, daß ich denn doch noch von Gott zum Missionsberuf bestimmt sei? Sollte ich Württemberg sogleich verlassen, um mich der Rheinländischen Missionsgesellschaft

in Elberfeld und Barmen zuzuwenden, die gerne einen Theologen nach Borneo geschickt hätte, und welcher ich halb und halb zugesagt hatte, falls ich mich zum Missionsdienst noch entschließen würde, — oder was sollte ich thun? In der ersten Aufregung hätte ich das Land sogleich verlassen, wenn nicht sanftmüthige liebe Freunde und Freundinnen mich besänftigt hätten. Ueberdieß aber schien ich es meinen Wohlthätern und Gönnern schuldig zu sein, den Minister nicht etwa in der Meinung zu bestärken, ich sei nur durch pietistische Umtriebe eingeschmuggelt worden und habe das Examen zu fürchten, deßwegen habe ich mich jetzt davon gemacht. So entschloß ich mich denn zum Bleiben und meldete mich um zwei Examina auf einmal, nämlich um die theologische Fakultätsprüfung in Tübingen, und das Universitäts-Examen auf dem Gymnasium in Stuttgart, welche in der Art auf einander folgten, daß die Tübinger Prüfung zuerst war und darnach das Gymnasialexamen, so, daß ich alle meine Prüfungen der Reihe nach rücklings erstanden hätte, was ein ordentlicher Schwabenstreich gewesen wäre. Das Gymnasialexamen war mir das bitterste. Ich war seit beinahe acht Jahren von der Philologie weg, hatte Realien nur nebenher getrieben und sollte nun abermal als einunddreißiger unter junge Leute sitzen. Doch, ich mußte in den sauren Apfel beißen und machte mich frisch ans Werk, wie wenn ich jetzt wieder von vorne anzufangen hätte. Von nun an

arbeitete ich wieder Nacht und Tag, machte weder irgend einen Spaziergang noch Besuch und genoß meist nur ein wenig Suppe, um durch meinen schwachen Magen nicht beschwert zu werden. Ich machte insbesondere griechische und hebräische Exercitien, da ich im Lateinischen ordentlich beschlagen war, weil ich fortwährend lateinische Schriftsteller gelesen hatte. Daneben trieb ich Geschichte, Geographie, Arithmetik u. dgl. was man von abgehenden Gymnasiasten fordert. In allem stand mir treulich bei mein treuer Freund Eyth, der mir meine Exercitien corrigirte und als ein vortrefflicher Philolog auf den Sprung half.

So kam allmählig die Zeit immer näher, wo ich in das Läuterungsfeuer eines zwiefachen Examens unbarmherzig halsüberkopf geworfen werden sollte, wobei der alte Knabe leicht Hals, Arm oder Beine hätte brechen mögen. An meinem Geburtstag, den 29. November 1837 ließ ich unten in der Stube laut werden, daß es an demselben keine Blumen mehr gebe, sondern blos rauhe Winde, Stürme und finstere Wolken; überhaupt sei mir die ganze Welt um einen Pfenning feil. Da war aber nun seit einiger Zeit ein junges Wesen im Dekanathause, Freundin und Gehülfin der Töchter des Hauses, die verdroß die trotzige und harte Rede, ging still in den Garten, fand in dem gefrornen Boden noch etliche hübsche Blümlein, befeuchtete sie, steckte sie in ein Schächtelchen und legte folgenden Zauberspruch bei:

Ihr lieben Blümlein zart und fein,
Wer schließt euch denn so grausam ein
In dieß Versteck der Nacht?
Müßt ihr denn scheun des Tages Licht,
Mit Vorsicht streng bewacht?

So schuldlos blicket ihr mich an,
Ihr habt in Wahrheit Nichts gethan,
Das einer Strafe werth!
Und doch! — o bleibet zart und still
Bis euer wird begehrt!

Und wollt ihr welken, Blümchen schön,
Mag ich es nicht gern sehn.
Doch — welket ihr auch immerhin,
Im Herzen bleibet frisch und grün,
Treu, Lieb' und zarter Sinn!

Von diesem Geheimniß wußte ich freilich Nichts. Wohl begegnete mir an meinem Geburtstage, als ich im Kirchenrocke aus der Kirche kam, auf der Treppe meine nachmalige vielgeliebte Braut und Gattin, Sophie Vögelen, Tochter des Präceptors in Weilheim u. T. und grüßte mich freundlich; an etwas weiteres aber konnte ich kaum denken. Bei Präceptor Vögelen war ich zum erstenmale in meinem Leben zur Weinlese eingeladen gewesen, besuchte ihn auch sonst hie und da, indem wir Violine mit einander spielten, ohne daß ich jedoch meine nachmalige liebe Braut und Gattin welche eine Reihe von Jahren in Schwäbisch-Hall bei einem Verwandten — Major von Gaupp zubrachte, so viel ich mich erinnere, jemals gesehen

hätte. Indeſſen hatte ich einen Bund mit meinen Augen gemacht, daß ich keine Jungfrau recht anſehen wolle, außer, wenn ich einmal die Abſicht, ſie wirklich zu heirathen, haben könne, d. h. ich wollte mich vor leeren Liebſchaften möglichſt in Acht nehmen. Nun hatte ich zwar den lieben Präceptor Vögelen in Weilheim von jeher als einen treuherzigen Mann und erfahrenen Schulmann und Chriſten geliebt, auch ſeine Tochter, als eine edle und ſtille Jungfrau geſchätzt, ſo lange ſie im Dekanathauſe war, aber ſo zu ſagen, doch nie recht angeſehen. Da war am 11. December ihr Geburtstag. Emma, die edle Tochter des Hauſes, erzählte nun ganz zufällig eine ihr auffallende Aeußerung der Sophie, die geſagt habe, ſie ſei allemal vergnügt und freue ſich, wenn wieder ein Jahr vorüber ſei; warum man ſich nicht freuen ſolle, wenn man dem Himmel immer näher komme u. dgl. „Aber die Sünde?“ Die vergibt der Heiland, war die kecke Antwort. Dieß gefiel mir, und nun beſah ich mir die Sophie genauer, und ſie gefiel mir auch. Doch wollte ich auch jetzt bei dem böſen Stand der Dinge, da mir die Anſtellung wieder ungewiß geworden war, mir alle Heirathsgedanken aus dem Sinn ſchlagen. Doch am 22. Dezember Abends ließ mich der theure Herr Doktor Bahnmaier auf ſein Zimmer kommen, fragte mich aus, und ſagte, wegen meiner Anſtellung dürfe ich ruhig ſein und dürfe mich deßwegen wohl verloben. Sogleich ließ er auch die Sophie kommen.

Ich fragte sie, ob sie es wage, und auch zufrieden sein wolle, wenn ich durchaus nicht Pfarrer in Lauterburg werde, oder durchs Examen falle, oder als Missionar nach Indien gehe? Und als sie das bejahte, schlugen wir ein, gaben uns den ersten Kuß als Unterpfand, und unser väterlicher Freund führte vergnügt ein unerwartet beglücktes Brautpaar in die untere Stube. Noch an diesem Abend wurde auch das Schächtelchen mit den Blumen geöffnet und siehe da! sie hatten sich bis zur Stunde unseres Verspruchs ganz herrlich erhalten! So war ich mitten in meinen Sorgen ein überaus glücklicher Bräutigam geworden, dem seine Braut mit jedem Tag besser gefiel, je genauer er sie betrachtete und auch dem Geiste nach kennen lernte. Am Christfest 1837 fuhren wir nach Weilheim und waren beide über unser „Christkindle," wofür wir gegenseitig uns betrachteten, unaussprechlich glücklich. Wir waren beide völlig überzeugt, daß der Wille des Herrn geschehen sei, und überließen ihm getrost die Zukunft.

Meine düstere Stimmung war nun verscheucht; zwischen meine Vorbereitungsarbeiten auf zwei Examina hinein, hatte ich eine Erquickung, indem ich gewöhnlich Sonntags nach dem nahem Weilheim ging, wo meine liebe Braut in's elterliche Haus zurückgekehrt war, um ihre Aussteuer zu rüsten. So blieb der Geist frischer und bequemte sich leichter zu griechischen, hebräischen und andern Exercitien die ich nun einmal durchmachen

mußte, da ich mich um das Gymnasialexamen gemeldet hatte. Endlich erschien am 14. März 1838 ein Rescript, durch welches ich von der Vorprüfung dispensirt, zur Fakultätsprüfung aber in Tübingen citirt wurde, wohin ich gleich am 15. März reiste. Am 16. war schriftliche Prüfung von Morgens 6 — 1 Uhr, am darauffolgenden Tage, einem Samstag abermal, sowie am Montag; am Donnerstag Kinderlehre, am Freitag Vor- und Nachmittags mündliche Prüfung und am Sonntage hatten wir in der Schloßkirche zu predigen. Ich hatte den herrlichen Text Römer 8, 28 — 29. und wählte zum Thema „die selige Gewißheit, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen." Da ich diese Wahrheit so oft an mir selbst erfahren hatte, so trug auch meine sehr lebendige Predigt das Gepräge des Erlebten und Erfahrenen, und ich bekam in derselben erste Classe. Mein Logis hatte ich bei dem Herrn Professor v. Schrader, einem guten Juristen und noch bessern Christen. Obgleich ich mich auf die theologische Prüfung nur wenig hatte vorbereiten können, ging es mir, da ich früher immer fleißig fortstudirt hatte, doch mit Gottes Hülfe gut. Montag, den 21. März umlagerten wir die Aula und warteten auf unser Urtheil. Ich konnte insoweit dem Bescheid ruhig entgegensehen, als ich wußte, daß er nicht ganz schlecht ausfallen werde. Manche aber meiner Mitexaminirten waren voll Furcht und Warten der Dinge, die da kommen sollten. Endlich wur-

den wir in den Saal gerufen, wo uns unſer Urtheil in Gegenwart des Königlichen Commiſſairs publicirt wurde. Ich erhielt unter den dreizehn dießmal examinirten Candidaten die erſte Nummer und wurde dadurch innerlich ebenſowohl tief beſchämt, als zum innigſten Danke gegen meinen getreuen Gott und Heiland aufgefordert, der mich ſo oft aus vielen und großen Nöthen errettet und aus dem tiefen Schlamm wieder ins Freie gezogen hatte. Ich erkannte Alles als lautere Gnade, beugte mich vor dem ewigen Gnadenthrone, gelobte Alles, ſoweit es einem ſchwachen ſündigen Menſchenkinde nur immer zuſteht, und war noch hundertmal glücklicher, wenn ich an meine innig geliebte Braut dachte, die, wie ich wohl wußte, im Geiſte Alles mit mir durchmachte. Ich will nicht ungerecht ſein, aber vielleicht war es keinem der mitexaminirten Candidaten, wie mir; es hatte auch Keiner ähnliche Lebenserfahrungen machen müſſen, und ich war um ein Gutes älter, als ſie alle. Alle meine Freunde hatten eine herzliche Freude, und der ſeitdem entſchlafene Dr. Kern meinte, jetzt werde der Herr Miniſter doch auch günſtiger geſtimmt werden und mir meine Pfarrei weiter nicht ſtreitig machen. Das Alles empfahl ich Gott, der meine mühſelige Arbeit bis dahin geſegnet hatte. Ich ſtand doch nicht da als ein Ignorant, den man aus unlautern Abſichten nur ſo eingeſchmuggelt habe, und meine Wohlthäter und Gönner, beſonders Dr. Bahnmaier waren auch gerechtfertigt. Es

war und sollte nicht sein etwas Glänzendes, aber es war viel und übergenug, wenn ich an meinen Lebens- und Studiengang zurück dachte. Im einundzwanzigsten Jahre fing ich wie ein Knabe, Alles von vorn an; ich konnte weder Lateinisch, noch Griechisch, noch Hebräisch, war überhaupt nicht geschult, wußte nicht einmal die biblische Geschichte, wie sie heutzutage jeder ordentliche Confirmand inne hat, ebensowenig etwas von Realien und hatte überdieß nicht die Mittel, mir Privatunterricht ertheilen zu lassen, sondern mußte das Meiste, ja fast Alles, und zwar mit ungeheurer Anstrengung, meist immer auf mich selber verwiesen, mir selber überlassen, nachholen. Wie viel weiter wäre ich in wissenschaftlicher Beziehung gekommen, wenn ich nach Bedürfniß Privatunterricht hätte nehmen können. Und dennoch hatte ich zwei Examina ehrenvoll, mit dem Prädikat „gut", bestanden, und mußte mich oft wundern, wenn ich bemerkte, wie die von Kindesbeinen an fort und fort geschulten Candidaten mich nicht immer gerade glänzend überstrahlten. Ich wende nun daher auch bei meinen Kindern den Grundsatz an, sie nicht als Treibhauspflanzen zu frühe zu steigern, daß sie nicht verkrüppeln, sondern körperlich und geistig sich allmählig entwickeln und wirkliche Personen werden, die wissen, was sie wollen und sollen, und mit Gottes Hülfe am Ende es auch können.

Am 27. März kehrte ich nach Kirchheim zurück und, am 28. ging ich nach der Betstunde gen Weil-

heim. Meine liebe Braut kam mir halbwegs entgegen, und wir freuten uns herzlich, daß wieder etwas hinter uns lag, und dankten Dem dafür, aus dessen treuer Hand wir Alles hinnahmen. Meine liebe Braut hatte noch zwei Schwestern, welche zu gleicher Zeit auch Bräute waren, eine mit einem Pfarramtsverweser, die andere mit einem Revierförster. Waren es glückliche Tage gewesen, als wir drei Brautpaare im Februar die silberne Hochzeit der Eltern festlich in Weilheim begingen, so waren die jetzt folgenden Tage darum noch glücklicher, weil ich die widrige Examenslast vom Halse hatte und überdieß vom edlen Herrn v. Wöllwarth in Essingen die wiederholte Versicherung erhielt, daß meine Nomination Gültigkeit behalten und ich Pfarrer in Lauterburg werden müsse. Da machten wir manchen Ausflug auf die nahen herrlichen Berge, da fanden sich die Seelen immerhin in dem einen ewigen Urgrunde zusammen, da brachten wir Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung vor den ewigen Gnadenthron, da ging uns immer mehr der Mai des Lebens in seiner ganzen bräutlichen Herrlichkeit auf, wenn wir unter den lieblich duftenden Blumen und Blüthen des Wonnemonats hinwanderten, und die guten dienstbaren Geister Gottes auf allen Wegen und Stegen unsere freundlichen Leiter und Begleiter waren. Ein Hauch der himmlischen Welt durchwehte unsere Seelen; heller brannte die Flamme bräutlicher Liebe; in freundlicherem Licht glänzte die

Sonne über unsern Häuptern; schöner leuchteten die Sterne; milder wehten die Lüfte, und die Erde erschien wie verklärt; kurz, wir befanden uns, wie in einer andern Welt. Ich kann nicht umhin, hier die Beschreibung eines schönen Ausfluges aus dem Tagebuch meiner lieben Braut, das ich kürzlich in die Hand bekam, einzuschalten.

Weilheim, den 8. Mai 1838.

Ich habe das Heimweh so sehr nach Dir, mein geliebter Johannes, deßhalb muß ich die Feder ergreifen und mich schriftlich mit Dir unterhalten. Wir waren gestern so glücklich mit einander, gewiß! es war der schönste Maientag unseres Lebens! Alles war vereinigt, den Tag lieblich und herrlich zu machen. Gern möchte ich Dich wieder an alle die schönen Punkte erinnern, wo wir, erhaben über Alles, den herrlichsten Anblick der weit um uns blühenden Schöpfung unseres Gottes genießen durften. Ach, wie waren wir so glücklich Eines an des Andern Seite! Die Liebe ist es, welche Alles noch schöner machte, und auch alle Beschwerlichkeiten auf unserm Gang leicht ertragen ließ. Und wenn ich an die gefährlichen Stellen auf unserem Wege denke, wie fühle ich mich so sicher an Deiner Hand! Darf ich es kühn wagen, aus diesem ersten Gang, welchen wir ungestört miteinander an einem lieben, langen Tag machen durften, mir ein Bild für den kommenden Gang unsers Le-

bens zu machen? Es ſei! Ich wage es in Gottes Namen! Ohne zu leben in hohen Idealen und Phantaſien, weiß ich, daß treue, wahre Liebe dieſem Leben ein freundliches Licht giebt, welches aus dem ewigen Lichte, das auch nur Liebe iſt, quillt. Nun, wenn mir Gott noch längere Jahre des Lebens ſchenken will, und ich in dieſen auch wieder lebhaft mich des glücklichen Brautſtandes erinnere, werde ich ſchon zum Theil mir ſagen können, ob meine Anſichten des häuslichen Friedens und Glücks wirklich auf dem ächt chriſtlichen Fundamente ruhten, und auf dieſem ihre Bewährung gefunden haben. Laß mich noch einmal, mein lieber Johannes, unſere Wanderung durchgehn mit Dir und Allem, das uns begegnete, eine Bedeutung für unſer künftiges Leben geben! Doch iſt es gut, daß Du es nicht ſo bald zum Leſen bekömmſt, denn Du könnteſt mich auch noch der Schwärmerei beſchuldigen; nenne es deßhalb ſpäter lieber eine Kinderei, welche meinem Gemüthe von früher Jugend an eigenthümlich war und allem Bedeutungsloſen eine tiefere Bedeutung erſt gab, und dem gewöhnlichen Leben einen andern höhern Schein verlieh. Iſt denn auch das Leben nur, wie wir es mit unſern leiblichen Augen ſehen? Hat nicht alles Kleine eine tiefe, ewige Bedeutſamkeit? Das Leben des Geiſtes mit ſeinen geheimen Verbindungen bleibt nur ſolchen ungeahnt und unfühlbar, die unter der Herrſchaft des Fleiſches ſtehen, deren Geiſt immer enger zurückgedrängt und

unzugänglich für alle Ansprache der geistigen Welt bleibt.

In einer etwas gedrückten Stimmung war ich, als wir das elterliche Haus verließen; doch bald wurde es mir in der freien herrlichen Natur, an Deiner Seite und unter erhebenden Gesprächen, leichter um's Herz. Wir gingen ziemlich schnell, und ein starker, die Hitze des Tages mildernder, Wind trieb uns noch mehr vorwärts. Nach einer Stunde kamen wir an einen hohen Berg, die Teck. Wir machten uns so leicht als möglich, und erstiegen frischen Muthes eine bedeutende Anhöhe, suchten dann ein Plätzchen, an welchem wir vom Wind gesichert ausruhen konnten, und ließen uns auch die erste Ruhe so wohl gefallen, als hätten wir für den ganzen Tag nimmer weiter zu gehen. Nichts störte uns und unsere stillen Freuden, mir war es, als käme ein Bote vom freundlichen blauen Himmel herab, mit dem Gruß: „Friede sei mit Euch!" Ja, der Friede Gottes war in uns und waltete überall um uns herum. Nachdem wir lange so im Frieden geruht hatten, trieb es uns selbst wieder, den höchsten Gipfel des Berges zu erreichen; noch leichter als zuvor ging es nun wieder rasch aufwärts, nur manchmal mußten wir uns umschauen und den Herrn preisen, der so Herrliches um uns geschaffen hatte. Endlich erreichten wir ohne Müdigkeit, ohne Hunger und Durst die Höhe des Berges und konnten nun nicht satt werden im Genusse alles des Schönen

und Beseligenden, womit unsere Seelen gespeist wurden. Nicht mehr so lange setzten wir uns an einer lieblichen Stelle nieder, weil wir noch vor Mittag in das Thal zurück wollten. Du, mein lieber Freund, kanntest nun schon einen gar schmalen Pfad durch Dornen, Felsen und Abhänge, aber es ging immer auf der Anhöhe des Berges dahin, und wir übersahen dabei die Gegend immer wieder von einer neuen schönen Seite. Hoher, freudiger Glaube, der Du uns dem Himmel am nächsten bringst, erhalte uns auch auf dem schmalen Wege, durch Alles hindurch immer nahe, dem einigen Trost und der höchsten Freude unsers Lebens, und, o mein Vater! erhalte mir für mein ganzes Leben den treuen und sichern Führer zur Seite, die Stütze meiner weiblichen Schwachheit! Unverdrossen kamen wir auf unsrem Pfade weiter und erreichten am Ende desselben einen Felsen, welcher mir wie ein Tempel unsers großen Gottes erschien. Es war so abgeschieden von der Welt, ein heiliger Ernst wohnte um uns, ich hätte niederfallen mögen auf mein Angesicht und im Heiligthum, das um uns und in uns sich fühlbar machte, mich, uns als Eins, dem Herrn zum Opfer darbringen. Wir waren ihm nahe, er ging nicht, ohne uns zu segnen. Ungern nur verließ ich diese hehre Stätte, um den Weg in das vor uns liegende Thal anzutreten; doch Du, mein Geliebter, mahntest mich, und ich folgte Deinem Rufe, weil Du mit der Zeit weise und vorsichtig überein-

zustimmen wußtest, auch war mir der Weg unbekannt, und ich mußte mich ganz Deiner Führung anvertrauen, fragte deßhalb auch: „Werden wir nicht verirren?“ Doch beruhigtest Du mich mit der Versicherung, daß wir bald den rechten Weg finden werden. Dieß fand ich auch alsobald bestätiget, und obwohl es nun sehr steil abwärts ging, mein Fuß manchmal ausgleitete und die Dornen uns oft nicht weiter lassen wollten, kamen wir doch wohlbehalten am Fuße des Berges an. Du hattest mir treulich geholfen und meine ungewissen-Tritte sicher gemacht. Eine Zeit lang ging es noch über einen recht dürren, steinigten Boden, doch sahen wir schon vor uns den lieblichen Weg, durch die frischgrünenden Wiesen und blühenden Bäume. Wenn auch einmal zur Mittagszeit des Lebens wir von den Höhen jugendlicher Begeisterung herabgestiegen sind, und eine Geistestrockenheit uns über eine dürre und kahle Ebene führt, so wird auch unserem Auge sich wieder ein angenehmer, lieblicher Weg öffnen, auf dem wir froh im Thale weiter gehen können. Wir fühlten nun auch beide ein Bedürfniß nach Speise und Trank, und freuten uns, im naheliegenden Dorfe zu finden, was wir bedürftig waren. Wirklich hatten wir uns auch nicht getäuscht, denn, obwohl unsere Mahlzeit sehr einfach war, so schmeckte es uns doch ganz vortrefflich, und ich hätte mir nichts Besseres zu wünschen gewußt. So wird der Herr auch im Leiblichen uns einen guten und

geſegneten Tiſch bereiten und die köſtliche Würze: Zufriedenheit darauf ſtreuen und jeden Trank mit dem ſüßen Zucker der Liebe verſüßen.

Nachdem wir vollkommen geſättigt waren, beſuchten wir einen lieben chriſtlichen Freund, welcher immer noch um ſeine theure Gattin trauerte, die ihm in der Mitte des Lebens von der Seite genommen wurde, und durch die Mittheilung der Erfahrungen, welche er an dem Krankenbette eines ſeiner Kinder gemacht, trat der Ernſt des Lebens in ſeiner ganzen Geſtalt vor uns, doch nicht Furcht erregend, denn er war uns ja nicht mehr ſo fremd, wir kannten ſchon den edlen Geiſt, der in ihm wohnte, und wenn er einſt auch in unſerem Hauſe einkehren wird, wollen wir ihn walten laſſen. Seine Spuren ſind lauter Segen. Es war uns wohl im Herzen bei dieſem Freund, doch mußten wir nach einigen Stunden aufbrechen, um bei einer frommen alten Frau in einem entfernten Orte einen Beſuch zu machen. Wir hatten dahin eine angenehme Landſtraße und ſahen über uns den Berg und die Felſen, auf welchen wir geweſen waren, erfreuten uns an ihrer Erinnerung, waren aber zugleich froh, daß unſer Weg nun eben am Berge dahin ging. Die alte fromme Freundin trafen wir in einem freundlichen Garten, mitten unter Frühlingsblumen und fröhlichen Kindern, ihren Urenkeln, doch das leibliche Auge hatte nicht mehr viel Sinn für ihre Schönheiten, das geiſtige richtete ſich nach der Schönheit

des Himmels, und ihr Ohr wollte nur hören Worte des ewigen Lebens. Stilles, ruhiges Alter werde auch uns zu Theil, um durch Alles zu reifen für die Ewigkeit! Du haſt eine Würde in dem wieder klein und ſchwach gewordenen Menſchen, denn der fromme Geiſt des Alters ſpricht ohne Worte mehr, als die lebendigſte Sprache der Jugend. — Es wurde Abend, und wir mußten uns zum Heimgang bereit machen. Wir nahmen Abſchied, und da wir gerade in meinem Geburtsort waren, gingen wir an dem Haus vorüber, in welchem ich zuerſt das Tageslicht erblickte, und alle unſchuldig frohen Spiele der Kindheit tauchten in lebhafter Erinnerung auf in meiner Seele, und Dank, Lob und Preis mußte ich im Stillen bringen Dem, der ſchon ſo viel Gutes an mir gethan und meine Wege ſo freundlich geleitet hatte. Auf dem Heimgang kamen wir noch durch ein Dorf, in welchem wir einen Freund beſuchten. Er war alt und müde; doch ſeinem Geiſt ſchienen die Pforten der Ewigkeit nicht ſo freundlich nahe. Der Geiſt war im Leben immer reich und wurde nun immer ärmer. Möge Gott am Ende des Lebens uns das vollkommene Armſein in uns ſelbſt ſchenken, damit wir den vollen Reichthum Jeſu Chriſti dahin nehmen können! Der Abend war ſo mild und ruhig, wir liebten uns ſo innig, waren ganz Eins. Die Sonne war untergegangen, aber der Mond leuchtete uns am blauen, heitern Himmel. Friede hatte uns von Anfang begleitet, Friede war mit uns

bis ins ſtille Schlafkämmerlein. Herr, ſchenke ein ſeliges Auferſtehn, und laß uns mit dem Chor der Engel und allen Frommen ſingen: „Hallelujah! Hallelujah! Ehr' und Preis von Ewigkeit zu Ewigkeit ſei Dem, der auf dem Stuhl ſitzt, dem Lamm, das erwürgt war. Amen!"

Kein Wunder, daß auch in bedeutungsvollen Träumen die guten Geiſter Gottes ſich uns nahten. Am 5. Juli 1838 beſuchte mich meine liebe Braut in Kirchheim und erzählte mir folgenden Traum. Sie war in der Kirche zu Kirchheim; da vernahm ſie, wenn ein Feuer am Himmel ſtehe, ſo werde ich nicht Pfarrer in Lauterburg, wenn aber ein Licht erſcheine, ſo werde ich es. Auf das Eine, wie das Andere wohl gefaßt, ſah ſie plötzlich ein Feuer, das unbeſtimmt hin- und herflackerte, auf einmal aber ſich in's hellſte und herrlichſte Licht verklärte, indem die Worte, an welchen Sophie aufwachte, dazu ertönten: „Dein Thun iſt lauter Segen, dein Gang iſt lauter Licht!"

Da ich nie viel auf Träume achtete, ließ ich auch dieſen unbeachtet, und erſt am Abend, als ſpät noch in einem Briefe die Nachricht an mich gelangte, ich ſei als Pfarrer beſtätigt, fiel er mir wieder ein; meine liebe Braut aber war ihrer Sache ſo gewiß, daß ſie am andern Morgen gleich wußte, warum ich ſo früh nach Weilheim komme, noch ehe ich ein Wort geredet hatte. Von allen Seiten wurden wir nun beglückwünſcht. Der theure Knapp ſchrieb unter Anderem an einen Freund:

„Daß Denner länger nicht gebaunt,
„Vielmehr zum Paſtor iſt ernannt,
„Darob wird ſein ſein Mund voll Lachen,
„Und auch die edelwerthe Braut
„Wird gar kein ſauer G'ſichtlein machen,
„Wenn ſie nun einen Paſtor ſchaut,
„Der ſchon als harrender Vikar
„Ihr Apfel in den Augen war.
„Gott aber ſehe gnädig drein,
„Daß Bräutigam und Bräutelein
„Nun bald gen Lauterburg heimziehen,
„Und dort vor ihm als Palmen blühen! —
„Ich hab's vom Conſiſtorium,
„Daß Denner Pfarrer iſt um und um, u. ſ. w.
„Von Wöllwarth" heißet der Patron,
„Der Nomen hier und Omen hat;
„Vom Warten war der liebe Sohn
„Mit ſeinem Bräutlein ziemlich matt,
„Doch, wenn wir „wöllen warten" geht's
„Zum guten Ziele dennoch ſtets.
„Drum führt der Herr Die „wöllen warten,"
„Zum Wöllwarth in den Pfarrersgarten." —

Nun gab es vielerlei zu beſorgen und Beſuche zu machen. Wieder über Hohenſtaufen reiſte ich auch nach Eſſingen, wo ich im Schloß äußerſt freundlich aufgenommen und zum Mittageſſen eingeladen wurde. Dann machte ich dem Herrn Decan Goes in Rabin meine Aufwartung, fuhr nach Lauterburg, ſah dort Alles ein und blieb über Nacht. Jetzt war es mir anders, als das erſte mal; ich wußte, daß ich auf dieſer romantiſchen Höhe Pfarrer ſei, und das Pfarr-

haus gefiel mir deßwegen so wohl, weil man aus demselben die herrlichste und weiteste Aussicht genießt. Wir machten uns auch einen Brautbesuch in Hall, und unser Hochzeitstag rückte immer näher herbei. Mit herzlichem Gebet und Beugen und Geloben gingen wir dem wichtigen Tage, der uns am 31. Juli 1838 aufging, entgegen. Die Trauung wollte und sollte natürlich mein väterlicher Freund Dr. Bahnmaier in Kirchheim vornehmen. Meine liebe Braut kam deßwegen von Weilheim, und am 31. Juli Morgens standen wir vor dem Altare. Es hatten sich viele theilnehmende Freunde eingefunden, und die Lehrer der Stadt führten einen schönen Chorgesang mit Musik auf. Alles hatte sich vereinigt, um unsern Hochzeitstag zu einem freundlichen und schönen Tage zu machen. Der theure, väterliche Freund redete Worte der herzlichen Liebe zu uns. Mein Ja sagte ich mit so lauter Stimme, daß alle Anwesenden merken konnten, es gehe dem Bräutigam von Herzen, und meine liebe Braut war tief ergriffen. Nach der Copulation hielten wir in der Post ein einfaches Frühstück. Alle unsere lieben Freunde und Freundinnen nahmen daran Antheil, und da wir unserem vielgeliebten väterlichen Freund natürlich den Ehrenplatz zugedacht hatten, verweigerte er es und sagte: „Nein, der ist für Ihren Vater Falk, welcher heute, wenn es ihm vergönnt ist, gewiß mit Wohlgefallen aus jener Welt herüberschaut! Auch mehrere liebliche Trinksprüche wurden gebracht,

bis wir uns unter Thränen mit den lieben Eltern in ein bekränztes Gefährt setzten und nach Stuttgart fuhren, wo wir bei der lieben Tante Walz das Mittagsmahl hielten. Zugegen waren der liebe Onkel mit der lieben Tante, Pfarrer Handel v. Stammheim, der liebe Onkel v. Sindelfingen, Präceptor Vögelen und Oberhelfer Knapp v. Stuttgart, der theure alte Freund und der andere Knapp, gegenwärtig Decan und Stadtpfarrer in Eßlingen. Das Tischgespräch war heiter und ernst, lieblich und mit Salz gewürzt.

Nachher übergab der liebe Knapp folgendes Hochzeitsgedicht:

„Einst bist Du ein Fremdling gewesen,
O Bräutigam arm und klein;
Nun hat Dich Christus erlesen,
Ein Mann und Pfarrer zu sein;
Und du, liebwerthes Bräutchen,
Vordem so wenig laut,
Stehst nun vor jauchzenden Leutchen
Als eine Pfarrersbraut.

Ja, was wir prophezeiet,
Traf ein mit voller Macht!
Seht, wie sich der Bräutigam freuet!
Seht, wie das Bräutlein lacht!
Nicht in der Ferne da draußen
Geht nun des Fremdlings Steg;
Anstatt gen Brunhardshausen,
Geht Lauterburg zu der Weg!

O Bräutigam! sieh', wie den Samen
Verschleift ein Vögelein,

Daß er in Gottes Namen
Aufblüht im Felsgeſtein;
Schau, wie geſalzene Fiſche
Darkommen vom nordiſchen Meer,
So führt dich in lieblicher Friſche
Dein Gott nach Württemberg her!

Da ſollſt Du wirken im Frieden,
Im Tempel ſtehen des Herrn;
Da ſollſt Du, ohn' Ermüden
Für ihn, den Morgenſtern,
All' Deine Kraft verzehren,
So viel er irgend gab;
Da ſollſt Du einſt in Ehren
Hinſinken in Dein Grab.

Wohlan! Du biſt willkommen
Sollſt ganz Dein Bräutchen han,
Und in dem Kreis der Frommen
Als Württemberger ſtahn;
Sollſt innig Dich verſchmelzen
Mit unſrem Kirchenleib; —
Ja, helfet die Noth abwälzen,
Herr Pfarrer und ſein Weib!

Es iſt noch viel zu ſchaffen
In dieſer armen Zeit.
Dazu ſtehn heil'ge Waffen
Für Eure Hände bereit.
So ſchaffet, helfet, ringet,
Daß ihr gewinnet den Tag,
Bevor die Nacht eindringet,
Da Niemand wirken mag.

Ihr habet gelernet zu beten!
Das iſt wohl göttliche Kunſt;

Ihr wiſſet vor Gott zu treten,
Zu fliehn des Weltſinns Dunſt.
Laßt ſolche Kunſt nur dauern
In Eurem Hauſe ſtets!
Denn Pfarrer welken, verſauern
Ohne den Geiſt des Gebets.

Ihr habt gelernet zu wachen
In Chriſti Gnadenſchein:
Drum richtet all' Eure Sachen
Nur täglich wachſam ein!
Der Satan will nicht ſchlafen,
Und wo ein Hirte ſchläft,
Da hat er bei den Schafen
Gar freies Mordgeſchäft.

Ihr habt gelernet zu lieben,
In Demuth herzugehn.
O lernt's noch beſſer üben,
Denn viel noch muß geſchehn!
Je tiefer ein Herz ſich beuget,
Je beſſer bleibt's bewahrt,
Je Größeres d'rin erzeuget
Der Geiſt nach Gottes Art.

Seid Ihr ein Wunder der Gnade
An Eurem Hochzeitstag,
So zeiget auf Eurem Pfade
Auch ferner, was Gott vermag!
Noch iſt viel Segen zurücke,
In ſeinen Tiefen ſtill,
Den Euch zum ewigen Glücke
Der Heiland ſchenken will.

Zu viel der Miethlinge haben
Wir, ach! im weiten Land,

Die Seelen nur begraben
Im dürren Erdenland;
Ihr aber sollt als Hirten
Euch mühn, ermahnen, flehn,
Und keusch vor den Verirrten
Empor zum Himmel gehn!

Die Trübsal wird nicht schwächen
Der Herzen festen Bund;
Gott wird nur tiefer brechen
Dadurch den Seelengrund,
Damit die Höhen fallen
Im Geiste mancherlei,
Damit er Alles in Allen
Zuletzt den Seelen sei.

Grünt täglich ihm wie Palmen
Im frischen Himmelsglanz!
Erzeuget edle Halmen
Zum ew'gen Aehrenkranz;
Und wie Euch heut' ein Pfingsten
Steht im verklärten Sinn,
Stell' er mit seinen Geringsten
Euch einst zur Rechten hin!"

Auch mein theurer Freund Eyth in Kirchheim, dem christlichen Publikum als sinniger Dichter bekannt, hatte mich mit einem griechischen Gedichte beschenkt, dessen erste Hälfte in wörtlicher Uebersetzung lautet:

„Singen will ich, laut singen!
Die mir bisher neidische Muse
Verschloß die Saiten
Und weigert' sich immer

Ihre schöne und süße Stimme ertönen zu lassen;
Dieser göttliche Tag aber
Kam vom Himmel herab
Und bringt mit sich Gesang.
Lieber, Theurer, Süßkerniger!
Singen will ich, laut singen!
Dein Vater webete einst mit bädalischen Händen,
Gute Kleider verfertigte er,
Am starken Webebaum saß er;
Der Tod hat ihn entrissen.
Wer hat heute dieß herrliche
Hochzeitskleid Dir gefertigt
Und Dein Gewand Dir angethan?
Während alle sehen, wie es glänzt,
Ergreift sie tiefe Ehrfurcht im Herzen,
Denn Gott selbst in dem Himmel
Hat Dir's gewebet.

Darum Theuerster, singen will ich, laut singen.

Einst, o Homer! hast Du besungen
Des Odysseus abenteuerliche
Rückkehr nach Ithaca,
Und alle Gefahren
Der Gefährten und unheilvolles Geschick
Und die berüchtigte Kampfwuth.
Aber nun kommen auch wir
An einen Mann, gut und wacker,
Der alle Wege der Erde
Eines Unterolympischen durchlaufen
Und viele Städte gesehen
Und unermeßliche Meere,
Viele Kümmernisse duldete er,
Aber Gott hat ihn erhalten.

Was hab' ich mit Dir, Odyſſeus?
Mein Mann iſt nicht geringer, den
Ich beſingen will, laut beſinge;
Er auch hat nun ſeine Wege vollendet,
Die harte Arbeit erduldet;
Wie Herkules ſich abgemühet,
Als er den gewaltigen Drachen beſiegte
Und dann ruhete vom Streit,
So hat nun auch er geendet,
Mein Freund, den Kampf,
Weil er ſtritt mit mächtigen
Königen und feindlichen
Dienern der Herrſcher;

Darum, Theuerſter, ſingen will ich, laut ſingen u. ſ. w.

Gegen Abend fuhren wir von Stuttgart mit dem lieben Onkel Vögelen nach Sindelfingen, wo unſer Blumen, Kränze und Inſchriften warteten, und wir mit Liebe und Liebesbeweiſen gleich in den erſten Tagen unſeres ehelichen Standes ſo zu ſagen überſchüttet wurden. Von da wollten wir noch weiter, nämlich ins liebe Steinthal. Wir blieben etliche Tage und reiſten am 4. Auguſt von Leonberg nach Liebenzell zu. Unterwegs aber kam ſchon das liebe Kreuz über uns. Die junge Frau wurde unwohl, faſt ohnmächtig, und ich hatte Todesängſte ausgeſtanden, bis wir nach Liebenzell gekommen waren. Dort ließ ich gleich den Arzt rufen, einen alten Freund, und meine Frau mußte das Bett hüten; bald jedoch beſſerten ſich die Umſtände ſo, daß wir weiter ins Wildbad, wie wohl nicht ohne

einige Sorgen, reiſen konnten. Bis dorthin hatten wir daher von dem herrlichen Schwarzwald auch wenig Genuß. Von da an aber ging es beſſer, ſo daß wir ruhig weiter reiſen konnten. Wir nahmen einen Träger, einen Eſel und Eſelsführer, und es ging dem Dobel zu, immer höher hinauf. Unterwegs überfiel uns ein ſtarkes Gewitter; die Berge zitterten, die Blitze durchleuchteten die Nacht, denn es war ſchon ſpät, und der Regen kam in Strömen herab. Meine Frau hatte zum Glück einen Mantel und war auf ihrem Thier eigentlich vergnügt, denn das Gewitter war ihr auf dem hohen Schwarzwald ein intereſſantes und großartiges Schauſpiel, das ſie mehr anzog, als zurückſchreckte. Ganz durchnäßt langten wir auf dem Dobel an. Die Reiſe ging nun weiter nach Baden-Baden am Schloß Eberſtein vorüber. Die Witterung war günſtig, und wir waren ſehr vergnügt. Als wir in einem gemietheten Gefährt von Baden-Baden Straßburg zu fuhren, nahm der Kutſcher noch unterwegs einen Mann in einer Blouſe auf, wogegen wir anfangs proteſtirten; nachher aber freuten wir uns darüber, denn der Unbekannte, der ſchon zurücktreten wollte, war der evangeliſche Pfarrer Hennhöfer, der ehemalige katholiſche Caplan von Mühlhauſen, mit dem wir eine gar anziehende Unterhaltung pflogen.

Am 8. Auguſt trafen wir im lieben Steinthal ein und blieben dort bis zum 17. Die größte Liebe und Freundſchaft kam uns in dem edlen Legrand'ſchen

Hauſe auf allen Seiten entgegen, und meine junge Frau erwarb ſich bald die Liebe der theuren Familie, die uns unſern Aufenthalt auf alle Weiſe angenehm zu machen ſuchte. O, es waren ſchöne unvergeßliche Tage, die wir dort verlebten. Alles vereinigte ſich, um uns nach Geiſt und Körper zu erquicken und aufzuheitern, die herzlichſte Liebe, die freundlichſte Witterung, die intereſſanteſte Landſchaft, in welcher uns beſonders der Anblick der wellenförmigen, von der Morgen- oder Abendſonne beleuchteten, Vogeſen immer aufs Neue anzog. Schon damals ſprachen wir ein bei einem lieben alten Freund, Pfarrer Jondt in Rothau, deſſen Bekanntſchaft ich bei einer früheren Reiſe von Tübingen aus ſchon in Straßburg gemacht hatte, und in deſſen lieben Hauſe wir auch bei unſern ſpäteren Beſuchen im Steinthal immer freundliche Stunden verlebten. Schon als Studenten, er zu Straßburg und ich zu Tübingen, in einem Grunde vereinigt, blieben wir es auch als Pfarrer.

Herr Le Grand begleitete uns zurück bis Straßburg. Sonntag den 19. Auguſt waren wir ſchon wieder in Stuttgart, und am 21. Abends trafen wir in unſerm Lauterburg ein, wo mein lieber Schwiegervater mit meiner lieben Schwägerin und einer Pflegetochter die Haushaltung eingerichtet hatte. Wir fuhren im Eilwagen bis Mögglingen, wohin uns mein lieber Schwiegervater mit dem Gemeinderath von Lauterburg entgegengekommen war. Der ſelige Reiniger

und andere Lehrer bewillkommten uns im Wirthshause in Mögglingen mit einigen lieblichen Versen, und unsere Wohnung in Lauterburg war mit Kränzen und Blumen geschmückt. Mit innigstem Danke erkannten wir die Gnade des Herrn und gaben für Alles ihm allein die Ehre. Schon am 24. August hielt ich unter Thränen die erste Predigt und gab dem Gemeinderath ein Essen, am 26. August 1838 aber war die Investitur. Am Samstag zuvor kam mein theurer väterlicher Freund Dr. Bahnmaier von Kirchheim mit seiner Tochter Emma. Er hatte eine herzliche Freude, als er nun das Werk am Ziele sah, wobei er in der Hand des Herrn ein so wichtiges Werkzeug gewesen war. Sonntag früh kam Decan Goes, Herr und Frau v. Wöllwarth, General v. Wöllwarth und Rentamtmann Wagner. Es war mir gegeben, in der Kirche ein gutes Zeugniß abzulegen, mein Lebenslauf erregte viel Interesse und tief gerührt war ich, als ich an das Dekanathaus in Kirchheim kam und den theuren väterlichen Freund mit Herrn v. Wöllwarth als Zeuge mir zur Seite stehen sah. Ja, der 26. August 1838 war ein schöner und gesegneter Tag. Jedermann war zufrieden und glücklich; der alte General-Lieutenant v. Wöllwarth ganz herzlich und der edle Herr v. Wöllwarth faßte eine freundliche Zuneinung zu dem verdächtigen Pietisten-Hauptmann Dr. Bahnmaier. Wir wurden auf den Montag miteinander ins Schloß Hohenroden eingeladen, wo man eine herrliche Aussicht

genießt, und der theure väterliche Freund war so glücklich, daß er versprach, wieder zu uns zu kommen. Die romantische Gegend sprach ihn ungemein an, und die edle Herrschaft v. Wöllwarth, die noch oft mit Liebe und Achtung von ihm redete, hatte einen nicht minder günstigen Eindruck auf ihn gemacht. Unsere Liebe aber war längst wieder ganz neu, wir stunden beide als Kinder seinem Herzen ganz nahe, wiewohl es bei ihm zu einem Besuche in Lauterburg nicht mehr kam.

IX.

Pfarrleben in Lauterburg.

Bald waren die jungen Pfarrleute ſich ſelbſt überlaſſen und hatten Gelegenheit ihren Glauben zu beweiſen mit ihren Werken. Es lag mir ſehr daran in meiner Gemeinde Etwas zu wirken und kein fauler und unnützer Knecht zu ſein, der ſein Pfund vergrabe. Den Herbſt über konnte etwas Beſonderes nicht mehr geſchehen und meine liebe Frau hatte auch bald viel zu leiden, was ſie an Manchem hinderte. Den Winter über beſtellte ich dreimal in der Woche die Männer ins Pfarrhaus, um ſo etwas wirken zu können. Ich ſprach mit ihnen, las Etwas vor, erzählte u. ſ. w. Eine Bibelſtunde in der Schule am Sonntag fand wenig Anklang, die Lauterburger ſchämten ſich. Bald merkte ich, daß der Boden etwas rauh war, den ich bearbeiten ſollte, und wenn ich oft mit der größten Lebhaftigkeit das Intereſſanteſte vorbrachte, ſchlief ein guter Theil gleichgültig dabei ein, was mich allmählig in meinen Erwartungen herabſtimmte. Ich verſuchte Dieß und Jenes, und Nichts wollte gelingen.

Stumpfe Gleichgültigkeit und Trägheit standen im Wege. Zuletzt wurde ich ganz mißmüthig und dachte, wenn ich nur hier nicht mehr predigen dürfte. Dieß Volk will die Stimme des Herrn nicht hören, noch sich bekehren. Dazu erkannte ich immer tiefer den Schaden Josephs und wie schwer er zu heilen sei. Hoffnungs- und muthlos betrat ich eine Zeit lang die Kanzel, weil ich meinte, es sei hier Alles vergebens, bis ich mich an Krankenbetten eines Bessern überzeugte, einen andern Maßstab anlegte und später fröhlich auf Hoffnung säte, alles dem anheimstellend, der allein das Gedeihen geben kann. Mein Kirchlein wurde mir überaus lieb, und der bessere Theil der Gemeinde war mir sehr zugethan. Eine besondere Gnade von Gott war es, daß ich einen Lehrer bekam, mit welchem ich 7 Jahre lang in einem Geiste und in ungetrübter Liebe und Freundschaft zusammen wirkte. Auch mein lieber Herr Le Grand, mit dem ich in ununterbrochenem Briefwechsel stehe, ermahnte mich einst gar lieblich zur Geduld, indem er bemerkte, wie langsam die Bäumlein wachsen, und wie lang und sorgfältig sie der Gärtner pflegen müsse, bis sie Frucht bringen, und sprach mir Muth und Freudigkeit ein.

Durch die Schüler verbreitete ich eine Menge guter Schriften, die in den langen Winterabenden von vielen gelesen wurden und Schulmeister Rau stiftete einen Gesangverein, der dem Gassengeschrei entgegen wirken sollte. Auch mit dem Ortsvorstand war

ich fortwährend in freundlichem Verhältniß. In den neunthalb Jahren, die ich in Lauterburg zubrachte, fand ich nie, weder im Kirchenconvent noch im Stiftungsrath je einen Widerstand, sondern alles war zuvorkommend und nur in der Ausführung dessen, was beschlossen war, fehlte es hie und da an Energie, die nun einmal dem lieben Schultheiß daselbst (Rieck) nicht gegeben war. Sonst waren lauter rechtschaffene und kirchlich gesinnte Männer im Gemeinderath, was ich bei den mancherlei bittern und niederschlagenden Erfahrungen immer mit Dank erkannte. Als ein junger Pfarrer, der gern Etwas wirken wollte, glaubte ich in der kleinen nur 6—700 Seelen starken Gemeinde Alles eben und gleich machen zu können, und kümmerte mich auch viel um die Polizei in Absicht auf Lichtkärze, Polizeistunde, Ruhe auf der Straße u. s. w. Und da ich auf den alten Polizeidiener wenig vertraute, ging ich oft des Abends selber im Dorf umher, und sah da und dort nach. Dieß war natürlich für Manche lästig und als ich einst auch noch nach zehn Uhr durch das Dorf ging, flog ein starker Prügel mir gerade vor die Füße. Ich sah den Thäter hinter einem Baum den Kopf hervorstrecken, um zu sehen, ob er mich getroffen, lief sogleich auf ihn zu, und es fehlte wenig, daß ich ihn festgehalten hätte. Ein anderesmal brachte ich die halbe Neujahrsnacht in tiefem Schnee zu, um namentlich den Wirthshausunfug abzuschneiden. Während ich so im Schnee um das Dorf herum ging,

banden ſie einen großen Hund an meine Hausglocke und warfen mit Prügeln u. ſ. w. nach ihm, damit er recht wild daran reiße. Das arme Thier aber kam wegen des ungewohnten Dings in Angſt und ließ ſich geduldig losbinden. Oft ermahnte ich den Ortsvorſtand zur Strenge, um den eingeriſſenen Unordnungen zum Beſten der Gemeinde Einhalt zu thun. Da in der Mainacht 1842 wieder eine arge Nachtſchwärmerei und Unordnung ſtattgefunden hatte, worüber auch mehrere Gemeinderäthe klagten, ſo drang ich auf Beſtrafung, und es wurden vierzehn Burſche auf einmal jeder um 3 fl. 15 kr. geſtraft. Man wußte wohl, daß der Pfarrer von jeher gegen das unordentliche, wüſte und verderbliche Weſen geeifert hatte, und auf ihn hauptſächlich warf ſich jetzt der Haß. Am 5. Mai war das Himmelfahrtsfeſt, wo ich Abends mit meiner Frau beim Schultheißen einen Beſuch machte und ihn aufmunterte, ſo mit Strenge fortzufahren, bis Ordnung da ſei. Um zehn Uhr gingen wir nach Hauſe. Als wir aber an's Wirthshaus kamen, ging es in demſelben ſo toll, wüſt und wild her, daß ich nicht vorübergehen konnte, ohne hineinzugehen. Es waren Schlag- und Raufhändel, denen ich ſtill ein wenig zuſah, während meine hochſchwangere Frau auf der Straße wartete. Ein Theil verlief ſich, die Andern wurden ruhiger, einer aber fing an, auf mich zu fluchen, ohne mich zu nennen, ſagte: der ſoll ſich fortpacken u. ſ. w., worauf ich keine Sylbe erwiderte, ſondern blos dachte, ich wolle

am andern Tage die Burſche kommen laſſen und fragen, ob dieß das Himmelfahrtsfeſt gefeiert heiße. Mit Abſcheu und Entrüſtung ging ich wieder ruhig die Treppe herunter. Als wir aber die Gaſſe hinuntergingen, flogen Steine hinter uns her, ohne uns zu treffen, bis an's Pfarrhaus. Endlich verfolgte uns noch ein Einziger, warf unausgeſetzt an die Thüre, und endlich ins Fenſter, ſo daß drei Scheiben zerſprangen, und der eichene Rahmen einen tiefen Einſchnitt bekommen hatte. Ich zeigte das Vorgefallene der Behörde an, einer, der das Maul gebraucht hatte, wurde gleich durch den Landjäger geholt, und alle wurden vorgeladen, endlich auch ich. Dieß war mir ein entſetzlich ſchwerer Gang und verurſachte mir viel Kummer. Es wurde jedoch alles rein abgeläugnet; man wollte den Pfarrer gar nicht geſehen haben. Seitdem hielt ich mich aufs Fenſtereinwerfen immer gefaßt, und wir ſtellten die Wiege ſo, daß wenigſtens kein unſchuldiges Kind getroffen werde. Ich blieb jedoch von nun an verſchont; dagegen mußten Schultheiß und Bürgermeiſter wiederholt die gleiche Erfahrung machen.

Je länger ich aber Pfarrer war, je weniger kümmerte ich mich um die Polizei, als etwas rein Aeußerliches. Ich verließ mich ganz allein auf die nachhaltig wirkende Kraft des Wortes Gottes und ſuchte den Schaden von innen zu heilen. Ich durfte auch immermehr erfahren, daß das Wort lebendig und kräftig iſt und ſchärfer, denn kein zweiſchneidig Schwert.

Es kam auch zu einer gewiſſen Scheidung und Entſcheidung; denn einige Unverbeſſerliche gingen mir zuletzt nicht mehr in die Kirche, während der beſſere Theil und darunter wieder ein kleinerer in der lebendigen Erkenntniß Jeſu Chriſti immer weiter gefördert wurde und mit großer Liebe mir ergeben blieb. Zuletzt konnte ich im Winter regelmäßige Verſammlungen in der Schule halten, wo immer etwas Ernſtes, Lehrreiches und Erbauliches geleſen und darüber geſprochen wurde, und Viele die regſte Theilnahme zeigten, ja, Manche ſagten, daß ſie des Nachts nicht ſchlafen könnten vor den wichtigen Dingen, von welchen die Rede geweſen ſei. Zuletzt mußte ich wieder dem Herrn danken, der meinen Kleinglauben beſchämt hatte.

Unterdeſſen ging es in unſerem häuslichen Leben auch nicht ohne Kreuz und Leiden ab; denn ein Chriſt kann ohne Kreuz nicht ſein, damit die alte verderbte Natur daniedergehalten, immermehr gebrochen und der neue Menſch im Wachsthum gefördert werde, ſintemal Noth beten lehrt und den ſtolzen, ſteifen Nacken daniederbeugt. Am 4. Februar 1839 ſtarb die ältere Schweſter meiner lieben Frau, Auguſte, an der Auszehrung. Meine Frau in hoffnungsvollen Umſtänden redete mich um 1—2 Uhr Nachts an und ſagte, ſie habe Auguſte ſterben ſehen, zu gleicher Zeit blieb auch die Wanduhr ſtehen, die noch aufgezogen war. Ich ſelber war kurz vorher vierzehn Tage an einem hitzigen Schleimfieber daniedergelegen, wo mir ein einfaches

Mittel, das wir, bei der Entfernung von Doktor und Apotheker glücklicherweise im Hause hatten, wieder zur Gesundheit half. Die meisten Fremden bekamen in Lauterburg das Nervenfieber und mein nächster Amtsvorgänger starb auch an demselben. Am 21. Mai 1839 wurde mir mein erstes Kind, ein kräftiger Sohn noch im Tode mir sprechend ähnlich, todtgeboren, und meine arme Frau von der dummen und rohen Hebamme dabei so übel behandelt, daß uns die schwersten und bittersten Leiden viele Jahre daraus hervorgingen, und die traurigen Folgen erst in der letzten Zeit sich allmählig verminderten.

Am 2. August desselben Jahres wurden wir sehr frühe nicht sowohl aufgeweckt, als aufgeschreckt: „Man hat eingebrochen bei uns," schrie die Magd, „und gestohlen!" Im Gastzimmer, wohin man, auch wegen eines Bauwesens die schwarze Wäsche gebracht hatte, war eine Riegelwand ausgehoben, und ein Diebstahl an Weißzeug von etwa hundert Thalern Werth verübt worden. Eine Heugabel und eine Pflugsäge waren als Waffen im Zimmer zurückgeblieben; überdieß war noch eine Leiter angelegt, um von oben hereinzusteigen, wenn es im Gastzimmer nicht gelungen wäre. Während wir bisher heimathlich und mit dem Gefühl der Sicherheit in unserer Wohnung gewesen waren, wurden wir von da an lange Zeit durch das geringste Geräusch beunruhigt, und ich habe noch oft um Mitternacht das Haus durchsucht. Dieses unheimliche Ge-

fühl war uns so arg, als der Verlust. Wir sahen wohl, daß man auf diese Weise überall in unserem Hause einbrechen könne, da es nicht massiv gebaut war.

Im Frühling und Sommer 1840 litt meine Frau vor und nach der Entbindung mit unserer lieben Auguste an Heiserkeit, wie ihre verstorbene Schwester, und es schien die Auszehrung angesetzt zu haben, an welcher nun auch kürzlich die einzige noch übrige Schwester meiner lieben Frau, Nanele, unter denselben Umständen gestorben ist. Ich ließ den Oberamtsarzt von Gmünd kommen und es wurde medizinirt. Allein das Uebel verschlimmerte sich, und Jedermann, auch der Arzt, fürchtete die Auszehrung. Da half der Herr auf eine auffallende Weise. Freund Haußmann, damals Helfer im unfernen Lorch, hatte mir eine homöopatische Apotheke besorgt, die ich, aus Mangel an Neigung zur Sache, uneröffnet hatte liegen lassen. Da nun die Umstände meiner lieben Frau immer bedenklicher wurden, und die Heiserkeit eher zunahm, auch meine Frau keine Arznei mehr nehmen wollte, drang sie in mich, ihr aus meiner homöopatischen Apotheke etwas zu geben. Ich ließ mich bewegen, suchte in meinem Buche herum, fand den Zustand beschrieben, und wählte in Gottes Namen eines der angezeigten Mittel, das mir das passende schien. Und siehe, nach etlichen Tagen war es besser, und das Uebel verschwand allmählig ganz.

Unsere liebe Auguste, gerade am Osterfest den 19. April 1840 geboren, wurde mehrmals todtkrank

und wir machten uns gefaßt, das damals einzige Kind zu verlieren; allein der Herr hat es bis heute erhalten. Im Jahr 1841 sahen wir ein liebes Söhnlein an fürchterlichen Krämpfen sterben. Am 8. Juli 1842 wurde unser lieber Wilhelm, Johannes, Friedrich, Theodor geboren. Am 12. Abends glaubte meine Frau das Kind sei nicht wohl, und wir schickten nach dem Arzt in Heubach. Ehe er aber kam, gab es Lärmen, und der Ruf: „Feuer! Feuer!“ ertönte. Ich eilte das Dorf hinauf und, o Schrecken! — das Feuer machte, da gerade ein lang anhaltende Dürre gewesen war, reissende Fortschritte. Die Straßen waren voll Vieh, Menschen liefen verzweiflungsvoll auf und ab, und mir rief man entgegen: o Herr Pfarrer, Lauterburg ist verloren, wenn unser Herr Gott nicht hilft! Die Häuser prasselten nur so zusammen, und da die Meisten mit Stroh gedeckt waren, und überdieß Wasser zum Löschen fehlte, auch der Luftzug anfangs ganz ungünstig war, so konnte allerdings in der nächsten Minute das Dorf auf allen Seiten brennen, und in wenigen Stunden ein Aschenhaufen sein. Die Zunge klebte mir buchstäblich am Gaumen, und ich eilte zu meiner Frau, bald zur Stätte der Noth, um vielleicht Etwas zu helfen. Ehe man sichs versah, sprang das Feuer über eine breite Straße, und ein großes massives Gebäude, in welchem sieben Wohnungen waren, stand im Augenblick in hellen Flammen, man sah das Feuer im eigentlichen Sinne am Dachstuhle hinlaufen

und da der ganze Dachraum mit dürrem Holz angefüllt war, schlug die Flamme hoch in die Höhe, daß die naheliegenden Berge erleuchtet wurden, und der Kirchthurm um Mitternacht wie am hellen Mittag glänzte. Jedermann räumte aus und trieb das Vieh ins Freie. Es wäre auch wahrscheinlich Alles verloren gewesen, wenn nicht der Herr der Elemente einen andern Wind hätte wehen lassen, der das Feuer wegtrieb, als man schon das Aeusserste befürchtete. Unterdessen geschah, was möglich war, um dem Feuer Einhalt zu thun, bis Hülfe von auswärts erschien.

Meine liebe Frau stand auch auf, wir packten miteinander das Nöthigste zusammen und berathschlagten, was wir thun und wohin wir mit unsern Kindern fliehen wollten, wenn das Feuer bis zu uns käme. Aber, da war guter Rath theuer, wo Jedermann genug mit sich selber zu thun hatte. Während dieser unserer Rathlosigkeit trat plötzlich ein befreundeter Gutsbesitzer aus der Nähe in die Stube und erklärte, es komme gleich ein vierspänniger Wagen vor unser Haus, und er habe seine treuesten Leute mitgebracht, um Alles darauf zu packen, wir sollten nur ruhig sein. Dieß war uns eine wahre Engelsbotschaft. Bald kamen alle Bekannte und Freunde aus der Nachbarschaft, welche wußten, wie es bei uns stand, und unser Haus glich die Nacht über einem Gasthause an einem Jahrmarkt. Mit Gottes Hülfe wurde aber das Feuer gedämpft, nachdem siebenzehn Wohnungen und mehrere

Scheunen ein Raub der Flammen geworden waren, auch ein Mann den Tod gefunden hatte. Als das Feuer noch in seiner ganzen Gewalt war, hatte, wie ich nachher erfuhr, ein Lautenburger ausgerufen: „Das haben wir am Pfarrer verschuldet!“ Am andern Morgen sahen wir den Gräuel der Verwüstung. In den Gärten und Wiesen lag Alles bunt durcheinander, überall waren verstörte Gesichter. Viele rangen die Hände, kamen jammernd ins Pfarrhaus und riefen: „ach! es ist mir Alles verbrannt! Was soll ich doch anfangen!“ Dieser Jammer und der vorhergehende Schrecken setzten nach etlichen Tagen meiner lieben Frau so zu, daß sie durch eine Milchversetzung an den Rand des Grabes kam. Es war schon so weit, das wir Abschied von einander nahmen, und sie dann sprachlos als eine Sterbende balag. Doch, auch aus dieser Noth errettete der Herr und segnete die angewandten Mittel. Den ganzen Sommer über hatte ich nun viel mit den Abgebrannten zu thun, und reichlich floßen von überall her die Beiträge, besonders unterstützte auch die edle Herrschaft v. Wöllwarth reichlich, und die meisten Häuser wurden noch in dem gleichen Sommer wieder aufgebaut. Gerade aber wegen der reichlichen Unterstützung war der gute Eindruck, den das Unglück hätte machen sollen, geringer, und Neid und Mißgunst stellten sich da und dort ein. Manche wünschten sogar, daß ihre Häuser auch mit abgebrannt sein möchten, damit sie auch so schöne neue bekämen! —

Schon öfter hatten wir miteinander davon geredet ob es nicht wohl möglich wäre, da man unten aus der Quelle unterhalb des alten Schloßes sehr mühsam das Wasser holen mußte, eine Quelle im Dörfe aufzufinden, vielleicht die nämliche, die unten am Berge herauskommt. Ich hatte auch schon mit dem obengenannten Gutsbesitzer (Horn) gesprochen, der versicherte, es gebe sogenannte Brunnenschmecker, welche die Quellen auffinden könnten. Da sich nun bei der Feuersbrunst deutlich genug herausgestellt hatte, welch ein großer Mangel der Wassermangel sei, redeten wir aufs Neue ernstlich davon, und meine liebe Frau meinte, man sollte doch einmal einen Versuch machen. Sehr gelegen erhielt ich nun gerade von der edlen Familie Le Grand im Steinthal in den Vogesen 150 fl., und wir bestimmten sogleich 100 fl. zu einem Versuche, ob nicht eine Quelle im Dorfe zu finden sei. Ich trug die Sache den Gemeinderath vor, der sogleich in meinen Vorschlag einging, und ich begab mich mit dem Schultheißen nach Wasseralfingen, um dort bei Sachverständigen Erkundigung einzuziehn, ob wohl Bohrversuche angewendet werden könnten. Die Kunde war aber wenig tröstlich. Herr Bergrath Faber sagte daß artesische Brunnen auf der Alb wegen der Zerklüftung der Kalkstein-Felsen unmöglich seien und ein einziger Versuch etwa 3—400 fl. kosten würde, worauf, im Fall des Gelingens, erst gegraben werden müsse. Da uns nun die Wissenschaft rathlos ließ, so suchte

ich nach dem sogenannten Brunnenchristel, von dem man mir gesagt hatte. Bei meiner Zurückkunft aber von Oberböbingen traf ich bereits einen Brunnenschmecker in Lauterburg, der mit einer Wünschelruthe das Dorf durchzog, und behauptete, die unten am Berge herausfließende Quelle laufe durchs ganze Dorf. Er zeigte mit der Ruthe ihren Lauf, indem sich die äußerste Spitze auf einen gewissen Punkt neigte. Es war eine gabelförmige Haselruthe, und mehrere Leute wollten den Zug, den ich mir nur als Etwas Magnetisches denken konnte, fühlen. Der Mann versprach überall die Quelle zu treffen, und Nichts zu verlangen, bis sie gefunden sei. Sofort wurde ein Accord geschlossen, und etliche Männer fingen an zu graben. Diese versicherten, es habe dem Manne noch nie gefehlt, es sei noch immer da eine Quelle gewesen, wo er es gesagt habe. Da schon nach ungefähr einem Schuh Erde Felsen kamen, so mußte gleich mit Pulver gesprengt werden, das die Gemeinde zu liefern hatte. Ein freier Platz unter einer schönen Linde, nahe an Pfarrhause war gewählt worden, und ich sah aus dem Fenster die Steine oft in die Höhe fliegen. Es war eine zusammenhängende trockene Kalkmasse und mußte demnach alles herausgesprengt werden, was ebenso beschwerlich als gefährlich war. Doch die Leute arbeiteten unverdrossen und guter Hoffnung fort den Herbst und Winter, wenn es die Witterung erlaubte, und freiwillig gab ich ihnen hie und da etliche Gulden, weil es arme

Taglöhner waren. Im Frühling 1843 wurde das Geschäft fortgesetzt und so kam man nach und nach in die sechszig Fuß tief durch lauter harte Felsen, ohne einen Tropfen Wasser zu sehen. Unzähligemal ließ ich mich in einer Gölte herunter, und der Glaube fing an schwach zu werden. Gleich von Anfang an hatte es widerwärtige Menschen gegeben, welche das ganze Unternehmen tadelten; als aber so lange keine Quelle gefunden und nur ein mächtiger Steinhaufen herausgeholt worden war, der weggeschafft werden mußte, auch Pulver und Handwerkszeug viel kostete, ging es an ein Schimpfen und Lästern, und Einer äußerte sich: „Man sollte die Herren, die so Etwas angefangen haben, hinunter und den großen Steinhaufen auf sie werfen.“ Diese Sache trieb mich Nacht und Tag herum, und die Wenigsten dachten wohl daran, daß ich in derselben oft und viel betete. Die Arbeiter waren Familienväter, und wie leicht hätte ein Unglück entstehen können, wenn einmal eine Ladung ungeschickt losgegangen, ein Strick gebrochen, oder ein Stein hinuntergefallen wäre, und welche Vorwürfe hätte ich dann vollends hören müssen! Es war mir auch gegeben zu glauben, daß wie der Herr einst in der Wüste Wasser aus den Felsen gegeben habe, so könne er es noch heutiges Tags, und ich konnte bitten, er möchte eine Quelle schaffen, wenn keine da sei. Ich hatte nämlich bei dieser merkwürdigen Brunnengeschichte zugleich einen sittlichen Zweck im Auge. Die weite

Wanderung unten an den Berg war wie ein beständiger Lichtkarz*) und es wurde von ledigen Leuten viel Unfug getrieben, nebendem, daß Menschen und Vieh viel geplagt wurden. Dieß wollte ich abschneiden. Endlich rief mich einer der Arbeiter mit vergnügter Miene, ich ließ mich hinunter und siehe! deutlich hörte man im Felsen eine Quelle rieseln, ja, es kam schon ein wenig Wasser heraus. Mit welcher Freude dankte ich dem Herrn und wie verstummten die Lästermäuler, als sie von dieser That sich selber überzeugten! Da hieß es denn: „aber das hätte ich nimmermehr geglaubt!“ Lauterburg liegt nämlich bei zweitausend Fuß hoch, am nördlichen Abhang des Aalbuchs. Es gab nun zwar noch einen langen Kampf und viel Widerwärtigkeit, indem die Pumpe boshafter Weise oft verdorben wurde, auch mußte man noch etwas tiefer sprengen, allein der Gemeinderath hielt sich musterhaft, nahm die Sache immer aufs neue in Angriff und ich machte mir jetzt keine Anfechtung mehr, nachdem einmal die Quelle entdeckt war, indem ich voraussah, daß man sie schon benutzen werde. Wirklich steht nun da ein Brunnen am Abhang des Berges unter einer Linde, wo die Felsen auch in der größten Dürre unausgesetzt, ihr Wasser geben. Eigentlich aber hatte diese Quelle ihren

*) So heißen in Schwaben die an Winterabenden bei einem gemeinsamen Licht gehaltenen Zusammenkünfte alter und besonders junger Dorfleute, wobei viel Unfug vorfällt.

Urſprung im Steinthal in den Vogeſen genommen. Gewiß würden jetzt die Lauterburger dieſen Brunnen nicht um viel Geld hergeben wollen. Gott aber ſei Dank, daß er auch heute noch Waſſer aus dem Felſen ſprudeln läßt. Die liebe Familie Le Grand konnte um ſo herzlicher Antheil nehmen, da ſie uns am 11. September 1841 zu unſerer Freude auf einige Tage in Lauterburg beſucht hatte, nämlich Herrn Fritz Le Grand, Iſelin aus Fouday, ſeine liebe Frau Nanette (Anna Margaretha) mein ehemaliger Zögling Albert und deſſen Schweſter Julie. Sie kannten alſo die Lage von Lauterburg.

Der Winter 1842/43 war ſehr ſchwer, da theils die Kinder erkrankten, theils meine liebe Frau ſehr leidend war. Am 6. April 1843 reiſte ſie mit Frau v. Wöllwarth nach Stuttgart, kam in Folge einer Erkältung in Weilheim zu frühe nieder und ſchwebte dort einmal zwiſchen Leben und Tod. Ein Kind (Auguſte) hatte ſie bei ſich, und eines (Wilhelm) war bei mir. Ich ſchwebte immer in Furcht und Hoffnung. Am 21. Mai holte ich ſie in Weilheim ab. Sie war jedoch ſehr angegriffen, mußte mehrere Monate liegen, hatte weder Appetit noch Lebensfreudigkeit, noch Schlaf, und zehrte immer mehr ab. Ihr Leiden ſeit der erſten Geburt, ſetzte ihr, nach dem ärztlichen Verſuch es zu heben, beſonders zu, und Jedermann weiſſagte ihr den Tod durch Auszehrung. Da ich aber einen Beſuch im Steinthal verſprochen hatte, entſtand in ihr der

sehnsüchtige Wunsch, mich begleiten zu können; denn ihr Herz zog es gar sehr hin in die liebe Familie zwischen den lieblichen Bergen und Thälern hinter Straßburg. Der Arzt gab seine Einwilligung, da sie ja auf jeder Station bleiben könne, während Freunde und Nachbarn fürchteten, ich möchte sie nicht mehr lebendig nach Haus bringen. Doch der Herr schenkte günstige Witterung, Appetit und Schlaf stellten sich in den ersten Tagen der Reise ein. Wir übernachteten bei Freund Zenneck, damals Pfarrer in Gotteszell, bei Tante Walz in Stuttgart, bei Onkel Vögelin in Sindelfingen, blieben etliche Tage beim lieben Onkel Pfarrer Handel in Stammheim bei Calw, und fuhren in einem eigenen Gefährt beim herrlichsten Sonnenschein über den Schwarzwald. Da wir bei guter Zeit in Straßburg ankamen und uns nicht aufhalten wollten, fuhren wir den Nachmittag weiter dem Steinthal zu. Es ist eine große schöne Straße, und bei uns denkt in solchem Falle Niemand daran, daß man wegen eines Nachtquartiers in Verlegenheit kommen könnte. Uns aber begegnete es, trotzdem, daß wir in einer stattlichen Kutsche fuhren, in dem Frankogallisirten Elsaß. Wir fragten an mehreren Wirthshäusern an, und nirgends wollte man uns beherbergen, so, daß wir bis in die späte Nacht fortfahren mußten, um endlich in einem mir bekannten Wirthshause ein ordentliches Unterkommen zu finden, wo französische Prahlerei mit Unkultur vereinigt, einen widerlichen Eindruck machte.

Ich ſchlief in einem finſtern aber tapezirten Cabinet ohne Fenſter. So oft ich durch das ſchöne Elſaß reiſte, that es mir in der Seele weh, daß es durch Verbindung mit Frankreich und Bedrückung des Proteſtantismus eine ſo widerliche Zwittergeſtalt angenommen hat und auch äußerlich in Schmutz verſunken iſt.

Den 13. September langten wir mit Auguſte glücklich im Steinthal an, wo uns die alte Liebe im reichſten Maaße begegnete, und meine liebe Frau wieder mehr und mehr aufzuleben anfing. Am 29. September trafen wir wieder in Lauterburg ein, und von da an erholte ſich meine liebe Frau wieder. Uebrigens war doch das Jahr 1843 von Anfang bis zu Ende, wie es im Tagebuch heißt, ein ſchmerzens- und thränenreiches Jahr; 1844 aber konnten wir mit dem freudigſten Danke beſchließen unter dem Sonnenſchein der göttlichen Gnade. Nachdem wir ſchon früher Nachricht von der Verlobung meines lieben Albert erhalten hatten, bekamen wir im März 1844 die erfreuliche Mittheilung, daß er den 7. März 1844 mit Fräulein Mathilde Schaeffer von Straßburg, einer halben Württembergerin, Nichte vom Miniſter Weißhaar, Hochzeit haben werde. Dieſes Ereigniß verurſachte mir große Freude und verpflichtete mich zum innigſten Danke gegen Gott. Es war eine herrliche Wahl und augenſcheinlich eine Führung vom Herrn, der ſo viele Gebete und Seufzer erhört hatte. Mein alter Freund Albert hat nun (1847) zwei liebens-

würdige Kinder, welche zur Freude der Eltern und Großeltern sich aufs lieblichste entwickeln, und ist, wie früher als Jüngling, nun auch als überaus glücklicher Gatte und Vater in treuer, herzlicher Liebe mit mir verbunden. Am 21. April 1845 starb uns wieder nach längerem Leiden ein herziges Töchterlein Sophie, was meiner lieben Frau wieder sehr zusetzte, und, wie gewöhnlich bei starken Gemüthsbewegungen, heftiges Herzweh verursachte. Gegen das Ende des Jahres wurde uns dafür ein anderes Töchterlein, unsere noch jetzt muntere Rosalie, geschenkt, und zwar so unerwartet und leicht, daß Jedermann zu spät kam. Seitdem ging es bei meiner lieben Frau immer besser bis auf diese Stunde, wofür wir dem Herrn nicht genug danken können.

Vom 16. bis 20. Juni 1846 bestand ich das bis 1848 in der württembergischen Kirche eingeführte gebräuchliche, zu einer bessern Stelle befähigende Beförderungsexamen in Stuttgart und reiste mit Frau und Kindern (Auguste und Wilhelm) wieder ins Steinthal, von wo aus ich mit Herrn Le Grand auch zum Missionsfest nach Basel ging. Schon damals litt ich sehr an den Gehörnerven und war ziemlich angegriffen. Herr Le Grand wollte uns einmal die Freude bereiten, hoch auf den Bergen, in seinem Meierhofe, wo man eine herrliche Aussicht in die Vogesen hat, eine Nacht zuzubringen und dort den Aufgang und Untergang der Sonne zu genießen.

Auf der höchſten Höhe, wo ein zum Gute gehöriger alter Burgthurm ſich befindet, übereilte uns ein ſchweres Gewitter und wir erreichten kaum noch den etwas tiefer liegenden Hof, wo wir unter Donner, Blitz, Sturm und Wetter eine ſchauerlich ſchöne Nacht durchlebten, was meiner lieben Frau nicht nur keinerlei Beſorgniß verurſachte, ſondern ganz nach ihrem Geſchmacke war.

Am 14. Auguſt langten wir unter einem gräßlichen Gewitter, an Abhängen und Abgründen vorüber, wieder wohlbehalten in Lauterburg an. Am 28. November Abends, an meinem vierzigſten Geburtstage, ſchrieb ich: „Bis hieher hat der Herr geholfen!“ Ach, wie viel Urſache habe ich zum Beugen und Danken. Ich bin nicht werth aller Barmherzigkeit und Treue, die der Herr an mir gethan hat! Ging es in Haus und Amt oft ſchwer, ſo darf ich doch auch das viele Angenehme und die mancherlei Erquickungen nicht unerwähnt laſſen, die uns fortwährend zu Theil wurden. Obgleich wir kein Vermögen zuſammengebracht hatten, und bei meiner Anfangsbeſoldung die Krankheiten von Frau und Kindern, die Geburts- und Todesfälle bedeutende Koſten verurſachte, kamen wir doch, ſo oft uns auch das Geld ausgehen wollte, nie eigentlich in Noth, ſondern zur rechten Zeit öffnete ſich in der Ferne eine Quelle, die uns ihren Segen zuſtrömte. So konnte ich auch noch meine beiden Brüder unterſtützen, von welchen jetzt einer in Nord-Amerika, der andere noch in Brunnhardshauſen iſt.

Die herrliche Aussicht aus unserer Wohnung gewährte uns immer neuen Genuß; ja, der rauhe Winter selber auf dem Gebirge zog mich an, da ich in einer rauhen Gegend geboren bin. Sobald es meine liebe Frau konnte, fürchtete auch sie sich nicht vor den rauhesten Wegen und Stegen, und wir nahmen es nicht eben schwer, im Winter eine Tour zu wagen, die Manche für gefährlich gehalten und unterlassen hätten.

Die ganze Nachbarschaft war außerordentlich freundlich; die isolirte Lage, die Abgeschiedenheit und Abgeschlossenheit in mancher Jahreszeit, die weitere Entfernung, sowie die Beschwerlichkeit der Wege förderte in den Sommermonaten ein edles, gefälliges Zusammenkommen. Sehr oft kamen wir nach Essingen, wo uns im Schloß, Pfarrhaus und Amthaus immer viele Liebe entgegenkam. Bei diesen Gelegenheiten kam die Unterredung immer auf ernste Gegenstände, die Unterhaltung war ungezwungen, lehr- und genußreich. Nicht selten wurde auch ein Choral angestimmt, ein, „Lobe den Herren," oder, „Eins ist Noth." Pfarrer Jordan, mein früherer Vorgänger in Lauterburg, war fortwährend sehr leidend, und kam daher gern auf etwas Ernstes, auf das Eine, was Noth ist; ebenso fehlte es auch im Schloß nicht an mannigfaltigen Erinnerungen an die Unbeständigkeit und Hinfälligkeit aller menschlichen Dinge. Wir unterhielten uns ganz ungezwungen, einfach und herzlich

über göttliche und weltliche Dinge, wie es eben die Umstände mit sich brachten, es war ein herzliches und zutrauliches Zusammenkommen, und selten oder nie gingen wir leer oder unbefriedigt nach Hause. Die vortreffliche wahrhaft edle Herrschaft von Wöllwarth nahm an all' unsern Leiden und Freuden, ja, an dem Wohl und Weh der ganzen Gemeinde den herzlichsten Antheil. Gab es Arme, Nothleidende oder Unglückliche zu unterstützen, so fand ich immer theilnehmende Herzen und offene Hände. Darum hatte auch meine liebe Frau einen besondern Zug nach Esslingen und sie wagte es oft mit mir, unter den beschwerlichsten Umständen im tiefsten Schnee den steilen Berg hinab und bei Nacht wieder heraufzusteigen.

Die Gegend bringt es mit sich, daß Freunde, Bekannte und Nachbarn sich in Sommerabenden an gewissen Tagen an einem dritten Orte treffen. Auch bei diesen Zusammenkünften konnte nie ein leichtfertiger Geist aufkommen, in welchem Falle wir uns würden bald zurückgezogen und auf uns beschränkt haben. Mehrere Jahre hindurch kam ich mit meinem alten Freunde, Pfarrer Zenneck von Gotteszell, zusammen, indem ein Jeder zwei Stunden Wegs zu machen hatte. Da theilten wir als alte Freunde von Tübingen und auf einem Glaubensgrunde stehend, uns unsere Erfahrungen im innern und äußern Leben mit und stärkten uns zum guten Kampfe des Glaubens. Da wir aber einander hie und da verfehlten, so traf

es ſich ſehr glücklich, daß der neue Pfarrer Gros von Oberböbingen (jetzt Stadtpfarrer in Zavelſtein) in unſern Freundſchaftsbund trat, und in ſeinem lieben Pfarrhauſe haben wir nachmals oft mit unſern Frauen die glücklichſten Stunden verlebt, wo chriſtlicher Ernſt, Ungezwungenheit und Heiterkeit, herzliche Liebe und brüderliches Zutrauen in ſeltnem Grade herrſchten, und wir theils durch Lektüre, theils durch Unterredung und gegenſeitige Mittheilung von Lebens- und Amtserfahrungen, ein Jeder an ſeinem Theil, einander weiter förderten. Da ich einſt bei Nacht, und oft in Sturm und Wetter auf meinen Berg zurückkehrte, mußte ich mir dieſen Genuß und Segen chriſtlicher Freundſchaft und Liebe nicht ſelten mit Mühe und Anſtrengung erkämpfen, weßwegen er aber nur um ſo mehr Werth zu haben ſchien. Einmal verirrte ich im dichten Nebel, anſtatt nach Lauterburg zu kommen, kam ich nach Heubach; von da ging es über die Alb, wo ich zum zweitenmal verirrte und mit Mühe endlich in ſtockfinſterer Nacht Lauterburg erreichte.

Dieſe unſere Zuſammenkünfte hatten eine ängſtliche Form nicht, weder in wiſſenſchaftlicher, noch in chriſtlicher Beziehung. Da wir aber von Herzen an den einigen Herrn und Heiland glaubten, ihm in unſeren Gemeinden dienen und ſein Reich auf Erden an unſerem Theile, ein jeder nach ſeiner Art und Stellung fördern wollten; da wir auch in wiſſenſchaftlicher Beziehung nicht nachläſſig und träge waren,

ſo gab ſich, ſo zu ſagen, Alles von ſelber, und ein Jeder brachte vor, was ihm auf dem Herzen lag, oder theilte mit, was er in ſeinen Studien gewonnen hatte; kurz, es waltete der Geiſt, der in alle Wahrheit leitet, in unſerer Mitte, und die großen Angelegenheiten des Reiches Gottes bewegten unſere Seelen. Von längſther ſchwebt ein Ideal chriſtlicher Frömmigkeit vor meiner Seele, die alle Lebensverhältniſſe durchdringt und ebenſo fern iſt von ängſtlicher und pedantiſcher Geſetzlichkeit und Heiligkeit, als von fleiſchlicher Weltlichkeit und Freiheit. Ich möchte gerne, weil alles des Herrn iſt, die Erde und was darin iſt, der Erdboden und was darauf wohnet, daß alles, was wir thun, wir eſſen oder trinken, arbeiten oder ruhen, wachen oder ſchlafen in Traurigkeit und Freude, zur Ehre Gottes geſchehe. Darum iſt mir immer eine fade, gehalt- und haltungsloſe, leichtfertige, weltliche Freude und Luſtbarkeit zum Ekel, Abſcheu und Grauſen; ebenſo ſehr aber iſt mir zuwider eine Art Frömmigkeit, die mir von außen wie gewaltſam anklebt, anhängt und angezwängt erſcheint, und nicht wirklich eine Aeußerung aus dem innern Grunde der Wahrheit iſt, gute Frucht eines guten und geſunden Baumes. Iſt aber Letzteres der Fall, ſo muß man einem Jeden ſeine beſondere Art und Form laſſen, wenn er nun einmal eine ſolche wählt, die einem andern weniger zuſagt. Im Reiche Gottes kann und ſoll, ſo wenig als im Naturreiche, Alles nach einer Form und nach

einem Maaß gemeſſen, oder über einen Kamm geſchoren werden. Diejenige Freiheit, damit uns Chriſtus der Herr befreiet hat, ſollen wir uns nimmer nehmen, noch unter einem knechtiſchen Joch gefangen halten laſſen. Der Gerechte wird ſeines Glaubens leben. Zu einer völligen Entſchiedenheit aber muß es bei einem Jeden kommen; entweder muß er rechts oder links, mit Chriſtus oder mit Belial. Ein Chriſtenmenſch iſt nach Luther ein freier Menſch und ein Herr aller Dinge; und ein Chriſtenmenſch iſt auch ein gebundener Menſch und ein Knecht und Diener aller Menſchen in der Liebe. Ein Jeder ſteht und fällt ſeinem Herrn. Das innere verborgene Leben mit Chriſto in Gott muß der Grund von Allem ſein, denn die wahre, chriſtliche Frömmigkeit iſt vor allen Dingen, und ehe ſie etwas ſein kann, etwas Inneres, ein innerer Zuſtand, eine innere Thätigkeit. Hiemit iſt eben ſowohl ein äußeres ganz oder halb erzwungenes Weſen, dem das Innere nicht entſpricht, als Halbheit, Zwieächſelkrägerei und Indifferentismus abgeſchnitten. Soviel aber iſt gewiß, daß das Chriſtenthum in ſeiner tiefen Wahrheit erfaßt, einen Menſchen, trotz alles Kreuzes und Elendes dieſer Erde, ſchon in dieſer Welt verhältnißmäßig glücklich und zufrieden machen muß, weil Chriſtus ſonſt am Kreuz vergeblich einſt geſtorben wäre. Das pietiſtiſche, ängſtlich pedantiſche Weſen beruht entweder auf verkehrter Bildung und Erziehung, oder jedenfalls auf einem Mißverſtand der

evangelischen Wahrheit. Freilich aber geht es noch oft durch eine Höllenfahrt der Buße zur Himmelfahrt des Glaubens, und ohne Heiligung wird Niemand den Herrn sehen können.

In Lauterburg selber hatten wir in den Wintermonaten auch noch eine besondere Zusammenkunft, die in den betreffenden Häusern abwechselte. Es wurden Missionsnachrichten und andere gute Schriften gelesen, und allerlei Gegenstände besprochen, die mir oder einem Andern gerade am Herzen lagen. Mitglieder waren Schullehrer, Schultheiß, Bürgermeister u. s. w. Auch diese Zusammenkünfte hatten ihren Nutzen, da ich immer auf Etwas Bedacht nahm, das dem Geiste eine Nahrung und Aufmunterung gewährte, oder nach oben ziehen konnte. Die Aufwartung in diesen engern Familienzusammenkünften bestand in Bier und Brod. So suchten wir auch hier uns eben sowohl nützlich zu machen, als die langen Winterabende in unserer isolirten Lage zu verschönern. Wirklich waren wir auch immer, bis auf das letzte Jahr gern in Lauterburg, trotz der mancherlei Nöthe, die ich in Amt und Haus zu überstehen hatte. Wohin wir gingen, hatten wir die herrlichste und weiteste Aussicht, einen Naturgenuß, den ich noch immer vermisse. Das Rauhe und Romantische hat ja eine besondere Anziehungskraft. Das wilde Tosen und Heulen des Sturmes, der Schnee, aus dem bisweilen die Leute sich herausgraben müssen, wie Maulwürfe aus der Erde, der lange Winter und

die Schlittenbahn, das Alles kam unserm Sinn für das Romantische zu Statten.

Mit Ausnahme des ersten Jahres, wo ich des rauhen Klimas ungewohnt, durch Erkältung mir eine doch nicht lang anhaltende Krankheit zugezogen hatte, und später einigen auch schnell gehobenen Anfällen von Halsentzündungen, war ich selber in Lauterburg immer wohl gewesen. Im letzten Jahre litt ich jedoch sehr an den Gehörnerven, und an Schlaflosigkeit, besonders nach meiner Beförderungsprüfung. Ich hatte sehr fleißig studirt, wie in einer frühern Zeit, theils um meinen Wissenstrieb zu befriedigen und für mein Amt mich tüchtig zu machen, theils aber auch, um bei einer Prüfung nicht gerade schlecht zu bestehen, was ich meinen alten Gönnern und Freunden schuldig zu sein glaubte. Aber noch ehe ich ins Examen kam, fühlte ich mich äußerst angegriffen, und die fürchterliche Junihitze während der Prüfung in Stuttgart setzte mir so zu, daß mein Ohrenbrausen sich immer mehr verstärkte, und mir zuletzt fast Hören und Sehen verging. Mit Mühe setzte ich es durch und hielt meine Examenspredigt vor den Consistorialherren und den gänzlich leeren Stühlen mit großer Anstrengung. Es war etwas Peinliches und die Examenstube eine wahre Marterkammer für mich, da ich ohnehin von jeher mit Schüchternheit und Verlegenheit zu kämpfen hatte. Der schriftliche Theil war schwer, und manche Mitexaminanden kamen in Noth,

während er bei mir gerade am besten ausfiel, weil ich, wie gesagt, überaus fleißig studirt hatte und hier wenig verlegen war. Kinderlehre und Predigt aber fielen um ein Gutes schlechter aus, als sonst gewöhnlich in Lauterburg, weil ich neben der Angegriffenheit auch noch befangen war; am schlechtesten bestand ich in der mündlichen Prüfung. Obgleich nun das Resultat und Prädikat „gut" war, so war ich selber doch nichts weniger als damit zufrieden, und es stellte sich mir als eine große Verkehrtheit heraus, Männer, die schon mehrmals examinirt worden sind, und ihr Amt eine Reihe von Jahren mit Gewissenhaftigkeit, und nicht ohne Segen verwaltet haben, aufs neue wieder, wie Schulknaben, auf die Examensbank setzen zu wollen. Ein wahres Grausen aber wandelt mich noch an, wenn ich an das Predigen vor leeren Kirchstühlen denke, welches ohne Zweifel auch ein Mißbrauch des Wortes Gottes ist und keinen sichern Maßstab für die Tüchtigkeit eines evangelischen Predigers, der eine Gemeinde anzureden gewohnt ist, abgeben kann. Gut, daß die Neuzeit diesen alten Zopf des Beförderungsexamens abgeschnitten hat.

Im Herbst 1846 verschlimmerte sich mein Uebel fortwährend; das geringste Geräusch that mir wehe, ich war am liebsten in der stillen Einsamkeit, und die Schlaflosigkeit nahm zu, während sich auch noch ein eigenthümlicher Husten dazu gesellte. Da traten mir meine beiden Amtsvorfahren vor die Seele, die im

nämlichen Alter ſtarben, und wir befürchteten, ein gleiches Loos möchte meiner warten, wenn ich nicht bald in eine mildere Gegend käme. So dachte ich nun mit Ernſt ans Fortkommen. Als daher die Pfarrei Winzerhauſen, in der Nähe von Marbach, ausgeſchrieben wurde, ſo trieb meine liebe und beſorgte Frau an mir, mich zu melden, obgleich es auch nur eine Anfangspfarrei mit 725 fl. war, während ich gerade darum ein Beförderungsexamen gemacht hatte, um mich verbeſſern zu können. Aus Rückſicht auf meine Geſundheit und die milde Gegend im rebenreichen Unterlande meldete ich mich mit etlichen Zeilen, ohne die Gemeinde im Mindeſten zu kennen, oder das Pfarrhaus eingeſehen zu haben. Wirklich wurde ich auch zum Pfarrer in Winzerhauſen ernannt, wo ich ſchon am 26. Januar 1847 aufziehen ſollte. Da aber meine liebe Frau am 4. Januar mit einem Söhnlein, Theodor, erſt niedergekommen war, erhielt ich Aufſchub bis zum 2. März. Mittlerweile verbeſſerte ſich mein körperlicher Zuſtand hauptſächlich durch Hülfe des 46er Weines, der mich von meiner Schlafloſigkeit und Angegriffenheit nach und nach befreite, ſo, daß ich hoffen konnte, in einer neuen Gemeinde wieder mit friſcher und erneuter Kraft mein Amt verwalten zu können. Von Winzerhauſen hörte ich unterdeſſen nicht viel Tröſtliches. Aus Grundſatz hatte ich vorher von der Gemeinde Nichts wiſſen wollen, ſondern an einen Freund geſchrieben, die

ganze Menſchheit ſei krank, das wiſſe ich, und ich bringe den rechten Arzt und die beſte Arzenei mit. Nehme die Gemeinde das Evangelium an, ſo werde es allmählig beſſer werden; wo nicht, ſo ſtehe mir ja das Land wieder offen. Dennoch verurſachte mir die Nachricht eine ſchlafloſe Nacht, und ich konnte mich nur durch die feſte Ueberzeugung beruhigen, daß nichts Anderes, als der Wille des Herrn, dem wir von Anfang Alles in die Hand gegeben hatten, in dieſer meiner Berufung geſchehen ſei. Ihm übergaben wir unſer ganzes Schickſal aufs neue und ſahen der Veränderung mit Glaubensmuth und Freudigkeit entgegen.

Sobald die Lauterburger meine Ernennung erfuhren, wurden vieler Herzen Gedanken offenbar. Ein allgemeines Bedauern über mein Fortkommen wurde laut; Manche konnten ihre Thränen nicht zurückhalten, ja, von nun ſah ich faſt in jeder Predigt, um von der letzten zu ſchweigen, da und dort verweinte Augen. Einer, der nicht gerade zu den Reichſten gehörte, ſagte, er hätte lieber alle Jahre funfzig Gulden geben wollen. Um dieſer Liebe und Anhänglichkeit willen, und weil wir in Lauterburg, meiner erſten Gemeinde, in einem Zeitraum von mehr als neunthalb Jahren, Freud und Leid in reichem Maaße erfahren hatten, wurde uns der Abſchied recht ſchwer. Es war mir, als ich am 1. März von vielen lieben Lauterburgern begleitet, mit Frau, drei älteren Kindern, Auguſte, Wilhelm, Roſalie, dem Säugling Theodor, meiner

vieljährigen Magd und einer Kindsmagd langsam den steilen Berg herunterfuhren, als wenn ich einer lieben Braut oder Gattin zur Leiche gehen müßte. Da es sehr hart gefroren, und die Straße mit Eis bedeckt war, war es den jähen Berg herab sehr gefährlich zu fahren, und die am Tage zuvor abgegangenen schweren Wägen hatten von vielen Männern gehalten werden müssen, wobei das größte Unglück leicht hätte geschehen können, da sie eigentlich auf dem Eise hin und her tanzten. Es lief jedoch, Gott sei Dank, Alles glücklich ab. In Lautern kehrte der größte Theil der Lauterburger zurück, einige Wägen fuhren mit bis Unterböbingen und hier nahmen wir zum letztenmale Abschied und zogen allein weiter unsere Straße. Wilhelms guter Freund, der redliche Bürgermeister Barth, legte ihm unter Thränen die Hand aufs Haupt und sagte: „Nun, der Herr segne Dich, lieber Wilhelm!“ In Winnenden übernachteten wir und trafen den 2. März 1847 in Winzerhausen wohlbehalten ein.

X.

Leben in Amt und Haus zu Winzerhausen.

Alles Entgegenkommen hatte ich mir verbeten und in meinem Schreiben an den Gemeinderath den Wunsch ausgesprochen, daß man mir dafür während meiner Amtsführung immer freundlich entgegenkommen möge. Dieß hatte beinahe beleidigt, da man daraus schließen mochte, ich habe ungünstige Nachrichten erhalten und komme mit Mißtrauen, Mißmuth und Verstimmung, ein Vorurtheil, das jedoch bald beseitigt wurde, als ich mich persönlich erklärte. Im Pfarrhaus war bereits das Nöthigste eingerichtet. Das Haus selber jedoch machte einen üblen Eindruck, den wir mit Mühe zurückhielten, wenn man uns befragte. Mein lieber Schwiegervater und der Pfarrer Elsäßer von Botenheim suchten uns zu beruhigen. Am 7. März, Sonntag Oculi war die Investitur, welche Decan Schelling aus Marbach, ein Bruder des Philosophen, verrichtete. Die schöne große Kirche war mit Menschen

angefüllt. Ich hatte den Text Lucas 10, 2. ausgewählt: „Die Ernte ist groß, der Arbeiter aber wenig, darum bittet den Herrn der Ernte" ꝛc. ꝛc. Der Herr schenkte mir gleich das erste Mal die Gnade, offen zu geöffneten Herzen reden zu können. Der Eindruck war der allergünstigste; meine Worte fielen wie Regen auf das Dürre, und in der Gemeinde entstand eine allgemeine Freude. War vorher, wie ich hörte, das Haus Gottes halb verödet gewesen, so entstand jetzt ein allgemeiner Eifer, Gottes Wort zu hören, Niemand wollte zurückbleiben, alle meine Gottesdienste wurden auf's zahlreichste besucht. Mit meiner lieben Frau machte ich Besuche von Haus zu Haus, und überall kam uns Liebe und Freundlichkeit entgegen. Daß aber Manche nur geschwind das Sonntagkleid anzogen, und ihr Werktagskleid versteckten, läßt sich denken, und wir merkten es hie und da gar wohl; es saß Mancher hinter dem Gebetbuch, der sonst wohl wo anders gesessen wäre. Doch wurden wir vielfach auch innerlich recht erfreut und unserer Sache nur noch gewisser, daß der Herr mich in diese Gemeinde gerufen habe, wenn ich vielleicht etwas später auch noch eine weit bessere Besoldung hätte bekommen können; kurz, wir fühlten uns äußerst glücklich und zufrieden und konnten Gott recht herzlich für seine gnädige Führung danken. Da ich so viel Begierde nach Gottes Wort bemerkte, fing ich einen dritten Gottesdienst am Sonntag an, den ich am Abend spät hielt, und der beinahe so zahl-

reich als der Vormittags-Gottesdienst besucht wurde. Dieß Alles war natürlich eine große Aufmunterung für mich, und ich konnte mit freudigem Aufthun meines Mundes kund machen das Geheimniß des Evangeliums von Jesu Christo. Anfangs hatte ich mich darauf gefaßt gemacht, der Eifer werde, wenn einmal die Neugierde befriedigt sei, erkalten; derselbe ist jedoch so ziemlich gleich geblieben.

Wegen des schlechten Zustandes meiner Wohnung wendete ich mich dringend an die Hofkammer, welche noch in gleichem Sommer 1847 eine bedeutende Veränderung des Hauses mit einem Kostenaufwand von 1400 fl. vornehmen ließ. Dieß war uns auf der einen Seite zwar erwünscht, auf der andern aber verursachte es uns auch die größte Unlust und Beschwerde. Wir konnten fast nicht im Hause bleiben, da kein einziges Zimmer von dem durchgreifenden Bauwesen verschont blieb, das ganze Haus ringsum offen stand, und wir einige Zeit auf einer Leiter auf- und absteigen mußten. So groß auch diese Unlust war, wußten wir uns doch darein zu schicken, in Hoffnung, daß wir später um so angenehmer wohnen würden. Im November aber selbigen Jahres kehrte aufs Neue Trübsal bei uns ein. Unser innig geliebter Theodor, ein herrlicher Knabe, der besonders auch dem lieben Mütterlein allzutief ins Herz gewachsen war, wurde krank. Die Umstände wurden immer bedenklicher, und am 11. December, am Geburtstage meiner lieben Frau, wollte

dieſe ihm ſchon die Augen zudrücken, worauf er aber wiederum erwachte und noch bis zum 17. December lebte. Dieſer Tod ſchnitt uns ſehr tief ein, und meine Frau hatte er ſo angegriffen, daß ſie von da an wieder leidend wurde. Der liebe Schwiegervater ſchrieb da folgenden Troſtbrief, der zur Charakteriſtrung des edeln Mannes hier eingefügt ſei.

Weilheim den 22. December 1847.

Tiefgebeugte Kinder!

An Alles hätten wir leichter und lieber gedacht, als an die geſtern erhaltene Nachricht von dem unerwarteten Tode Eures ſeelenguten, heitern und freundlichen Theodor. Ich meinte, er heiße Johannes, denn ſo hätte er eigentlich heißen ſollen, er hatte eine eigentliche Johannesſeele und Geſtalt, nicht des Johannes in der Wüſte, ſondern des Johannes, der an der Bruſt Jeſu lag, Jeſu Liebling. An dieſes gedachte ich wirklich, da ich bei der kleinen Chriſtbeſcherrung jenes Bild ihm zutheilte, welche Ihr nur mit Wehmuth erhalten und angeſchaut haben werdet. Nun liegt er an der Bruſt Jeſu, und ihm iſt wohl; was liegt an der kurzen Zeit ſeiner Leiden; er genießt nicht nur einen ewigen Chriſttag, ſondern er ging als Chriſtkindle in das beſſere Leben. Ewig wohl ihm! Die liebe Mutter ſagte kürzlich an einem Morgen, es

sei ihr beim Erwachen so schwer geworden, und habe gedacht, wenn nur der Sophie nichts geschehen sei, und sie hätte nur den Theodor mögen zu sich nehmen, das habe sie auch schon im Herbst gedacht. Auf diese traurige Nachricht sind ihr jene Herzensgedanken schmerzlich neu geworden, und sie gaben reichen Stoff heute zur Morgenandacht. Ich kann's nicht aussprechen, wie sehr Ihr uns dauert, und es bestätigt sich abermal meine Ansicht, daß Ihr immer auf schwerem Weg Euren Lebensgang werdet führen müssen. Ich hatte geglaubt, Winzerhausen sollte Euch wenigstens einige Zeit eine Erholung gewähren, und nun kommt unversehens ein Schlag, der auch uns tief verwundet, und nur Gott kann uns göttlich trösten. Das wolle er thun, und namentlich die liebe Mutter auch wegen dem Kinde, das sie unter dem Herzen trägt, göttlich stärken.

Ich weiß es noch von meiner Mutter, und es bleibt mir immer lebhaft gegenwärtig, wie es eine Mutter schmerzt, wenn ihr die Lieblinge vom Herzen gerissen werden; sahe aber auch, wie ihr Glaube über den Gemüthssturm siegte, und wie er den Wellen gebieten konnte, daß sie verstummten. Möge es auch der Enkeltochter gegeben werden — oder besser — gegeben sein, also den Sturm zu bedräuen. Und sollte sie es nicht können, so möge es der Herr thun, wenn gleich die demüthigende Frage: Wo ist euer Glaube? dabei in die Seele fiele. Ja, Er solls thun, und wirds thun, weil wir bei ihm im Schiffe sind, und

er es befahl, daß das Schiff vom Lande stieß. So ziemt es sich, daß wir uns untereinander christlich trösten. Der gutmüthige Wilhelm soll eben jetzt mehr bei der Mutter zu Hause bleiben, da sie an ihm wieder den einzigen Sohn hat. Sein öfteres von Hause weggehen gefällt dem Großvater nicht recht. Dadurch wird sein gutes Gemüth mehr geschont, und sein Herz wird kein Weg. Das elterliche Haus ist ein Tempel, von dem der Knabe Jesus sagt: Ich muß sein in dem, das meines Vaters ist, und so nahm er zu an Alter, Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen. Er war seinen Eltern unterthan. Mach's auch so, lieber Wilhelm, und folge Deinem Großvater, der Dich mehr liebt, als Du weißt, und dem gerade Dein jetziges Alter als eines der wichtigsten erscheint. Für einen Knaben hat in unserer letzten betrübten Zeit der Großvater die größte Sorge, und seine vielen Schülerknaben liegen ihm ebenfalls schwer auf dem Herzen.

Und nun ihr lieben Kinder, seid stark in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke, Er bewahre Eure Herzen in dem Frieden, welcher höher ist als alle Vernunft. Im Gefühl dieses Friedens grüßen Euch schmerzlich theilnehmend,

Eure

treuen Eltern Vögelen.

Am 21. März 1848 wurde uns zum Ersatz für unsern Theodor abermals ein Söhnlein geschenkt, unser

lieber Johannes, der bis jetzt zu unserer Freude ohne Anstoß gedeiht.

In diesem Frühjahr bekamen wir auch die sogenannten Märzerrungenschaften. Den Winter über hatte ich dreimal wöchentlich sehr zahlreiche Versammlungen in der Schule gehalten. Sonntag Abend eine Bibelstunde für die Weiber und Töchter und zweimal in der Woche für Männer und Söhne. Die eine Stunde für die Männer war nicht ausschließlicher Natur. Es wurde dieß und das vorgelesen, unter Anderem auch das Leben Wilhelms III. von Preussen, das die Versammlung ungemein anzog. Dem Revolutionsgeist war hierdurch entgegengearbeitet worden; doch wünschte ein großer Theil und zwar der besten Bürger, daß ein anderer Schultheiß und Gemeinderath eingesetzt werde, und die alten Herren abdanken möchten. Diese Stimmung benutzte ein kleiner, der Revolution nicht abgeneigter Theil, und machte Miene Gewalt zu gebrauchen. Ich trat aufs entschiedenste entgegen, wurde nun aber bald von dieser, bald von anderer Seite mit Deputationen heimgesucht, welche nur die örtlichen Uebelstände im grellsten Lichte darstellten. Um nun Unfug zu vermeiden und vor allem den, wie es schien, gerechten Forderungen des bessern Theiles zu genügen, konnte und durfte ich mich nicht zurückziehen, sondern mußte ganz wider meine Meinung die Sache in die Hand nehmen, um einen möglichst guten Ausgang herbeizuführen. So bestimmte ich selber Schultheiß

und Gemeinderath abzudanken, was auch geschah. Dadurch wurde diese ganze Revolutionszeit über jeder Skandal vermieden, und die Gemeinde hielt sich fortwährend ruhig unter allen Stürmen, da die Wenigen, welche etwa zu Schlechtigkeiten fähig gewesen wären, sich nicht zu regen wagen durften.

Wir alle wirkten im schönen Verein zusammen; Pfarrer, Schultheiß, Schulmeister Hohl und Provisor Spahr und viele wackere Bürger. Die beiden Lehrer wohnten in der Regel den Versammlungen bei und unterstützten mich mit Vorlesen. Auch im Winter 1848—49 hielt ich Abendversammlungen und zog jetzt auch die Politik herein.

Die Adresse, daß der König sein „Von Gottes Gnaden" behalten solle, wurde fast von Allen unterschrieben, und ich hatte Ursache, Gott zu danken, daß ich so mit dieser leicht aufgeregten Gemeinde glücklich durch die Gefahr hindurch kam. Bedenkt man, wie in dieser Zeit die Leute auf Gassen und Straßen, auf Jahrmärkten und in Wirthshäusern bearbeitet, wie sie gegen alle Beamte und Geistliche aufgehetzt und mißtrauisch gemacht wurden, wie sehr die Leute von Schulden gedrückt, vom Presser bedroht waren und wie schwer dem größten Theil das Fortkommen ward, so sage ich nur die Wahrheit, wenn ich behaupte, daß nur das Wort Gottes, daß nur die im Gewissen offenbare Macht der Religion die Geister in Schranken gehalten hat. Furcht vor der

gesetzlichen Gewalt war längere Zeit gar nicht mehr vorhanden; es schien, es habe Jedermann Narrenfreiheit. Was konnte nun die Leute anders zurückhalten, als eine geheime Macht, die im Gewissen sich geltend machte und die rohen fleischlichen Gelüste daniederhielt! Daher stützte ich mich auch auf Nichts mehr, als auf die Macht der Wahrheit des Wortes Gottes, die sich kräftig an den Gewissen der Menschen von jeher bezeugte und auch hier ihre Wirkung nicht verfehlte. Möchten unsere Hohen und Gebildeten doch einmal zu der Einsicht kommen, daß die Völker weder durch neue Verfassungen und Gesetze, noch durch Bajonette auf die Dauer in Schranken gehalten und glücklich werden können, sondern daß hierzu nach aller Geschichte und Erfahrung, Religion und Sittlichkeit gehören und ohne sie, nur ein allgemeiner Untergang zu gewarten steht. Möchten sie alle umkehren und, wie ihrer Viele bisher oft das Gegentheil gethan haben, mit einem guten Exempel vorangehen! Doch die letzte Zeit hat ohne Zweifel Manchen aus seinen süßen Träumen aufgeschreckt, da er sich in seinen Herrlichkeiten und Reichthümern hinlänglich geschützt glaubte. Stolz und Selbstsucht müssen gebrochen, das Kreuz Christi des Heilandes aller Sünder, muß wieder in die Herzen gepflanzt und die Liebe Christi die mächtige Triebfeder werden, die von jeher die herrlichsten Werke hervorgebracht und die Menschen zur wahren Menschenliebe begeistert hat, wie zum Tragen, Dulden, Leiden und Hoffen. —

Das Jahr 1848 brachte uns auch wieder ein schweres häusliches Leiden. Meine liebe Frau lag fast ein ganzes Vierteljahr an einem weiblichen Uebel darnieder, welches durch ärztliche Mittel nicht mehr gehoben werden zu können schien. Immer mehr schwanden die Kräfte, immer hoffnungsloser wurde der Zustand und meine liebe Frau mußte sich wieder aufs Sterben gefaßt machen. Mehrmals erklärte sie mir dieß, und nahm mir blos übel, daß ich noch immer nicht alle Hoffnung auf Stillung des Uebels aufgeben wollte. Sie sei, sagte sie glaubensfreudig, für ihre Person gefaßt, nur das mache es ihr schwer, wenn ich mir immer noch Hoffnung mache und mich dann doch getäuscht sehe. Da gab es freilich wieder schwere Stunden, Tage und Nächte, und es ist nicht zu verwundern, daß man es mir ansehen konnte. Am 30. November, am Andreasfeiertage predigte ich und taufte nachher ein Kind, wobei ein Weib v. Prevorst Gevatterin war. Beim Taufschmause kam auch die Rede auf den Herrn Pfarrer, und das Weib fragte, ob er denn kränklich sei, weil er so übel aussehe? Nein, hieß es, aber die Frau liege schon lange danieder und helfe ihr Alles Nichts, was bisher Doktor und Chirurg angewendet haben. Als sie nun auch erfuhr, welcher Art das Leiden sei, sagte sie, daß es ein Kräutlein gebe, welches bei ihr einer Frau geholfen habe, nachdem sie verschiedene Aerzte gebraucht hatte, und gewiß auch in den hiesigen Weinbergen zu finden sei. Sofort machten sich etliche

Taufgäste mit auf zum Suchen, und, siehe da, sie fanden es in Menge. Man brachte das Kraut schüchtern in's Haus, meine Frau ließ sich eine Tasse Thee davon machen, und o Wunder! sie hatte noch nicht eine halbe Tasse getrunken, als sie die zusammenziehende Kraft spürte und in etlichen Tagen war das Leiden gänzlich gehoben, und blieb nur noch einige Zeit die Schwäche zurück. So wunderbar und durch ein so geringes Mittel hatte Gott abermal vom Tode geholfen. Es ist dem Herrn einerlei durch viel oder wenig helfen. Das edle Kräutlein heißt auf Deutsch Erdrauch (herba fumaria) und ist sehr leicht fast überall zu haben, mit schönen, rothen Blüthen. Soweit bin ich nun mit Gottes Hülfe den 21. October 1849 gekommen und muß mit tiefer Demuth, Beugung und Beschämung, Dankbarkeit und Lob ein Ebenezer aufrichten und bekennen: Bis hieher hat der Herr geholfen! Ich bin nicht werth aller Barmherzigkeit und Treue, die der Herr an mir gethan hat! Ja, es ist, wie ein gar lieber, an Auszehrung schon längst entschlafener Universitätsfreund (Hummel von Cannstadt) mich erinnerte: „Ich hatte Nichts als einen Stab, da ich über den Jordan zog und siehe, nun bin ich zwei Heere geworden!“ Es freut mich auch, da ich so schwer und ungern ans Schreiben komme, daß ich die einfältige Erzählung der Wunderwege des Herrn bis hieher gebracht habe. Dem Herrn, der mich und die Meinen unter großer Barmherzigkeit und Geduld, bis hieher

gebracht hat, will ich ferner meine Wege anbefehlen. Alle meine Bitten aber und Wünſche faſſe ich in den wenigen Worten zuſammen:

„Ich will in dieſer Zeit und in der Ewigkeit Nichts als Gnade! Mein Herze ſchließt in Jeſu Chriſt, der aller Gnade Urquell iſt!“ An mir und meinem Leben iſt Nichts auf dieſer Erd; Was Chriſtus mir gegeben, das iſt der Rede Werth!

Ich ſehe in der nächſten Zeit einer Niederkunft meiner lieben Frau abermals entgegen. Sie ſchien unter den drei Schweſtern die ſchwächſte zu ſein, und hat nun doch nicht nur am meiſten durchgemacht und überdauert, ſondern ich hoffe auch, daß ſie noch ferner meine treue Gattin, beſorgte Hausfrau und zärtliche Mutter meiner Kinder ſein werde. Die großen Gebrechen meiner lieben Gemeinde kenne ich nun ſchon genauer, vertraue aber dennoch, wie von Anfang der heilenden und rettenden Kraft des Evangeliums und der Wundermacht deſſen, der auch Todte und Verweſende wieder zum neuen Leben auferwecken kann und ſchon manchen Lazarus aus ſeiner Todtengruft hervorgerufen hat.

Da meine liebe Schwiegermutter nach langem Leiden im Frühjahr geſtorben, mein lieber Schwiegervater ſehr niedergebeugt nun in ſeinen alten Tagen verlaſſen daſtand; da endlich im September auch die einzige Schweſter meiner lieben Frau im Vaterhauſe in Weilheim, wo ihr vom treuen Vater noch die zärtlichſte Pflege zu Theil wurde, der Mutter nachfolgte

und ihrem Gatten, Revierförſter Gantz fünf unmündige Kinder hinterließ, ſo wurde meine Frau durch dieß alles ſehr erſchüttert und von Stund an wieder leidend. Am 1. November 1849 beunruhigte ſie mich am frühen Morgen mit dem ſehr trüben Gedanken, daß es dießmal wohl übel gehen und ohne künſtliche Hülfe keine Geburt folgen werde. Ich ſuchte ſie nun zwar zu beruhigen und zur Geduld zu verweiſen, war aber doch im Stillen innerlich nicht wenig angefochten und in großen Sorgen. Doch ſchon um ſieben Uhr Morgens war die Beſorgniß vorüber und um halb acht Uhr glücklich ein liebes Töchterlein geboren, das gar heiter und freundlich in die Welt hineinblickte. Am 14. November 1849 brachten wir es zur heiligen Taufe, wobei anweſend war, Pfarrer Elſäßer von Botenheim, und Helfer Spring von Groß Bottwar mit ſeiner lieben Frau. Das Kindlein gedeiht bis heute den 6. Auguſt 1850 und auch die liebe Mutter blieb immer ganz wohl. Dieſes jüngſte Töchterlein heißt: Anna Sophie Mathilde. In dieſem Jahre 1850 hatten wir die große Freude, daß die ganze liebe Familie Le Grand aus dem Steinthal nach Cannſtadt ins Bad kam, und Herr und Frau Le Grand uns beſuchten. Wir gingen ebenfalls nach Cannſtadt, ich auf einige Tage, meine liebe Frau auf vierzehn Tage, da die Lieben ihr ein Stübchen offen behalten hatten. Am 31. Auguſt kam Herr Le Grand allein zum zweiten Male und blieb über den Sonntag am 1. September

bei uns. Ich hatte das herrliche Evangelium vom verborgenen Schatz im Acker, dem Kaufmann, der gute Perlen suchte, dem Netze, das in's Meer geworfen wird, und Herr Le Grand lebte mit uns, wie wir es gewohnt waren den ganzen Sonntag durch, Morgens, Mittags und Abends in den drei Gottesdiensten, und freute sich über die zahlreichen Versammlungen. Es war ein lieblicher Tag, und der Herr war in unserer Mitte.

Vom 10. bis 14. war der Kirchentag in Stuttgart, wo so viele gläubige Männer sich versammelt hatten. Es waren von Anfang bis zu Ende reich gesegnete Tage. Schien es auch anfangs, es sollten theologische Streitigkeiten heraufbeschworen werden, so bekam doch bald die aus dem Glauben stammende Liebe die Oberhand, und die Verhandlungen wurden mit steigendem Interesse geführt. Die Geister erkannten sich im Glauben an den einigen Heiland mehr und mehr als eine zusammengehörige Schaar, und der Abschied am Samstag den 14. September ging nicht ohne Thränen vorüber. Es waren herrliche Segenstage mit den lieben Brüdern aus Nord und West. Die Stuttgarter hatten den fremden Gästen überall einen freundlichen Empfang bereitet. Man dachte nicht daran, daß bald Brüder gegen deutsche Brüder ausrücken müßten, wie es leider heute, den 8. November 1850 der Fall ist. Ein heiliger Geist der Einheit wehte durch die Versammlung vom ersten bis zum letzten Tag. Das Gefühl der Einheit aller die

in der evangelischen Kirche an den einigen Herrn und Heiland glauben, regte sich stärker als je und machte sich in den herzlichsten Liebesbezeugungen und Erweisungen Luft. Natürlich fanden sich auch viele alte lang getrennte Freunde hier wieder zusammen, und drückten sich herzlich die Hand. Auch mir wurde diese Freude reichlich zu Theil. Es waren da die Brüder Le Grand, Fritz, Daniel und Wilhelm, und ein Universitätsfreund; Pfarrer Pajee aus Schaffhausen in der Schweiz suchte unter den vielen Gästen lange nach mir, wie ich nach ihm. Krummacher von Berlin und Sander von Elberfeld traf ich noch auf der Eisenbahn, und erneuerte die alte Bekanntschaft. Mein alter Freund, der treue, liebenswürdige Dorner, Professor und Consistorial-Rath in Bonn (jetzt in Göttingen) hatte sich auch eingefunden, und es erneuerte sich der alte Freundschaftsbund. Noch viele andere Bekannte traf man im Vorübergehen, mit denen man nur wenige Worte wechseln konnte, da Versammlungen auf Versammlungen sich folgten. Am 20. September wurden Abends rhythmische Choräle in der Stiftskirche aufgeführt, welche einen großen und tiefen Eindruck machten. Mittwoch Abends den 21. September wurde Händels Messias aufgeführt, wobei ein ungeheures Gedränge in der großen Kirche stattfand. Alle Ecken und Winkel waren angefüllt. Ich hatte einen erhöhten Platz an einer Säule erwischt, wo ich stehend alles gut hören konnte. Ein Freund der meiner ansichtig

wurde, bemerkte bei einer Pause, daß ich, wie es scheine, ein Säulenheiliger geworden sei. Der liebe Professor Schrader aber von Tübingen, der auch in der Nähe ein enges Plätzchen gefunden hatte, bemerkte, daß ich immerhin noch einen bessern Stand, als die alten Styliten habe. Mein Logis hatte ich dießmal bei Herrn Gottlob Spring, Gebrüder Spring, Kaufmann in der Königsstraße, wo ich mit einem wackern Candidaten Weiß aus Königsberg auf einem Zimmer wohnte, da noch mehrere Gäste im gleichen lieben Hause gastliche Aufnahme gefunden hatten. Möchten die vielen Anregungen und guten Eindrücke die reichlich nach allen Seiten hinausgetragen wurden auch überall reiche Frucht schaffen für das Reich Gottes. Das walte der Herr, der so fühlbar mit seinem Geiste in den großen Versammlungen waltete! —

Das Jahr 1851, in welchem am 15. Februar unsere Anna Christiane geboren wurde, und in welchem Herr Le Grand aus dem Steinthal wieder mehrmals bei uns war, ging ohne Anstoß vorüber, bis meine liebe Frau wieder zum Schlusse beinahe ein Vierteljahr an einem besondern Uebel zu leiden hatte. — Schon im Spätherbst dachte ich wegen des gänzlichen Mißrathens der Kartoffeln und der auch sonst geringen Erndte oft mit schwerem Herzen und bangen Besorgnissen an die vorauszusehende Noth. Ich drang deßhalb auf Abbestellung des Kirchweihunfugs und ermahnte zur Sparsamkeit. Oft aber mußte ich tief und schwer

aufſeufzen, wenn ich an das bevorſtehende Elend dachte, und meine liebe Frau wies mich darüber nicht ohne Grund zurecht, daß ich es viel ſchwerer nehme als die Leute ſelber. So kam das gefürchtete Jahr 1852. Im Vorwinter that es ſich zur Noth, wiewohl die faſt täglichen Kundgebungen des Amtsdieners nicht ſehr tröſtlicher Art waren. Immer näher aber rückte der Mangel gleich in den erſten Monaten des Jahres und immer häufiger und dringender wurden die Klagen und Anſprüche auf Unterſtützung. Hiezu kam nun die gänzliche Erſchöpfung aller Caſſen, die Rathloſigkeit auf dem Rathhauſe und meine eigene. Da ſtanden die Leute, klagten und jammerten und gingen nicht von der Stelle. Endlich konnte man auf Koſten der Stiftungskaſſe eine neue Fuhre Waizen kaufen, mahlen laſſen und wöchentlich Mehl vertheilen. Vorher aber hatte ſchon der Gemeinderath auf Arbeit von Seiten der Gemeinde angetragen, worüber viele Vermöglichen ſehr ungehalten waren. Endlich nahm doch die Gemeinde 1000 fl. auf und fing einen Straßenbau an. Doch war auch jetzt noch des Klagens kein Ende, da das Mehl nicht ausreichen wollte. Auf unſere Bittſchriften kamen endlich 400 fl. Beitrag zur Errichtung einer Suppenanſtalt. Von einer ſolchen wollte nun aber niemand etwas wiſſen, man wollte ihr ausweichen; allein, die Behörde beſtand darauf, und ſo ſah ich mich veranlaßt, da auch Schultheiß entgegen war, die ganze Sache mit meiner Frau zu übernehmen. Es

wurden schnell alle Vorbereitungen getroffen und in der Waschküche des Pfarrhauses kam eine Speiseanstalt zu Stande, welche täglich bis zur Erndte mehrere hundert Portionen, je zu einem Kreuzer lieferte und den besten Fortgang und Erfolg hatte. Zwar war dieß nun eine große tägliche Mühe und Sorge, welche meine, das viele Auf- und Ablaufen der Treppen nicht gewohnte Frau fast krank machte, bis die Sache einmal im Geleise war. Täglich um elf Uhr stand eine hungernde Schaar mit großen und kleinen Häfen und Schüsseln im Pfarrhause; ich selber saß an der Kasse, meine Frau stand am Heerd, und ein Lehrer führte das Verzeichniß. Durch die Arbeit bei der Gemeinde mußten die Kreuzer verdient werden, und da ich mich anheischig gemacht hatte, mit dem mir übergebenen vierhundert Gulden bis zur Erndte auszureichen, so mußte man die Kreuzer für die Portionen ziemlich streng einfordern. War nun dieß Alles auch nichts Geringes, so waren wir doch herzlich froh über den Erfolg; denn seitdem hatte das Klagen der häufigen Armen ein Ende, mancher behielt noch etwas bis auf den Abend und die Meisten waren zufrieden, da immer gut und nahrhaft gekocht wurde. Am 7. August 1852 wurde die Anstalt geschlossen und da ich meine Rechnung machte, stellte sich noch ein Ueberschuß von sechsundvierzig Gulden heraus.

Auf die Erndte freute man sich herzlich, da die Felder den herrlichsten Anblick gewährten, und da auch

die Kartoffeln bis dahin nicht schwarz geworden waren, so machte man sich die besten Hoffnungen auf eine glückliche Erndte. Als ich den Erndtegottesdienst hielt, bemerkte man in Vieler Augen Thränen des Dankes und der Rührung. Allein mit der Erndtezeit kam eine lange Regenzeit; man wußte den Segen des Feldes nicht einzubringen; Vieles verdarb, und als ich deswegen wieder eine Betstunde hielt, gab es Thränen des Schmerzens genug, die Freude ward in Traurigkeit verwandelt. So ging es fort, und als der Herbst kam, zeigte sich die Weinerndte nicht nur sehr gering, sondern es fehlte auch gänzlich an Käufern. Da war des Jammerns und Klagens kein Ende.

Im Schulhause lag den ganzen Sommer über Vater und Sohn, der schon Provisor war, bei bitterer Armuth, an der Schwindsucht danieder, bis Schulmeister Hohl am 14. September endlich starb. Ich selber litt beinahe das ganze Jahr hindurch an einem Katarrh, der auch auf den Gebrauch eines Bades nicht weichen wollte. Meine liebe Frau und Kinder jedoch waren größtentheils wohl. Die schwere Zeit drückte uns aber auch nicht wenig, und wir waren öfters in großem Geldmangel.

Als ich am 1. November 1852 Abends spät von einem Diöcesanverein in Steinheim zurückkam, hörte ich beim Eintritt ins Haus ein solches heftiges

Jammern und Klagen, daß ich sehr erschrak, und nicht anders dachte, als daß im eigenen Hause das größte Unglück geschehen sei. Bald jedoch erfuhr ich, daß der arme Bergmann, der am Wunnenstein*) in einer Tiefe von vierunddreißig Fuß Gyps grub, in dem Stollen, der aus dem senkrechten Schacht in den Berg ging, verschüttet worden sei, aber noch lebe. Als ich auf den Berg kam, fand ich bei Fackelschein eine große Menge Menschen, während eine Anzahl beschäftigt war, Schutt, Steine und Erde aus der Tiefe heraufzuwinden. Ich ermahnte alle zum Gebet für den Unglücklichen, stieg hinunter, sah die Leute, worunter auch zwei Brüder des Verschütteten Vogt, auf dem Bauch liegend, unter den stehenden schwachen Stützen arbeiten, während von oben immer neues Erdreich herankam, überzeugte mich aber so sehr von der Gefahr dieser Arbeit, als ich auf der andern Seite einsah, daß dieß wirklich der kürzeste und schnellste Rettungsweg sei, und munterte die Leute auf, in Gottes Namen fortzufahren. In dieser Tiefe gab der Verschüttete noch Lebenszeichen von sich, man hörte ihn seufzen, beten und zur Arbeit ermuntern. Herabrollender Schutt und Kies erschwerten das Weiterkommen sehr, und machten die Gefahr immer grö-

*) Auf diesem wonnigen Bergkegel lag einst die Burg Wunnensteiners, von dem Uhland in seinem Graf Eberhard, der Rauschebart, singt.

ßer. Dennoch drang man weiter vor, und von Abends fünf bis Morgens zwei Uhr war man so nahe, daß man den Unglücklichen in ein bis zwei Stunden gerettet herauszubringen hoffte. Alles war voll freudiger Erwartung. In fortwährender Lebensgefahr wurde fortgearbeitet. Endlich hatte man den Unglücklichen entdeckt. Als er Licht gewahrte, erwiderte er den Bergmannsruf „Glück auf.“ Es fand sich aber, daß er sehr verschüttet und in gebückter Stellung so eingeklemmt war, daß sich der auf dem Bauch liegende Bruder mit dem Vorderleib hinabneigen mußte, um den Unglücklichen zu befreien, der Alles selber angab. „Nimm den Stein von meinem Kopf unter meinem Kinn zuerst weg;“ dann: „jetzt nimm mir den Stein unter meinem Arm.“ Dieser war schwer und sobald er etwas weggeschafft war, gab es wieder eine donnerähnliche Bewegung im Schacht: „O weh! jetzt kommt die zarte Erde, jetzt muß ich sterben!“ rief der arme Mann, der jetzt ebenfalls verschüttete Bruder schrie auch, ließ den Vergrabenen fahren und wurde noch mit Mühe an den Füßen herausgezogen. Etwa nach einer Stunde vernahm man Lebenszeichen, von da an war es still. Die Arbeit aber wurde, nachdem auch ein Sachverständiger von Marbach gekommen, noch am Dienstag fortgesetzt, wo man Abends dem Verschütteten wieder ganz nahe war. Da plötzlich erfolgte wieder ein Einsturz, man arbeitete wieder und entdeckte den Helm

seiner Haue; abermal kam ein Einsturz und so noch zweimal, und zuletzt war die Gefahr vorhanden, es breche Alles zusammen und würden alle begraben. Daher stellte man am 3. November die lebensgefährliche Arbeit ein. Am 4. November hielt ich eine Leichenfeier oben auf dem Wunnenstein, mit zahlreicher Theilnahme aus den benachbarten Orten.

Der Winter 1852/53 war wieder ziemlich sorgenvoll in Haus und Amt. In den Christfeiertagen erkrankte mein lieber Schwiegervater in Weilheim und starb im Januar. Kaum konnte meine Frau, das einzige noch übrige Glied des Hauses, zur Leiche kommen, da sie einer Entbindung nahe war. Wir mußten die ganze Haushaltung fremden Leuten überlassen, bis eine Versteigerung der Hinterlassenschaft gehalten ward. Am 26. Februar 1853 wurde uns ein Töchterlein, Manette Mathilde geboren, welches ein Vierteljahr nachher an der Brechruhr mehrere Tage am Sterben war, und nachdem auch keine Medicin mehr bei ihr blieb, zuletzt durch eine gute Dosis 46er Wein gerettet wurde.

Wir wurden im Frühjahr wieder durch die Armuth sehr in Anspruch genommen, und es stellte sich immer deutlicher heraus, daß wir, um nicht all das Unsrige aufzuzehren, an eine Verbesserung des Einkommens denken mußten. Ich mußte jährlich einige hundert Gulden von dem geringen Vermögen zusetzen, da nicht nur der eigene Haushalt viel kostete, sondern

auch viele Ansprüche freilich meist von schlechten Armen an mich gemacht wurden. Von einigen höchst verdorbenen Menschen wurde ich wahrhaft gequält. Eine wie von einem bösen Dämon besessene Person, welcher früher auch meine Frau viel Gehör geschenkt hatte, schien es darauf anzulegen, uns aufs Höchste zu martern. Voll Verstellung legte sie sich der Länge nach auf die Treppe, heulte, schrie, stöhnte, daß meine Frau im Bett liegen und ich ihr für die Zukunft das Haus verschließen mußte, da auch meine Magd bei ihrem Anblick zuletzt zitterte. Da ich aber dennoch gern in Winzerhausen war, so war ich fest entschlossen, mich um keine Stelle unter tausend Gulden zu melden, um nicht die große Beschwerde eines Umzugs umsonst haben zu müssen, ich wollte in Geduld warten, und da meine Frau nur wenige, ich aber keine Verwandte im Lande habe, so wäre es uns einerlei gewesen, wohin es auch gegangen wäre. Doch wollte meine Frau aus Gesundheitsrücksichten in keine ganz rauhe Gegend. Da wurde Malmsheim zu neunhundert Gulden ausgeschrieben, in einer mittleren Gegend, bei Leonberg, hinter der durch Schiller und seinem Vater bekannten Solitüde gelegen. Ich achtete nicht darauf, vergaß es auch wieder. Als nun aber der Regen eines Morgens in Strömen herabfiel, wurde ich ganz traurig gestimmt; eine düstere Vorahnung von dem kommenden noch größeren Armuthselend in der Gemeinde als das war, unter dem wir bereits

seufzten, bemächtigte sich meiner und Malmsheim*) fiel mir wieder ein. Ich fragte meine Frau und — meldete mich.**) Ich meldete mich nur mit zwei Zeilen und dachte, das Consistorium werde diese nicht beachten, denn es werde gewiß noch ältere und dringendere Bewerber geben. So vergaß ich auch meine Meldung wieder, bis ich zu einem Missionsfest nach Marbach kam, wo ich zu meinem nicht geringen Schrekken erfuhr, die Gemeinde Malmsheim habe um mich angehalten und ich werde wahrscheinlich Pfarrer dort werden. Anfangs wollte ich es nicht glauben, da ich keine Silbe noch gehört hatte; aber bald kam schon eine Ernennung im Staatsanzeiger. Obgleich ich alle meine Schritte und Tritte in die Hand des Herrn befohlen hatte, so kamen mir doch die Zweifel, ob ich nicht an jenem düstern Morgen zu kleingläubig gewesen sei und ob ich mich nicht unbesonnen um eine Gemeinde gemeldet habe, von der ich auch schlechterdings nicht das Geringste wußte, weder von diesem noch von jenem. Ich machte mich auf den Weg,

*) Malmsheim, von dem der Selige in der letzten Zeit öfter sinnbildlich sagte: „In Malmsheim muß ich noch zermalmt werden."

**) Es machte ihm nachher noch manchmal Gewissensskrupel, daß er in einer kleingläubigen, verdrießlichen Stimmung seiner Last entlaufen wollte, und sogleich, als der Bote fort war, hätte er es gern wieder zurückgenommen, aber es sollte eben doch sein. Oefters nachher sagte er, es sei ihm gegangen, wie dem Habakuk, den der Engel am Schopf nahm und unversehens in eine andere Gegend versetzte.

machte die zwei Stunden von Leonberg aus vollends zu Fuß in großer Hitze, und wurde dadurch noch mehr niedergeschlagen. Zudem erschien mir alles in einem andern Lichte. Das Pfarrhaus war klein*), der Keller ein tiefer See, die Gegend öde und traurig, und — ich war im Begriff, wieder um Enthebung zu bitten. Mein lieber Amtsvorgänger Kretschmer, der anfangs über meine Ernennung eine große Freude hatte, war darüber ganz außer sich, machte mir dringende Vorstellungen und mahnte mich ab von einem so unbesonnenen und widergöttlichen Schritte. So bald ich aber etwas gegessen und getrunken und ausgeruht hatte, auch erfuhr, daß man in dieser Sache gebetet hatte und gewiß der Wille Gottes geschehen sei, wurde ich ruhig und kehrte getrost zurück, obgleich ich in meiner Beschreibung Alles schlechter machte, als es war. Wir ruhten nun aber ganz in dem Willen des Herrn, und zweifelten nicht mehr, daß er geschehen sei an uns. Meine lieben Winzerhäuser aber waren ganz betroffen, und die Vorbereitungen zum Abzug wurden uns sehr schwer. Die Lehrer, deren Conferenzdirektor ich seit Februar 1850 gewesen war, erzeigten mir noch viele Liebe, und von Malmsheim hörten wir viel Gutes.

*) Er sagte öfters nachher, der Eintritt nach Malmsheim und ins Pfarrhaus sei ihm wie ein Sterben gewesen, er habe nur Mühe gehabt, den Tag über die Thränen zurückzuhalten.

XI.

Leben und Sterben in Malmsheim.

Unter häufigem Klagen und Weinen Vieler war der Tag des Ab- und Aufzugs gekommen, der 2. Auguſt 1853. Meines Bruders Sohn, der nun in Amerika iſt, half uns treulich und zog mit auf. Als das Abſchiednehmen endlich vorüber war, wurde es uns viel leichter, und wir eilten dem neuen Beſtimmungsort entgegen. In Leonberg holten wir unſere Wägen ein, und wurden abgeholt vom Gemeinderath, Kirchenälteſten, Lehrern und Anderen von Malmsheim. Die Wägen gingen voraus und von Remmingen an wurde es ein langer Zug. Nahe am Ort kam uns die Schuljugend mit einem bekränzten Lamm entgegen und Alles ſtrömte aus den Feldern herbei. Ich ſtieg aus, begrüßte alle mit wenigen Worten, und ſo gelangten wir endlich zur neuen Behauſung. Durch die freundliche Fürſorge des Ortsvorſtehers Heldmajer wurde Alles in größter Ordnung eingeräumt und in wenigen Stunden war es wohnlich. Da ich eine ſo

geringe Schilderung gemacht hatte, so wurde sie von der Wirklichkeit übertroffen, und ich konnte am nächsten Sonntage bei meiner Invastitur durch Herrn Decan Haup freudig zu der Gemeinde reden, in welcher ich mich auch bald mehr und mehr zu Hause fühlte. Die empfänglichen und gläubigen Gemüther, denen das Wort von Jesu Christo dem Gekreuzigten keine Thorheit und kein Aergerniß war, wurden mir bald zugethan, und als im Winter und Frühjahr 1854 die Noth noch größer wurde, mußte ich oft die Güte Gottes preisen, die mich von einer Last, die mein Gemüth oft drückte, so unverhofft und wider meinen Willen befreit hatte. Malmsheim war nämlich ein verhältnißmäßig ziemlich gut gestellter Bauernort, wenigstens waren Mittel vorhanden, um die Armen mit Arbeit zu unterstützen, und der Ortsvorstand benahm sich aufs freundlichste bei jeder Gelegenheit, was ja einem Pfarrer seine Wirksamkeit sehr erleichtert.

Bald erhielt ich auch wieder einen Besuch von Herrn Le Grand aus dem Steinthal. Im Winter hielt ich wieder sehr zahlreich besuchte Versammlungen in der Schule, wo ich die sieben Sendschreiben der Offenbarung Johannis erklärte. Da es bei meiner zahlreichen Familie mit sieben Kindern und Magd und Kindsmagd an einem Zimmer fehlte, so wurde mir bald ein neues eingerichtet, und wegen des Wassers im Keller eine Dohle gebaut, so daß auch diesem Uebelstand abgeholfen ward. Durch all' das wurde

die Grundstimmung meiner Seele, nämlich demüthiges Dankgefühl gegen die unverdiente Gnade Gottes gegen mich, nur noch erhöht und die Unzufriedenheit mit meinem Wirken vermehrt, so daß das tiefe Gefühl: ich bin nicht werth aller Barmherzigkeit und Treue, die der Herr an mir gethan hat, mir die ganze Seele durchdrang.

Doch erfuhren wir auch bald, daß wir immerhin noch auf der Erde unter gebrechlichen Menschen seien, und waren weniger idealistisch als in Lauterburg und noch in Winzerhausen. Wir kannten schon zu gut die nackte Wirklichkeit, die grobmassige Realität dieser armen Welt, und ich mußte einmal im Stillen lächeln, als ein wohlgenährter junger Herr sich in meiner Gegenwart äußerte, es gefalle ihm alle Tage besser in dieser Welt. Da zu gleicher Zeit auch ein neuer Schulmeister kam, und der frühere sonst wackere Mann eine allzu schlaffe Schuldisciplin geführt hatte, so war die ältere Schulklasse, trotz der beiden guten jüngern Lehrer in den untern Klassen, sehr ausgelassen und zerstreut, und es setzte einen längern Kampf ab, bis ich im Religions- und Confirmandenunterricht eigentlich gemüthlich sein konnte, wie ich es bisher immer gewohnt gewesen war, denn nicht durch Strenge, sondern nur durch die Liebe hatte ich bisher geherrscht, und die Jugend an mich gezogen, indem ich mich freundlich in ihre Mitte setzte. Nach und nach aber gelang es mit Hülfe des neuen Schulmeisters.

Zum Schulconferenzdirektor war ich ſchon ernannt, ehe ich aufgezogen war. Ich fing es ſo an, wie ich es in der Marbacher Diöceſe gewohnt geweſen war: ich begann mit Gebet und legte einen bibliſchen Abſchnitt zu Grunde. Es gehörten ſiebenundzwanzig Lehrer zu meinem Sprengel, die mir mit Zutrauen entgegen kamen. Ich ſprach es gleich entſchieden aus, daß es mir weniger um allerlei Wiſſen und Können, als ums Weſen zu thun ſei, nämlich Menſchen Gottes zu bilden, tüchtig und zu allem guten Werk geſchickt. Da ich in meiner Jugend viel Eifer, Zeit und Fleiß auf die Muſik verwendet hatte, was ich manchmal für verlorene Mühe achtete, ſo hatte ich einen ziemlichen Vorſprung in dieſem Fache, und konnte es im Orgelſpiel, meinem Lieblingsfache, wie auch in meinem früheren Conferenzſprengel ſo ziemlich mit den beſſeren Lehrern aufnehmen, was mir um ſo eher ihr Zutrauen erwarb, auch geſtattete, in Beziehung auf Verbeſſerung des Kirchengeſanges hinzuwirken, um dem trägen Schleppgang ein Ende zu machen.

Am 8. April 1854 wurde mir zu unſerer aller Freude ein Söhnlein glücklich geboren, das die Kinder Theodor nannten. Es gedieh bis auf ein Vierteljahr, wo es an Magenerweichung und hinzugetretenen Gichtern ſtarb. Meine liebe Frau wurde durch den Anblick des Leidens wieder ſehr angegriffen, und bekam ſogar den Herzkrampf, was ſeit Lauterburg nicht mehr geſchehen war. Unterdeſſen war auch immer leidend

unſer liebes „Sophile.“ Alle angewandten Mittel hatten keinen bleibenden Erfolg, ſo oft wir uns auch gute Hoffnung machten. Im Winter noch bekam das Kind offene Wunden, daß man zuletzt die Knochen ſehen konnte und am 17. September 1855 ſtarb es, noch nicht ganz ſechs Jahr alt. Dafür wurden uns aber den 21. Januar 1856 Zwillingsſöhne geboren, welche geſund und kräftig ſchienen und einander ſprechend ähnlich waren. Wir nannten ſie Joſeph und Benjamin, doch Benjamin ſtarb ſchon am dritten Tage. Die Mutter aber blieb durch Gottes Hülfe wohl. Wer hätte ihr, der kleinen, ſchwächlichen Frau, das jemals zugetraut, daß ſie neun Söhne und ſechs Töchter glücklich zur Welt bringen würde! Freilich ging es durch mancherlei Proben und Uebungen und nur die Hand des Herrn half überall hindurch.

In meiner Gemeinde hatte ich keinen beſondern Kampf. Gottes Wort wurde gern und fleißig gehört und äußerlich herrſchte gute Ordnung, auch mit der Armuth hatte ich wenig zu ſchaffen, da es immer Arbeit und Verdienſt gab. So mußte denn Alles immer wieder zum Dank gegen den Herrn ſtimmen, der durch Alles zum rechten Ziele hindurch hilft.

Im Auguſt des Jahres 1856 machte mein Wilhelm das Landexamen in Stuttgart mit, ohne jedoch, wie es ſich voraus ſehen ließ, in das niedere evangeliſch-theologiſche Seminar nach Schönthal aufgenommen zu werden. Nun wollte ihn ſein Pathe, Herr

Le Grand, in Fouday zum Landwirth ausbilden lassen, allein, wir entschlossen uns, ihn noch ein Jahr in der Sindelfinger Schule zu lassen, und das Landexamen nochmals zu versuchen. Am 12. Oktober reiste ich mit ihm zu Fuß über Wildbad, Dobel, Eberstein, Baden-Baden und Straßburg ins Steinthal. Wir trafen den theuren väterlichen Freund, Herrn Le Grand, leider sehr leidend an, so daß er manchmal kaum reden konnte. Er hatte aber eine große Freude und dankte für unsern ganz unerwarteten Besuch mit Thränen, dem lieben Wilhelm aber that diese weitere erste Reise nach Körper, Geist und Gemüth sehr wohl und er ging dann getrost wieder an seine Schülerarbeit in der Hoffnung, die Reise ins Steinthal noch manchmal machen zu dürfen, wozu er auch herzlich eingeladen wurde.

Am 23. November starb auch unser lieber Joseph, ein schwaches Kind, dem auch die zärtliche Sorgfalt einer Amme das armselige Leben nicht länger fristen konnte. Kinderkrankheiten und allerlei Sorgen wechselten, aber durch dieß Alles führte glücklich eine unsichtbare Hand hindurch und am 29. November 1856 konnte ich mein funfzigstes Lebensjahr mit Segen, Dank und Lob des Herrn zurücklegen. Leider war der liebe Onkel Handel in Nauheim, der ehrwürdige Greis, nicht mehr hienieden. Er war bereits zur Ruhe der Kinder Gottes eingegangen, und am 16. April 1857 folgte auch nach einem heißen Läuterungs-

feuer mein alter väterlicher Freund Le Grand. Ich hatte ihn also im Oktober 1856 zum letztenmal gesehen. Wie freudig werden sich die Seligen, von so vielen Banden befreiten Geister in der Ewigkeit begrüßen! Ja, ja, die Kinder Gottes dürfen sich in Wahrheit des Wiedersehens freuen, denn sie haben ihre Kleider helle gemacht im Blute des Lammes und alle Schwachheit um und an, ist von ihnen abgethan. Es wird eine unaussprechliche Freude sein, so vielen Geliebten einmal wieder zu begegnen. Wie werde ich mich freuen, einmal einen Falk, Bahnmaier, Le Grand, meinen seligen Schwiegervater u. s. w. auf einmal wieder zu treffen!

Aber freilich, „es geht durchs Sterben!“ Das mußte ich in den Jahren 1857 und 1858 ganz besonders erfahren. Mein altes Magen- und Unterleibsleiden verschlimmerte sich immer mehr, und ich besuchte zweimal das Bad Dizenbach, weil die Quelle durch einen Wolkenbruch augenblicklich Noth gelitten hatte. Es war ziemlich besser geworden. Als wir nach Stuttgart kamen, war unser lieber Wilhelm zum zweiten Mal im Landexamen. Zu unserem Schrecken trafen wir ihn sehr elend an, denn er hatte die entzündliche Ruhr schon mitgebracht. Mühselig schleppte er sich zwei Tage lang fort, machte dabei noch zur Verwunderung sein Griechisch und Lateinisch gut. Doch endlich war nichts mehr möglich. Er schrieb mit zitternder Hand: „Weiter kann ich nicht mehr, Gott

helfe mir! Amen." Ich holte eine Kutsche, man mußte ihn hineintragen, ich brachte ihn ins Elternhaus, wo er mehrere Wochen schwer darniederlag und sich nur nach und nach erholte. Da er das Examen am dritten Tage nicht mehr mitmachen konnte, so wurde er nicht als Seminarist, sondern durch die Gnade des Königs nur als Staatshospes aufgenommen; als Seminarist hätte er mich fast nichts gekostet, als Hospes (Gast) ist er mir immerhin noch kostspielig. Es war aber eben nun einmal sein höchster Wunsch, Theologie zu studieren und es ging ihm im Seminar zu Blaubeuern, Gott sei Dank, recht gut.

An mich selber aber kam das Leiden immer heftiger. Zwar versah ich mein Amt immer noch und brachte so Advent und die übrige Festzeit, wo ich noch mehrmals an einem Tage zweimal predigte, ohne alle Aushülfe durch. Aber es war zuviel für meine Kräfte, es war erzwungen und ich mußte es schwer büßen. Ach, die liebe Hausfrau hatte Recht, wenn sie mich oft dringend zur Schonung ermahnte. Ich wollte es lange nicht glauben. Aber es waren doch schon bedenkliche Umstände, wenn ich zuletzt regelmäßig schon in der Festzeit an einem fürchterlichen leeren Würgen im Magen, Morgens früh nach zwei Uhr aus dem Schlaf erwachte. Dennoch machte ich fort, bis ein fürchterlicher Ausbruch von Magenkrampf kam, der mir alle Kraft und Besinnung nahm, und keinen ärztlichen Mitteln weichen wollte. Ich betete zuletzt in freien

Augenblicken, in denen ich die lieben Meinigen der Treue und Barmherzigkeit meines Gottes und Heilandes befahl:

„Meine Wallfahrt geht zu Ende,
Und der Sabbath bricht heran,
Die durchgrab'nen Füß' und Hände
Haben All's für mich gethan!"

Unter solchen Umständen ist's aus mit einer langen Vorbereitung, man muß sich kurz resolviren, und einen herzhaften Sprung in die überschwängliche Gnade Gottes in Christo machen. Nach acht Tagen sandte der Herr ein Mittel, das wenigstens den ärgsten Krampf stillete. Es wurde allmählig bis auf einen gewissen Grad besser; allein ich mußte doch um einen Vikar bitten. Wie ein Sterben war es mir nun, als man mein Studierzimmer räumen mußte, und ich konnte es ohne Thränen kaum mit ansehen. Meine liebe Frau tröstete mich, und sagte, daß ein anderer Auszug für sie viel schwerer und schmerzlicher gewesen sein würde. Unterdessen wurde es im April 1858 wieder so ordentlich, daß ich nicht umhin konnte, meine lieben Confirmanden um mich zu versammeln. Ich wagte hie und da eine Kinderlehre am Sonntag, unternahm die Confirmation, hielt das heilige Abendmahl, dann sank ich wieder zurück, der Krampf im Magen zeigte sich wieder, kaum konnte ich allein nach Bad Dizenbach, wo ich noch ganz allein war, im Mai sehr schlechte Witterung und anfangs schwere Nächte

und Tage hatte. Es war ein wahres Gefängniß, ein Pönitentiarhaus für mich, so viel Liebe man mir auch erzeigte. Aber es wurde beſſer, und da mein ehemaliger Zögling Le Grand aus dem Steinthal auch kam, blieb ich ſieben Wochen dort. Allein erſt in Bad Teinach, wohin wir noch kurze Zeit gingen, wurde es noch beſſer. Ich verabſchiedete meinen lieben Vikar Grözinger, der auch ſchon eingepackt hatte, gab mit Freuden Religionsunterricht in der Schule, konnte ordentlich zu Mittag eſſen, war vergnügt mit meinem lieben Albert Le Grand, ſchrieb einen Brief, u. ſ. w., da kam auf einmal, wie aus heitrem Himmel, ein Ungewitter, ich wurde ohnmächtig und ſank zurück. Von da an war ich ſehr matt. Zwar unternahm ich es, meinen Freund ins Steinthal zu begleiten, glaubte aber in Straßburg liegen bleiben zu müſſen. Doch mit Gottes Hülfe, langte es bis ins Steinthal, wo ich mit der größten Liebe aufgenommen und verpflegt wurde. Nur erſt nach mehreren Tagen wagte ich es, auf das Grab meines lieben väterlichen Freundes Le Grand zu gehen. Es war mir ſchwer, doch auch wieder wohl zu Muthe, da, neben dem Staube von Oberlin und ſeiner treuen Dienerin Luiſe Schöppler. Nach zehn Tagen fühlte ich mich ziemlich geſtärkt und kehrte glücklich zu den Meinigen zurück. Dennoch war ich äußerſt angegriffen; das Eiſenbahnfahren hatte meinem ſchwachen Magen ſehr zugeſetzt. Bald kamen wieder heftige Schmerzen, halbe Ohnmachten und meine

liebe Frau begleitete mich abermals in großer Noth ins Bad Teinach. Die ersten Tage und Nächte waren schrecklich. Ich fürchtete keinerlei Schrecken und Schmerzen mehr. Erschießen, Erstechen, Todtschlagen, Erwürgen u. s. w. erschien mir erträglicher. Doch der Herr half wieder aus dieser tiefsten Tiefe. Ach, wie oft war ich wie zerschmettert, o, mein Gott, vor Deinem Dräuen und Zorn, der Du mich zu Boden geworfen hattest, daß all' mein Gebein erzitterte.

Ach wie oft habe ich in diesen schweren Tagen, Wochen und Monaten des Jahres 1858 in meiner Einsamkeit bei Tage und Nacht geseufzt, gerungen, gefleht:

„Jesu mein Jesu, erbarme dich mein!"

Oder: „Jesu, mein Heiland, ich bitte dich,
Heile, heile, heile, hilf und errette mich.
Hilf nach Leib, Seele und Geist!
Allermeist, wo du weißt, daß es mich quält,
Und daß es mir fehlt!
O Jesu, erbarme dich.

Mein Gott, mein Vater, ich rufe zu dir:
O erbarme dich und hilf doch mir!
Erbarme dich über Weib und Kind,
Die ja doch auch die Deinigen sind." u. s. w.

Nur kurze Seufzer vermochte ich, bald still, bald laut auszustoßen. Lange Gebete vermochte ich nicht mehr. Meine Gebete waren kurze, abgebrochene Seufzer. Das nämliche wohl hundert, wenn nicht tausend

Mal wiederholt, ein faſt ununterbrochenes ſtilles Flehen vor dem Herrn. Nun, der Herr hat ſein Ohr nicht vor mir verſchloſſen, denn obgleich ich heute noch nicht im Stande bin, mein Amt allein zu verſehen, hat mich mein Gott doch von den ärgſten Qualen erlöſt und ich will ihm heute, (den 15. Oktober 1858) da ich ſo ganz einſam bin, und meine liebe Frau mit zwei Kindern nach Winzerhauſen iſt, danken mit einem Liede. „Gelobt ſei mein Gott, der mein Gebet erhört und ſeine Güte nimmer von mir wendet!“ — — — Hier endet ſeine Selbſterzählung. In dem letzten Briefe, den er an den Herausgeber dieſer Lebensbeſchreibung am 20. November 1858 ſchrieb, und worin er beſonders ſeine ernſten ökonomiſchen Sorgen bei ſechs Kindern und einem Vikar ausdrückte, faßte er die Trübſal der letzten ſchweren Zeit in Folgendem zuſammen:

Herzlich geliebter Freund!

Bald wird es ein Jahr, daß ich invalid geworden bin und einen Vikar halten muß. Es kommt mich ſchrecklich ſauer an, ſo unthätig herumzuſitzen oder zu liegen. Ich probiere es immer wieder, predige, halte Kinderlehre, mache Krankenbeſuche, aber — es will nicht mehr gehen nachher, und das Magenleiden wird wieder ärger. Alle meine Bäder den Sommer über, ein Vierteljahr über, haben mich nicht viel weiter gebracht. Vielleicht ſind Geſchwüre im Magen, wie

ein Arzt meint, vielleicht ist's nur in den Nerven — man weiß es nicht. Unterdessen bin ich der geplagte Theil, muß Blattern ziehen lassen, Höllenstein schlucken und sollte fast dem Quietismus mich hingeben, weil jede Anstrengung das Uebel ärger machte. In Gottes Namen! Einmal muß jeder Mensch gekreuzigt werden. Wenn wir nur mit dem Gekreuzigten wieder zum neuen Leben auferstehen." . . .

Wie nun der theure Dulder in seinen letzten Nöthen vollends dem Tode seines Heilandes ähnlich wurde, das erzählt seine — um ihrer Kinder willen nach Tübingen übergesiedelte Wittwe — schlichter Weise in Folgendem.

Der Winter war meinem geliebten Mann ein fortlaufender Seufzer, für sich, für uns und für die Gemeinde, die er so treu auf seinem Herzen trug. War es Tag, so sehnte man sich gegen Abend unbeschreiblich nach ein paar Stunden Ruhe. Doch nach Mitternacht kam schon wieder der Schmerz und wir sehnten uns nach dem Tage. Jedoch war er bei allen diesen Leiden immer noch heiter und glaubensfreudig und suchte uns auf alle Weise selbst aufzuheitern. Kam ein Freund, so vergaß er ein wenig seine Schmerzen, oder spielte und sang noch mit uns, und sagte auch oft: „Singet und spielet mir nur, dann vergeße ich meine Schmerzen."

In der letzten Zeit vor Ostern hatte er immer noch große Hoffnung, das Wildbad werde ihm wieder

Geneſung bringen; oft ſagte ich dann: „Aber, lieber Mann, wir werden eben nicht mehr hinkommen!“ „Ja,“ ſagte er jedesmal, „du wirſt ſehen, wir kommen noch hin.“ Einige Zeit vor unſerer Abreiſe kam die für uns ſehr erfreuliche Nachricht, daß unſer älteſter Sohn Wilhelm, durch die Gnade des Königs zum Seminariſten aufgenommen ſei, die Freude griff ihn jedoch ſo ſehr an, daß ich ihn am Abend dringend bat, einen kleinen Spaziergang mit mir zu machen, in der Hoffnung, es ſollte ihm im Freien beſſer werden. Wir gingen die Straße nach Merklingen. Ich trug ihm ſein Stühlchen nach, auf welches er nach zwanzig bis dreißig Schritt ſich wieder hinſetzen mußte. Als wir an einer Anhöhe ankamen, bat ich ihn, umzukehren, doch er wollte durchaus auf die Höhe, um die Sonne untergehen zu ſehen. Gerade langten wir oben an, als die Sonne ganz ſchön und lieblich ſich allmählig hinter die Berge ſenkte. Bei dieſem Anblick breitete er ſeine beiden Arme aus und rief: „Gott ſegne Euch alle meine Lieben überall hin, er behüte Euch, und führe Euch glücklich und ſelig! Dank Allen, die mir Liebe erwieſen haben, ja großen Dank allen meinen Freunden und Wohlthätern, die mir der Herr geſchenkt hat!“ So ergreifend dieſe Scene war, eben ſo erſchütternd war der Heimgang. Er wurde gleich nachher ſo ſchwach, daß ich glaubte, er werde mir leblos auf der Straße niederſinken, immer rief er: „Halte mich, ich falle, es iſt ſo dunkel vor meinen

Augen.“ Ich sah immer nach Hülfe, konnte aber keinen Menschen entdecken; nach unbeschreiblicher Noth und Angst brachte ich ihn doch noch die kurze Strecke vor Anbruch der Nacht nach Hause, und von da an machte er keinen Ausgang mehr, und war immer in einem höchst aufgeregten Zustande. Doch sprach er Alles im Zusammenhang, und sein Liebstes war: Gott zu loben und zu danken. Ebenso hörte er auch, wenn es die große Schwäche zuließ, am liebsten Lob- und Dankpsalmen, oder Psalmen von der Hülfe des Herrn, und so lange ich sie ihm vorlas, hörte sein immerwährendes Seufzen auf. Manchmal konnte er spaßhaft sagen: „Der liebe Gott hat mir ein sonderbares Prämium gegeben, ein Seufzerprämium und auch einen besondern Orden, den Kreuzesorden. Gegen das Frühjahr, als unsere Tochter Rosalie confirmirt werden sollte, war ihm dieß das Schwerste, sie nicht mehr selbst confirmiren zu dürfen, die Erinnerung daran machte ihn auf einmal todtkrank. Doch ging auch dieser schwere Tag, da weder Vater noch Mutter der heiligen Handlung beiwohnen konnten, mit Gottes Hülfe und unter dem Beistand treuer Verwandte und Freunde vorüber.

Unsere einzige äußerliche Hoffnung war noch immer das schon so vielen Genesung bringende Wasser im Wildbad. Wir wollten gleich den Dienstag nach Ostern abreisen, Doch, da unser treuer Arzt und Hausfreund Dr. Lechler von Leonberg kam, und die

äußerste Gefahr sah, trieb er zur Eile, und bestimmte uns, noch am Ostermontag abzureisen, doch gab er mir zu verstehen, daß wir das Aeußerste wagen und daß es wohl kommen könnte, daß ich meinen lieben Mann nicht mehr lebend nach Hause bringe. Doch da mein lieber Mann in aller Schwäche noch den festen Willen hatte zu gehen, so wagte ich es mit Hülfe meines ältesten Sohnes. Morgens, als er erwachte, sagte er noch: „Nun, liebe Frau, jetzt kommt der neue Morgen!" Dieser neue Morgen bezog sich auf ein Verschen, das er in letzter Zeit der Aufregung gemacht und worauf er auch eine passende Melodie componirt hatte. Dieser Vers heißt:

„Herz, mein Herz, was willst du sorgen?
Warte bis zum andern Morgen,
Wird ein neuer Morgen graun,
Wirst du Gottes Hülfe schaun."

Neben diesem diktirte er uns noch öfter Verse, von welchen hier einige mitfolgen.

„Wenn ich sterb', so ist's kein Schade,
Sondern vielmehr eine Gnade;
Denn meine lieben Kinderlein
Werden alsdann um so frömmer sein."

„Geht's so fort, muß euer Vater sterben,
Und wird das Himmelreich ererben,
Und wenn ich werd' gestorben sein,
So schicket euch im Glauben drein."

„Seid zufrieden,
Was Gott beſchieden,
Das ſoll geſchehn,
Zuletzt muß Alles herrlich gehn."

„O, du lieber Vater, du
Biſt nun in der ew'gen Ruh,
Darfſt nicht mehr zagen und klagen,
Wie in den Erdentagen;
Schauſt nun das ew'ge Licht,
Und deinen Herrn von Angeſicht."

Das letzte Verschen diktirte er mir im Wildbad, als wir am 30. April den Geburtstag meines vor ſechs Jahren entſchlafenen Vaters feierten, welchen er immer ſo herzlich geliebt hatte.

Als wir nun, um wieder zu unſerer Reiſe ins Wildbad zurückzukehren, einen ſo ſchönen Morgen nach manchen unfreundlichen Tagen und Wochen als freundliches Reiſegeſchenk vom Herrn uns zueignen durften, traten wir die Reiſe mit friſchem Muth und frohen Lebenshoffnungen an. Es ging auch Alles über Erwarten gut, mein lieber Mann erholte ſich in der friſchen Luft, und die vielen blühenden Bäume machten ihm große Freude. Wir langten Nachmittags glücklich in Wildbad an und eilten gleich der heilbringenden Quelle zu, auch fühlte der liebe Mann ſofort eine Beruhigung in ſeinem ganzen Weſen. Den andern und noch einige Tage mußten wir ihn zu beiden Seiten führen, jedoch bälder, als wir

erwartet, konnte er schon des Morgens allein, kräftig und rüstig zur Quelle gehen, und erquickte sich an dem schönen Choral und der guten Musik daselbst. Sein Zustand schien so schnell geändert, daß sich auch fremde Personen, welche uns in den ersten Tagen gesehen hatten, sehr darüber wundern mußten. Einmal sagte er auch: „Nun, liebe Frau, du hast einen kranken Mann ins Wildbad gebracht, und so Gott will, kannst du einen gesunden mit nach Hause bringen.“

Doch dieß war im Rathschluß Gottes anders beschlossen; obwohl er täglich, besonders auf die Bäder sich kräftiger fühlte, sagte er doch mehrmals: „Die Leute täuschen sich, sie meinen, es fehle mir in den Gliedern, und mein Leiden ist und bleibt eben im Magen, mit den Gliedern wollte ich bald über alle Berge. Auch stiegen wir öfters ziemlich hoch auf die nahen schönen Berge und genossen mit großer Begierde die belebende und erfrischende Luft. Immer eben, wenn auch unter Leiden, hätte er doch noch gerne gelebt für das Wohl der Seinigen, wie er es auch öfters in der letzten Zeit aussprach, da er sah, wie schwer die Trennung für uns wurde. So sehr wir aber, und mit uns viele Freunde auch darum baten und meinten, es sei nicht möglich, ohne den geliebten Gatten und Vater zu leben, so war eben doch das Ziel seiner Leiden und der Eingang zu seligen Freuden näher, als wir ahnten. Nachdem wir fünf Wochen im Wildbad zugebracht hatten, und es

in der letzten Zeit schon wieder schlimmer geworden war, fing erst das heftigste Leiden gleich nach unsrer Ankunft hier an. Es blieben weder Speisen noch Getränke mehr bei ihm, und nach einem kleinen Genusse hatte er unsägliche Schmerzen, bis der Magen auf eine erschütternde Weise, wo wir oft glaubten, er werde darüber zusammenbrechen, wieder Alles von sich gab.*) Doch auch da noch wollte er einen letzten Versuch wagen und bestimmte uns fünf Tage vor seinem Heimgang, mit ihm nach Stuttgart zu fahren. Ich entschloß mich dazu mit großer Angst. Wir brachten ihn glücklich nach Stuttgart, erkundigten uns auch nach der uns so sehr empfohlenen Kur. Was mir jedoch das Angelegentlichste bei dieser Reise war, konnte ich zu meiner großen Beruhigung noch ausführen, daß ich nämlich sein Bildniß durch einen guten Photographen sehr getreu, freilich schon als das Bild eines sterbenden Mannes, fünf Tage vor seinem Heimgang bekommen konnte.**) Acht Tage darauf ruhte seine Hülle schon im Schooß der Erde.

*) Die Section nach seinem Tode erwies sein Leiden als eine unheilbare Magenverhärtung, die sich (vielleicht in Folge seiner früheren Entbehrungen und der Nichtberücksichtigung einer bei Geistesanstrengung doppelt nothwendigen wichtigen Diät) seit Jahren gebildet hatte.

D. H.

**) Nach dem Lichtbilde wurde eine Lithographie gefertigt, welche zwar volle Aehnlichkeit zeigt, aber keine Spur von der Freundlichkeit und Heiterkeit des Antlitzes wiedergiebt.

Nach dieſer Reiſe war er ſehr ſchwach, doch da die Schmerzen ſpäter nachließen, ſchöpften wir ſchon wieder neue Lebenshoffnungen. Einmal ſagte er Nachts im Schlaf: „Die Wiederverſammlung und das Wiederſehen wird ſein auf dem Berge Zion.“ Und Sonntags, als der Nachbar, welcher uns nach Stuttgart geführt hatte, uns beſuchte, ſagte er: „Dieß war meine letzte Reiſe, die nächſte geht in die Ewigkeit, nehme Er ſich meiner Frau als Freund und Nachbar an, es wird Ihm in der Ewigkeit belohnt werden.“ Fragte ich ihn: „Haſt du einen Kampf?“ „Ach nein! Weißt ja wohl, mit meinem Magen habe ich immer einen.“ „Macht dir aber nichts ſchwer?“ „Ach nein! Glaubet mir, es geht beſſer, als ihr denket.“ Ein paar Tage vor ſeinem Ende drückte ich ihm ſchon die Augen zu als einem Sterbenden, ſein Leben war nur noch ein immerwährendes Sterben. Doch war er innerlich ſtets voll Ruhe. Nur die Seinigen waren noch ſeine einzige Sorge. Ueber ſeinen Seelenzuſtand ſagte er: „Gott kann mich ja nicht in die Hölle thun, da würde ich gewiß nicht hintaugen, und wenn ich in den Himmel komme, ſo will ich ſagen: „Da kommt ein armer Sünder her, der gern durchs Lösgeld ſelig wär'.“ Einer Frau, welche ihn noch ſehen wollte, und die ihn damit tröſtete, man könne jetzt gern ſterben, da man einer ſo böſen Zeit entgegen ſehe; antwortete er: „Wohl, aber meine liebe Frau und meine Kinder!“ Einmal, als ich

ſagte: „Aber wo wird ſich mein niedergebeugter Geiſt noch aufrichten können, wenn ich dich nicht mehr habe?“ ſagte er: „Bete die Lieder: „Schwing dich auf zu deinem Gott“ ꝛc., und, „So lang ich hier noch walle, ſoll dieß“ ꝛc. Immer ſtiller wurde er in den letzten Tagen, wo er meiſt in halber Ohnmacht lag. Den vorletzten Morgen ſagte er: „Da vornen ſteckt mir noch etwas!“ Als ich ihn fragte, was denn? erwiderte er: „Das ſteckt mir noch: Schwing dich auf zu deinem Gott, wer hat mir denn ſo ein Päckchen da vornen hingelegt? ſchnüret es doch auf und macht mir leichter!“ Ich konnte mir leicht erklären, was ihm noch ſo ſchwer auf dem Herzen lag, es war die Sorge für ſeine ſtets ſchwache und angegriffene Frau und ſeine ſechs meiſt unerzogenen Kinder, welche er immer ſo zärtlich geliebt hatte. Den letzten Tag fühlten wir wohl, daß eine Todesſchwäche eingetreten war, doch verlangte er noch aus dem Bette; nach einer längeren Ohnmacht während des Ankleidens machte er ſelbſt noch einen Schritt in den Lehnſeſſel, kam aber gleich in eine Todesſchwäche, wir dachten, ſeine theure Seele werde nicht wiederkehren, doch nach Kurzem ſah er uns wieder feſt an und ſo war ſein letzter Blick auf uns und den hellen heitern Himmel gerichtet. Sprechen konnte er nicht mehr, doch gab er auf einige Fragen zu verſtehen, daß er noch ein Bewußtſein habe. Nach einer Stunde Kampfes war die treue Seele Mittwoch Nachmittags nach zwei Uhr

den 22. Juni 1859 — ihres irdiſchen Daſeins entbunden, und was er noch wenige Tage vor ſeinem Ende zuletzt geſpielt und geſungen hatte, war wahr geworden: „Es iſt noch eine Ruh vorhanden ꝛc.“ Die letzten Strophen: „Bald iſt der ſchwere Kampf geendet, bald, bald der ſaure Lauf vollendet, dann gehſt du ein zu deiner Ruh,“ wiederholte er. Wir mußten ihm ſeine Erlöſung von Herzen gönnen, und mit Lob und Dank ihm die Augen zudrücken, ſo ſchmerzlich, ach! ſo unheilbar auch die Wunde iſt, die mir dadurch geſchlagen wurde.

Der Tag ſeiner Beerdigung ſchien recht finſter und regneriſch werden zu wollen, doch immer ließ ich es mir nicht nehmen, daß ſeine Ueberreſte noch im hellen Sonnenſchein der Gnade Gottes zu ihrer Ruhe kommen werden, und ſo finſter es den ganzen Morgen ausgeſehen hatte, ſo freundlich ſchien noch die Sonne in ſein Grab. Ein tiefer Friede hatte ſich in ſeinem Angeſichte ausgedrückt, und die Vielen, welche ihn noch ſehen wollten, meinten, er dürfte nur wieder die Augen aufmachen, um wieder Kinderlehre halten zu können, was ihm zu ſeinem und der ganzen Gemeinde großen Freude im letzten Winter noch öfter möglich geweſen war. Große Theilnahme und ein höherer Segen war an ſeinem Grabe fühlbar.

Mit innerer Ruhe und Freudigkeit konnten wir, die wir ihm in ſeinem an Liebe ſo reichen Leben die Nächſten geweſen waren, dem Schooße der Erde über-

geben sehen. Die tröstliche Rede und das Gebet von unserm verehrten lieben Freund, Pfarrer Pfleidern in Warmbronn, sowie auch das treu entworfene Bild, das der theure Freund, Stadtpfarrer Gros von Zawelstein, noch ganz, wie es ihm aus dem Herzen floß, der trauernden Gemeinde gab, hatte die vollste Zustimmung aller Herzen. Auch unser bisheriger Vikar Elsäßer, der sich meiner immer in der so schweren Zeit als Freund und Christ angenommen hatte, erquickte unsere Herzen durch Gebet und durch den kräftigen Trost des Wortes Gottes, gleich nach dem Hinscheiden des Geliebten, so wie auch durch die Predigt in der Kirche. Ein Leben voll Liebe, voll Treue und voll Hingabe an den Herrn und die Lieben, welche ihm nahe standen, eine glückliche Ehe von beinahe einundzwanzig Jahren, in welcher er der Engel meines Lebens war, hat nun für diese Zeit geendet, um sich in der rechten Heimath erst herrlicher zu entfalten. Wir blicken ihm voll Sehnsucht nach und sprechen: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobet!"

Zum Schluße stehe noch der Nachruf hier, welchen der eben genannte Freund, Stadtpfarrer Gros von Zawelstein, einst Pfarrer in der Nähe von Lauterburg, am Grabe des Entschlafenen gesprochen hat.

Geliebte Brüder in Christo! Nur in der Absicht war

ich heute hieher gekommen, dieſem Leichenbegängniß ſtill anzuwohnen, und ſo meinem lieben entſchlafenen Freund durch Begleitung an ſeine Ruheſtätte den letzten Liebesdienſt zu erweiſen. Nun wurde ich aber aufgefordert, einige Worte an ſeinem Grabe zu reden und gerne entſpreche ich dieſer Aufforderung, indem mein eigenes Herz das Bedürfniß fühlt, ein Zeugniß davon abzulegen, was der nun vollendete Seelſorger dieſer Gemeinde auch mir und wohl Vielen geweſen iſt. Es ſei mir daher erlaubt, nur in wenigen kurzen Zügen eine Schilderung ſeines Lebens und Weſens zu geben, wie es ſich mir während unſeres früheren mehrjährigen freundſchaftlichen Zuſammenſeins unmittelbar dargeſtellt hat. Eine Reihe von Jahren iſt freilich ſeither verfloſſen, in welchen uns nur je und je wieder zuſammen zu kommen vergönnt worden, und deren letzte Hälfte ſchwere Leiden ihm gebracht hat, während er zur Zeit unſeres Zuſammenſeins noch in der beſten ungebrochenen Kraft des Mannesalters ſtand. Aber nur deſto mehr Intereſſe dürfte es darbieten, eine Schilderung aus dieſer Zeit ſeines fröhlichſten Wirkens zu vernehmen, in welcher übrigens auch diejenigen, die ihn ſpäter kennen gelernt haben, ihn ebenſo erkennen werden, wie ich ihn auch in den letzten Jahren und auch bei gebrochener Kraft als den alten Freund wieder gefunden habe.

Der Grundzug ſeines Weſens war im vollſten und beſten Sinne **kindlicher Glaube**, der ihn

unbedingtes Vertrauen auf die Führungen seines himmlischen Vaters setzen lehrte, und der um so lebendiger und stärker wurde, je häufiger er auf seinem wechselvollen Lebensgang im Großen wie im Kleinsten die handgreiflichsten, oft wunderbaren Proben der göttlichen Vatertreue mit den Seinigen machen durfte. Das eigentliche Lebenselement dieses seines Glaubens und Gottvertrauens war die fröhliche Gewißheit seiner Rechtfertigung und Erlösung durch Jesum Christum unsern Heiland. Mit herzlicher Demuth bekannte er sich vor ihm als einen armen, erlösungsbedürftigen Sünder, der nur durch seine überschwengliche Gnade gerecht und selig werden wollte, und daher diese Gnade auch zum Grundthema seiner Predigten machte, der aber ebenso auch beflissen war, von ihr sich züchtigen zu lassen, und aus ihr Kraft zur Erfüllung seiner Lebensaufgabe und seines besondern amtlichen Berufs zu schöpfen. Eine besonders liebliche Frucht dieses gläubigen Heiligungstriebes war ein lauterer, redlicher Wahrheitssinn, der von Grund des Herzens alles Unwahre, alles Gemachte und Erkünstelte haßte, allenthalben so, wie er's im Innersten meinte, sich äußerte und darstellte, und besonders auch seinen Freunden rückhaltslos sich hingab. Wie er selber arglos war und ohne Falsch, eine eigentliche Nathanaelsseele, so war er auch geneigt, von seinen Mitmenschen das Beste zu denken und Alles zum Besten zu kehren, und diese Liebe, die Alles hofft und

Alles glaubt, gab ihm die Kraft, selbst bei bittern Erfahrungen die Pflichten und Obliegenheiten seines Berufes immer wieder mit neuem, frischem Muth in Angriff zu nehmen. Dabei war er frei von aller schroffen Einseitigkeit, vielmehr bei aller fröhlichen Glaubensentschiedenheit war ein wesentlicher Grundzug seines Charakters eine liebevolle Weitherzigkeit, womit er an alle Diejenigen von den verschiedensten Glaubensparthieen sich anschloß, welche den Herrn Jesum lieb hatten. Wesentlich mögen dazu freilich seine besonderen Lebensführungen beigetragen haben, welche ihn in die vielseitigste Berührung mit ernsten Christen der verschiedensten Gegenden, Stände und Richtungen gebracht haben. Deswegen behielt er auch einen offenen, empfänglichen Sinn für Alles, was irgendwo Wichtiges fürs Reich Gottes sich zutrug, so wie auch für wissenschaftliche Interessen und Fragen, und es war ihm ein Bedürfniß, über die Angelegenheiten des Reiches Gottes im Kreis der Seinigen und vertrauteren Freunde sich zu besprechen, und die gegenseitigen Ansichten auszutauschen. Sein reger, lebhafter Geist konnte ihn zu kräftigen und energischen Aeußerungen und Handlungen, ja selbst zu einzelnen Uebereilungen fortreißen, wie im Lieben, so konnte er auch im Eifern den Donnerskindern ähnlich werden, aber auch solchem Eifer ward der wehthuende Stachel dadurch genommen, daß man ihm abfühlen mußte, wie redlich er es meinte, und daß der Drang

der Liebe und der Zucht ihn bewog, gar bald wieder mildere Saiten anzuschlagen.

So hat er im Kreis der Seinigen, denen er mit der innigsten und herzlichsten Liebe zugethan war, so auch in der Mitte der Gemeinden gewirkt, zu welchen der himmlische Vater ihn als Hirten und Seelsorger berufen hat. Und wie glücklich fühlte er sich in seinem geistlichen Beruf; wie lebte er in demselben; mit welch lebhafter und dankbarer Freude erzählte er im Kreise seiner Freunde die erfreulichen Erfahrungen, welche er in seiner amtlichen Wirksamkeit machen durfte! wie gern war er aber auch bereit, dafür seinem Heiland allein die Ehre zu geben und bei gegentheiligen Erfahrungen sich selbst zu demüthigen, und im Gefühl seiner eigenen Unvollkommenheit und Sündhaftigkeit bis zum Ende seines Lebens zu sprechen:

„Hier kommt ein armer Sünder her,
Der gern ums Lösgeld selig wär."

Darum wird auch sein Andenken im Segen unter uns bleiben.

Seine Gemeinde und seine liebe, mit ihm so innig verbundene Familie hat wohl ein harter Schlag getroffen, aber es wird ihnen auch ein reicher Segen zurückbleiben aus den Tagen ihres Zusammenlebens mit ihm, ihrem Seelsorger, Gatten und Vater. Möge den schwergeprüften Hinterbliebenen als unentreißbares Erbtheil besonders derselbe kindliche Glaube und dasselbe lebendige Gottvertrauen bewahrt bleiben,

deſſen Kraft ſo oft an dem entſchlafenen Gatten und Vater und an ihnen mit ihm ſchon bisher ſich erprobt hat, und auch fortan an ihnen ſich erproben wird. Der Gott des Friedens aber, der von den Todten ausgeführt hat den großen Hirten der Schaafe durch das Blut des ewigen Teſtaments, unſern Herrn Jeſum Chriſtum, der mache ſie und uns alle fertig in allem guten Werk zu thun ſeinen Willen, und ſchaffe in uns, was vor ihm gefällig iſt, durch Jeſum Chriſtum, welchem ſei Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.

Gedruckt im Rauhen Hauſe.

In demſelben Verlage ſind ferner erſchienen:

Lebensbilder der inneren Miſſion.

I. **Bähring, B.,** Gerhard Groot und Florentius, die Stifter der Brüderſchaft vom gemeinſamen Leben. 15 Sgr.

II. Leben und Denkwürdigkeiten der Frau Eliſabeth Fry. 2. Aufl. 2 Bände. Mit Portrait. 1 ℛ 6 Sgr.

III. **Eckart,** Sara Martin, die Schneiderin. 7½ Sgr.

IV. **Orme, G.,** Roger Miller oder Leben und Wirken eines Stadtmiſſionars in London. 12 Sgr.

V. **Kayſer,** David Nasmith, der Arbeiter für Stadtmiſſion, Jünglingsvereine und jegliche Thätigkeit zum Aufbau der Kirche Chriſti. 12 Sgr.

VI. **Bähring, B.,** Johannes Tauler und die Gottesfreunde. 12 Sgr.

VII. Das Leben des Johannes Falk. 7½ Sgr.

VIII. **Brandis, Dr. B.,** das Leben des Sir Thomas Fowell Buxton. 18 Sgr.

IX. **Kayſer,** Leben des engliſchen Staatsmannes und Sclavenfreundes William Wilberforce. 12 Sgr.

X. Capitain Hedley Vicars' Leben und Heldentod. 12 Sgr.

XI. Das Pfarrhaus zu Beckenham unter den Arbeitern mit Schaufeln und Hacke, nebſt Erinnerungen an Hedley Vicars. 20 Sgr.

XII. Denkwürdigkeiten **Amalie Sieveking's.** Mit Vorwort von Dr. Wichern. 2. Aufl. br. 1 ℛ. Eleg. geb. 1 ℛ 12 Sgr.

BX8080.D46
Das Leben des württembergischen Pf
Andover-Harvard 000000244
3 2044 077 888 592

1 2 3 4 5 6 7 8 9

DENNER: Johannes.
AUTHOR
Das Leben des
TITLE
Württembergischen

Call Number
BX
8080
.D46

DENNER: Johannes.
Das Leben des württembergischen Pfarrers Johannes Denner.

BX
8080
.D46

Ferner erschienen im Verlage der Agentur des Rauhen Hauses:

August Neander. Ein Beitrag zu seiner Charakteristik von Dr. O. Krabbe. 18 Sgr.

Adolph Monod's letzte Worte an seine Freunde und an die Kirche. Zweite autorisirte Ausgabe. 12 Sgr.

dito Velin-Ausg. Mit Portrait. eleg. geb. 27 Sgr.

dito Lucile. Für Leser der heil. Schrift. 22½ Sgr.

dito Das Weib. 2. Aufl. cart. 7½ Sgr.

dito Velin-Ausgabe mit Goldschn. 10 Sgr.

Wichern, Dr., Der Dienst der Frauen in der Kirche. 2. Aufl. cart. mit Goldschn. 10 Sgr.

Grandpierre, J. H., Traurigkeit und Trost, oder das Evangelium unter dem Kreuze gepredigt. Den Leidenden gewidmet. 18 Sgr.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben

Amalie Sieveking's,

in deren Auftrage von einer Freundin derselben verfaßt.

Mit Vorwort von Dr. Wichern.

2. Aufl. br. 1 ℛ. Eleg. geb. 1 ℛ 12 Sgr.